

Editorial

Als in der Nacht zum 15. April amerikanische Kampfflugzeuge zum Angriff auf Libyen ansetzten, liefen die neuesten Ausgaben der US-Nachrichtenmagazine »Time« und »Newsweek« durch die Druckerpressen. Sie machten mit dem Thema Libyen auf, brandaktuell, die Entwicklungen vorwegnehmend. »Newsweek« beschrieb detailliert die möglichen militärischen Operationen. Und es hatte den stellvertretenden Direktor des Institut Français des Relations Internationales, Pierre Lellouche, um einen Gastkommentar gebeten. Sein Titel: »Reagans verwirrter Männlichkeitswahn«.

In den Tagen danach gab es neue Nachrichten von der Geschlechterfront: Der französische Staatspräsident Mitterrand habe den »Nadelstich« gegen Libyen abgelehnt und statt dessen einen umfassenden Angriff gefordert, der zu einem Sturz Gadhafis hätte führen können. Die US-Regierung schob nach: Nicht allein Großbritanniens Premierministerin Thatcher habe den Angriff unterstützt, auch andere westeuropäische NATO-Staaten seien dafür gewesen. Die »New York Times« nannte Namen: Bundeskanzler Kohl und Italiens Ministerpräsident Craxi hätten den Angriff begrüßt, aber zugleich erklärt, diese Position nicht öffentlich vertreten zu können. US-Präsident Reagans Stabschef Regan drohte grundsätzlich: Jedes Land, das »terroristische Aktionen« unterstütze, könne zukünftig Ziel amerikanischer Angriffe sein. Reagan selbst nannte das nächste Ziel: Nicaragua sei ein »sicheres Haus« und ein »Kommandoposten« des »internationalen Terrorismus«. Nicaragua, berichtete die »Financial Times«, werde in Washington für einen Bombenanschlag auf ein US-Konsulat in Costa Rica verantwortlich gemacht.

»Verwirrter Männlichkeitswahn«? Wohl kaum allein und zuerst, und wieso verwirrt? Aber wer mag in diesen immer schnelleren Zeiten, wo alles fließt, nichts hält, noch von Imperialismus reden; up, up and away. Die ideologische Verschiebung ist politisch nützlich, verstellt den Blick — und sie ist auch nicht zufällig: Männer, Männlichkeit ist ein neues Thema. Die Kulturindustrie stürzt sich darauf, Zeitschriften entdecken den Mann. Der alten Dame »Vogue« gesellte sich die »Männer Vogue« hinzu. Der Rowohlt-Verlag, der vor Jahresfrist erst die Taschenbuchreihe »Frauen aktuell« gekippt hatte (vgl. *Das Argument* 153, 723-724), startete im Mai 1986 eine neue Reihe: MANN.

Männer sind ein neuer entwicklungsfähiger Markt für die Konsumgüterindustrien. Wo in der »Vogue« der redaktionelle Text vor lauter Anzeigen kaum mehr auffindbar ist, bleibt in der »Männer Vogue« einsteilen noch Platz zwischen den Anzeigen: »Titan und Gold. Eine Verbindung wie ein Mann und seine Uhr.« »Muß man dem Mann das Altern ansehen? Biotherm Homme.« »KL Homme. Für den Mann, der seine Grenzen selbst bestimmt.«

»Tempo« heißt das Magazin der neuen, schnellen Männer; prominente Frauen verraten dort ihren Traumtyp. Hanna-Renate Laurien, Westberlins neue Bürgermeisterin, bestimmt die männlichen Grenzen lieber selber: »Ein Mann soll nicht wie ein Affe aussehen. Korrekte Kleidung, gepflegtes Äußeres, feine Wäsche — das gehört dazu. Durchaus auch eine Perle in der Krawatte. Aber Ohrring und Parfüm — bitte, wenn er eine findet, die ihn bezahlt. Ich

nicht.« Doris Dörrie, Regisseurin, ist weniger wählerisch: »Was einer anhat, ist mir völlig wurscht, solange er ein Mann bleibt.«

Was aber ist ein Mann? Doris Dörrie weiß die Antwort: »Männer sind immer völlig von den Socken, daß wir ihnen tatsächlich auf die Hose gucken. Klar tun wir das. Viel mehr als ihren Hoseninhalte haben sie ja nicht mehr.« Über drei Millionen Menschen haben Dörries Film »Männer« in den ersten drei Monaten dieses Jahres gesehen, fast soviel wie den neuesten James Bond »Im Angesicht des Todes«. Und was erzählt Dörrie, damit die Massen strömen? Es ist die Geschichte eines Mannes, der zur Sache geht, sich seine Frau dadurch sichert, daß er deren Freund zum rechten Mann macht, sich gleich, erfolgreich: Typ Laurien — nur ohne Perle. Geschnarcht wird am Anfang wie am Ende des Films, im Ehebett — wo sonst. Vorbei sind die Zeiten der Zarah Leander: »Wer wird denn weinen ...«. Sicherheit ist das Stichwort.

Ende der siebziger Jahre hatte Helge Pross für »Brigitte« eine Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau unternommen. Ihre Bestandsaufnahme der alltäglichen Wirklichkeit erklärt den Erfolg jenes Films: »Die gegenwärtige Ordnung des Geschlechterverhältnisses wird von der großen Mehrheit der Männer bejaht. (...) Für die gegenwärtige Ordnung der Gesellschaft insgesamt ist die heutige Ordnung der sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern funktional.« Wenn es schon so ist, wie es ist, dann muß man wenigstens im Kino drüber lachen dürfen, lauthals.

* * *

Vier Aufsätze über Männlichkeit und Männer in diesem Heft. Doch wie schreibt man/frau über Männer, wie schreibt es sich über Männer? Die vier Texte versuchen es auf unterschiedliche Weise, teils direkt, teils eher distanziert. Der direkte Zugriff liegt nahe: Max Frisch zitiert in »Montauk« Montaigne, Gerhard Herrgott in diesem Heft Augustinus, Rousseau und Ludwig Marcuse als Gewährsmänner. Aber läßt sich so einfach und direkt über Männer, Männlichkeiten reden? Schnappt die Falle des Sichausstellen-Müssens, -Wollens nicht doch wieder zu, diese so männliche und zugleich so kontrollierte, absichernde Weise, das Innerste zu hegen — falls überhaupt gesprochen wird? »Nichts fürchte ich mehr als Aal«, sagt Witold Gombrowicz. »Naive, geradlinige Offenheit in der Literatur taugt nichts ... Je künstlicher man ist, desto mehr kann man aufrichtig sein, die Künstlichkeit gestattet dem Künstler, sich den schamhaften Wahrheiten zu nähern.« Er hat jedermann im Blick, der sich aufschreibend dem Innersten stellt: »Der Schriftsteller existiert nicht, jedermann ist Schriftsteller, jedermann kann schreiben«.

Doch was passiert, wenn der Sexualitätsdiskurs als zentrales Moment der Geschlechterverhältnisse durchschaut wird? Herrgott gibt einen provokanten und zugleich problematischen Hinweis auf (s)eine Bedingung, das Innerste der Männlichkeit zu begreifen, nämlich die sexuelle Treue der Frau: »Ich vermute, daß *das Vertrauen, nicht der sexuellen Konkurrenz anderer Männer ausgesetzt zu sein*, mir erst die Möglichkeit eröffnet hat, den Schein dieser Konkurrenz zu durchschauen: die Konkurrenz der Männer um Geld und Macht in ihrer gan-

zen Häßlichkeit wahrzunehmen, durch den sexuellen Anschein in etwas Faszinierendes und Natürliches (gar noch in die Natur der Frau) verwandelt.« Und wenn sich die Frau nicht einverständlich dem gesellschaftlich tief verwurzelten Herrschaftsanspruch des Reinheitssymbols unterwirft, wenn dem Mann die Sicherheit nicht gegeben wird, was passiert dann?

Der offene Blick von außen auf die Konkurrenz der Männer um Geld und Macht, was setzt er frei, um den Alltag zu verändern, in dem Männer Männer sind, Geschichte machen? Wie verhalten sich beispielsweise Männer, dem Sexualitätsdiskurs unterworfen, als Kollegen, Vorgesetzte, Politiker? All die Verkehungen, Verschiebungen des Innersten in äußere Macht und vor allem Herrschaft, ihre politische Bedeutung: zum Beispiel der Personalchef, der die sexuelle Verweigerung einer Frau, formal unangreifbar, arbeitsrechtlich »bearbeitet«; oder der so männliche US-Präsident Reagan, dessen Massenwirksamkeit, dessen Politik nicht verstanden werden kann, wenn die politischen Dimensionen der Geschlechterverhältnisse ausgeblendet bleiben — sie und viele andere Weisen von Männlichkeit sind konkret zu untersuchen, sind noch immer weitflächig unbekanntes Land.

Schließlich: Sind die verschiedenen Weisen von Männlichkeit zeitlos und jenseits einer Welt erklär- und veränderbar, die nicht nur auf Macht, sondern eben auch auf Herrschaft gründen? Ruhen sie im Geheimnis letzter Dinge, wie es die Lacansche Rede von der »Anrufung von außen, vom Vater, letzten Endes von der symbolischen Ordnung« nahelegt? Oder ist der patriarchalische Mann letztlich doch nicht mehr als der »Pfauenschwanz der Menschheit«, der »seiner ganzen Art den Untergang bereitet« — und für den es keinen Zoo gibt, »in keinem Himmel bei keinem Gott«, und der deshalb zum Untergang verdammt ist (Volker Elis Pilgrim)?

Die Frage bleibt: Wie schreibt sich Männlichkeit, schreiben sich Geschlechterverhältnisse konkret und empirisch in das »Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« ein? »Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, was sie produzieren, als auch damit, wie sie produzieren.« (MEW 3, 21) jor

Nach Tschernobyl

Der Reaktorunfall im ukrainischen Tschernobyl markiert nicht den Beginn einer neuen Zeitrechnung. In Tschernobyl ist nur vorgefallen, was mit statistischer Sicherheit zu erwarten war — irgendwo auf der Welt. Und was wieder geschehen wird. Auch die zivile Nutzung der Atomenergie zur Energieerzeugung wird nicht beherrscht. Angesichts des in den Reaktoren angehäuften radioaktiven Gefahrenpotentials kann jeder Unfall weltweite Auswirkungen haben.

Wenn wir das heute so schreiben, dann haben wir gelernt: Unsere selbstverständlichen Hoffnungen — bis in die sechziger Jahre und teilweise noch darüber hinaus — auf die großtechnische zivile Nutzung der Atomenergie, der verworfenen militärischen Nutzung entgegengesetzt, waren naiv. Die Fragen, die diese Erkenntnis aufwirft, sind längst nicht beantwortet. »Die Fähigkeit, die Verknüpfung zwischen dem Widerspruch, der sich am Arbeitsplatz geltend

macht, und den Widersprüchen, die quer durch die gesamte Gesellschaft auftreten (Frieden, Umwelt, Frauenbefreiung, individuelles Ausdrucksbedürfnis) zu erfassen und auszudrücken, erfordert also das Wachsen einer komplexen Fähigkeit des Wissens und der Gestaltung, die über einzelne Parteiformationen hinausgeht«, schrieb Pietro Ingrao im *Argument* (154, 812). Tschernobyl wie Harrisburg — und auch beispielsweise das fast vergessene Bhopal —, sie machen deutlich, daß unsere theoretischen und praktischen Anstrengungen nicht auf die »alten« Widersprüche beschränkt bleiben dürfen. Wir müssen die gesellschaftlich — und teilweise unseren Vorstellungen — querliegenden Widersprüche einbeziehen; und dazu gehört die Frage der zivilen und militärischen Nutzung der Atomenergie. Auch hier haben wir zu lernen.

Bedrückend war die Reaktion auf Tschernobyl. Den Regierenden in Bonn wie Washington und anderswo war sie nützlicher Anlaß im neuen Kalten Krieg. Das wundert höchstens in der zynischen Art und Weise, wie hier Öffentlichkeitspolitik betrieben wurde. Richtig bedrückend aber war die Reaktion in Teilen der Linken, in der Szene: Aufklärung, Politik ade; die individuelle Flucht vor der Wolke für den, der Beziehungen, Geld, Möglichkeiten hat — bis nach Brasilien und auf die Kanarischen Inseln; der bis ins Absurde getriebene private Versuch, sich selber zu schützen, wo es wenig zu schützen gab und noch weniger geben wird. Was bedeuten jederzeit mögliche großtechnische Unfälle wie in Tschernobyl für ein Projekt der Linken, was sind die politischen Folgen?

Tschernobyl stellt die Fragen nur ein wenig drängender, die wir ohnehin zu beantworten haben: Tschernobyl ist unser Alltag, auch wenn er statistisch nur gelegentlich stattfindet. jor

Zum fünfzigsten Todestag von Karl Kraus

»Über Offenbach kommen's hinüber,
da hat's keine Not,
nur wär's ihnen lieber,
ich wär' 50 Jahr tot.« Karl Kraus

Ein toter Karl Kraus ist ein guter Karl Kraus, mögen sich die bürgerlichen Zeitungen sagen, deren ideologischen Roman Karl Kraus Zeit seines intellektuellen Lebens gegengelesen hat. So loben sie seine Sprache als Abstraktion von der Sache, stellen seine Person aus als Abstraktion von der Bürgerwelt.

Als wäre der Zeitschriftenmacher Kraus nicht vor allem ein Analytiker gewesen, dessen Material sie lieferte: die »Kompagnie von Profit und Phrase«, die Mächtigen und die Reichen, deren Regierungen, Gewaltapparate, Massenmedien, Ideologen, dazu die »sozialen« Phraseologen der verbürgerlichten und korrumpierten Kräfte auf der Linken (während zum Beispiel Rosa Luxemburg einen Ehrenplatz in der *Fackel* erhielt).

Und da die Kompagnie von Profit & Phrase täglich ihr Material weiterliefert, kommen wir über den Tod von Karl Kraus noch immer nicht hinweg. Sein Buch *Die letzten Tage der Menschheit* ist befreiende Pflichtlektüre. Es ist eine einzige große Materialanalyse, zugleich (Ver-)Dichtung und wirkliche

Darstellung der Gesellschaft des deutsch-österreichischen Imperialismus im Ersten Weltkrieg.

»Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.« (Die letzten Tage der Menschheit, Vorwort)

Wir müssen uns keinen Heiligen in der Gestalt von Karl Kraus vormachen. Es geht darum, Kraus zu nutzen, damit wir uns nützen angesichts der wieder einmal überhandnehmenden Macht der Phrase. Wie Günther Anders in den sechziger Jahren die Phrasen des Vietnamkrieges zur Erkenntlichkeit verändert hat (nachzulesen im *Argument* 45/1967 und 51/1969), brauchen wir heute solche Kritik als Praxis vieler angesichts der Weltherrschaftspläne der um die USA sich scharenden neuen Rechten und ihrer im Namen des »Freien Marktes« angestrebten Kriege, die immer auch von Feld- und Fischzügen in der Sprache begleitet sind.

W.F.H.

Zum Tode von Reinhard Opitz

Reinhard Opitz ist tot. Fast dreißig Jahre sind wir einen gemeinsamen Weg gegangen — eine Zeitlang herzlich befreundet, dann einig streitend, dann uneinig zerstritten. 1959 im Westberliner SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), da stand das *Argument* noch auf unsicheren Kinderbeinen, während Reinhard schon in *Konkret* lange politische Analysen schrieb, die er meist im Cafés verfaßte und in letzter Minute per Telefon nach Hamburg diktierte. Diese ausgreifende und zugleich konzentrierte Lebensweise ist es, was ich am heftigsten erinnere.

Die nächsten Jahrzehnte arbeitete er leidenschaftlich daran, die Kontinuitäten aufzuzeigen, die von Weimar über den Faschismus in den Nachkriegsliberalismus führten. In unsere Diskussionen um den Faschismus (*Argument* 87/1974) mischte er sich ein. Er war ständiger Mitarbeiter seit 1974. Im Streit um den Primat des Ökonomischen oder des Politischen bewies er mit seinen atemlosen Studien praktisch den Primat des »Politischen«, insofern die ökonomisch Herrschenden sich die politische Macht aneignen. Wiewohl seine Studien nicht einfach nur Belege für die Strategien der Weltkapitale sind, sondern — gerade indem sie die politischen Kalküle untersuchen — zugleich vorführen, welche ungeheure Dimension das Politische hat und wie sehr es eigener Untersuchung bedarf (statt einfach aus der Profitlogik abgeleitet zu werden), waren es gerade unsere ideologietheoretischen Untersuchungen zur relativen Autonomie des Politischen und seiner Gesetze und zur Frage der Massenwirksamkeit, des Populismus der Rechten, die ihn gegen uns aufbrachten. Er hatte so lange über die Schuldigen geforscht und die Beweise gegen sie zusammengetragen, daß ihm unsere anderen Fragestellungen nach der Reproduktion von Herrschaft auch über die Beherrschten wie eine Art Freispruch gegen jene und eine Abweichung erschien, die zu bekämpfen war. Wir waren nicht weise genug, diesen Gegensatz beizeiten produktiv zu wenden. Auf einem Blatt zur Vorbereitung der Aprilredaktionssitzung steht: Punkt 1, Reinhard Opitz wieder zum Schreiben gewinnen. Es ist zu spät.

Frigga Haug

Theodor Bergmann als neuer Ständiger Mitarbeiter

Mit großer Freude begrüßen wir Theodor Bergmann im Kreis der Ständigen Mitarbeiter. Geboren 1916, hatte er sich seit seiner Jugend in der Kommunistischen Opposition (KPO) um August Thalheimer engagiert. Er war Mitglied des Sozialistischen Schülerbundes und wurde 1929 wegen kommunistischer Agitation von der Schule verwiesen. Von 1933 bis 1946 lebte er als Landarbeiter in der Emigration, und zwar nacheinander in Israel, in der Tschechoslowakei und schließlich in Schweden. Nach seiner Rückkehr wurde er Redakteur der neugegründeten Zeitschrift *Arbeiterpolitik*. Ab 1952 wandte er sich der Landwirtschaft zu, die er nun akademisch erlernte, arbeitete 1964/65 ein Jahr bei der Ernährungsorganisation der UNO, habilitierte sich 1968 und wurde schließlich 1973 Professor für international vergleichende Agrarpolitik in Hohenheim. Seine zahlreichen Veröffentlichungen behandeln politische und agrarpolitische Fragen vor allem der sozialistischen Länder und der Dritten Welt. Eine Geschichte der KPO steht kurz vor der Fertigstellung.

In einer Zeit, in der so manche(r) sich vom Marxismus verabschiedet, ist es uns besonders wichtig, einen Freund und Mitarbeiter dazuzugewinnen, der wie wenige in unserem Land der marxistischen Sache treu geblieben ist, ohne je auf Kritik und selbständiges Denken zu verzichten.

W.F.H.

Verlagsmitteilungen

Dieselben Kirchen, die das völkermordende faschistische Regime bis zum Schluß als göttlich eingesetzte Obrigkeit stützten, hatten wie keine andere Macht die Kraft, sich den Versuchen der Gleichschaltung und der Zerstörung ihrer Einflusssphäre zu widersetzen. *Jan Rehmanns* Studie über *Die Kirchen im NS-Staat* (AS 160) läßt ein Stück Feinstruktur ideologischer Macht hervortreten — mit ihren Artikulations- und Praxisformen, ihren Effekten der Subjektion, die zugleich die Bedeutung von Widerstandspositionen bekommen können; deutlich wird dabei die Hegemonieunfähigkeit der Weimarer Linken gegenüber Kirchen und Christentum, die die faschistische Besetzung des Religiösen erleichtert hat. Sie erscheint als *Band 2* der Reihe *Ideologische Mächte im deutschen Faschismus*; Untersuchungen zur Rolle Funktion der Philosophie sollen folgen.

Die Reihe *Grundstudium* setzen wir mit dem SH 64 über *Massenmedien und soziale Herrschaft* fort. Wie funktionieren Herrschaftsverhältnisse, die ja nicht allein auf Zwang beruhen, sondern zugleich Zustimmung der Beherrschten organisieren? Die Hamburger Arbeitsgruppe *Herrschaft und Ideologie* hat unter der Leitung von *Frigga Haug* einen orientierenden Überblick über das Spektrum von Theorien sozialer Herrschaft erstellt — geeignet als erster Einstieg und zum Gebrauch in Seminaren. Die Theorien von Marx/Engels, Max Weber, Gramsci, Althusser und Foucault werden mit feministischen Theorien, dem Ansatz des »Projekt Ideologie-Theorie« und Analysen von Ernesto Laclau und Stuart Hall konfrontiert. Ihre Brauchbarkeit wird an Materialanalysen (»Schwarzwaldklinik«; »Beverly Hills Cop«; Leitartikel der FAZ) erprobt.

Klaus Holzkamps Beitrag über »Widersprüche und Perspektiven psychologischer Arbeitslosenforschung« eröffnet den Schwerpunkt »Arbeitslosigkeit« im *Forum Kritische Psychologie 18* (AS 132). Weitere Themen sind Arbeiterbiographieforschung (W. Deppe, F. Kroll), Sozialarbeit und das Narzißmus-Konzept in der Psychoanalyse.

Last not least: *Band 4* des *Kritischen Wörterbuchs des Marxismus* ist fertig! Zwischen den Buchstaben K – L findet man Stichwörter zu Kapital, Keynesianismus, Kolonialismus, Krisen des Marxismus, Kulturrevolution, Leninismus, Linksradikalismus, Literatur, Luxemburgismus, Lysenkismus und noch viele andere. *Band 5* ist in Arbeit und folgt im Herbst.

T.L.

Günther Anders

Terrorlüge und Lügenterror

(diktiert am 25.4.86)

I

Es hat in der Geschichte niemals eine furchtbarere und konstantere Terrordrohung gegeben, als die Bedrohung der gesamten Menschheit durch Amerika in der Zeit, als dieses das *atomare Monopol* besaß. Die Bebombung von Hiroshima und Nagasaki hatte gar nicht den Japanern gegolten, sondern war — ja wohl: schon damals — eine terroristische Bedrohung der Sowjetunion gewesen. *Das bloße Haben der Atombombe war bereits deren terrorisierende, nämlich erpresserische, Verwendung.* Und SDI ist, wie ich bereits vor einem halben Jahre in der Frankfurter Rundschau ausgeführt hatte — demnächst werde ich diese These explizit in Buchform vorlegen —, der *Versuch, durch Selbstschutz diese terrorisierende Monopolposition zurückzuerobern.*

II

Effektiv ausgeübte Terrorisierung, mit hunderttausenden von Ermordeten, die vor ihrem Tode den Vereinigten Staaten niemals das mindeste angetan hatten, war *die durch Kennedy — jawohl durch den »Ich bin ein Berliner«-Kennedy — fürchterlich gesteigerte Intervention in Vietnam* gewesen. Neben diesen Hunderttausenden sind die Opfer des sogenannten libyschen Terrors am kleinen Finger der linken Hand abzuzählen. Und täglich sterben an der Grenze von Nicaragua weit mehr.

III

Daß der B-picture-Schauspieler unter diesen Umständen den Mut hat, die paar auf Einzelindividuen verübten Anschläge mit dorflehrerhaft erhobenem Zeigefinger zu rügen, mit der Bebombung von Städten zu bestrafen und damit zu drohen, die 7-Millionenstadt Teheran aus der Luft zu attackieren, das ist nicht nur der entsetzlichste Terrorismus, das stellt außerdem eine nur mit klinischen Termini bezeichnbare *Heuchelei* dar. Ebenso erschreckend ist es, daß die mehr als 200 Millionen Amerikaner von diesem Manne durch den sanften Terror des TV so zu Analphabeten der Moral gemacht werden konnten, daß sie die sogenannte »Bestrafung« und die wirkliche Bedrohung und Zerstörung bejahen, ja sogar stolz »heroisch« applaudieren. 200 Millionen gegen 3 Millionen. Bescheiden. Und ebenso erschreckend ist es schließlich, daß gewisse Staatsoberhäupter, namentlich europäische, männlichen und weiblichen Geschlechts, die kaum ein Gesicht haben, das sie verlieren könnten, ihre Aufgabe in der Mitbekämpfung des nur unter Schwierigkeiten (siehe Westberlin) nachweisbaren libyschen Terrorismus sehen und sich ihrer verlässlichen Hilfe rühmen. Sie alle sind »*Collaborateurs*«, die sich *genauso würdelos benehmen, wie sich Laval seinem Eroberer Hitler gegenüber benommen hatte.* Gleichgeschaltete! Ist es höchste Zeit, daß wir Europäer jene Parole der amerikanischen

Monroe-Doktrin, auf die die Amerikaner so stolz sind: »Amerika den Amerikanern!« variieren und ausrufen: »Europa den Europäern!«?

IV

Terrorismus ist kein Faktum, sondern stets eine Ausrede. Eine Ausrede, die Washington immer dann verwendet, wenn es befürchtet, seine territorialen Weltansprüche könnten beschnitten werden. In diesem Falle der Anspruch auf das Mittelmeer, das Reagan als »mare nostrum americanum« beansprucht; und das er durch Aggression zu beherrschen wünscht. Diese Angriffe nennt der Hollywood-man (der europäische Geschichte genauso wie die Millionen der seit langem in bloßes Publikum verwandelten Amerikaner ausschließlich aus Hollywood-Filmen kennt) »Kreuzzüge«. Nicht ganz zu Unrecht. Denn nach den Punischen Kriegen waren diese bis zu Napoleons Zeit die blutigsten Europas gewesen.

V

Gegen Libyen *speziell* hat Reagan gewiß gar nichts. Er hat dort genausowenig verloren wie in der Großen Syrte, deren Beschiffbarkeit er als heiliges Recht kühn verteidigt. Das ganze Abenteuer gilt in Wirklichkeit *Ägypten*, wo sich vor kurzem eine bis heute nicht ganz durchsichtig gewordene Rebellion — ob der Armee oder der Polizei, das blieb unklar — abgespielt hat; eine Rebellion, die offensichtlich fundamentalistisch im Sinne des Ayatollah Khomeini gewesen ist. Nicht zufällig rühren sich die Amerikaner nun auch schon im Süden von Ägypten: nämlich im Sudan. Keine Frage: Ägypten soll zerniert werden. Und es soll verhütet werden, daß plötzlich eine kolossale islamische Koalition entstehe, die von Teheran bis Tripolis, schließlich vielleicht sogar bis Marokko reichen würde; und die tatsächlich nicht nur Israel furchtbar gefährden könnte, sondern auch die auf Südrußland gerichteten Raketenstellungen der Amerikaner im Nahen Osten zur Wirkungslosigkeit verurteilen würde. Um diesen Plan, die heiligen Rechte Amerikas auf die Mittelmeerküste Afrikas zu retten, durchzusetzen, ist es *nötig, dort Terroristen zu finden, die man dann bestrafen kann.* Gäbe es keine Terroristen dort — und ob es welche gibt, ist nicht so sicher — *Washington würde sie erfinden.* Aber was heißt hier »würde«? Noch einmal: *Terrorismus ist in diesem Falle kein Faktum, sondern eine Ausrede.*

Volker Braun

Der Mensch ohne Zugehörigkeit

Ich saß im »La Méditerranée« einem Mann gegenüber, der, indem er mich lange nicht wahrnahm, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. (An sich war ich es ja, meines bandagierten Kopfes wegen, der elend auffiel.) Er war etwa meines, also noch guten Alters, sonnengebräunt, trug einen legeren Anzug von Yves Saint-Laurent, dazu Turnschuhe an den bloßen Füßen. Er hatte die »Libération« über den Tisch geworfen, so daß mir eben Platz für mein Bier blieb; er trank einen Pernod und bestellte dann eine Flasche Chablis. Während ich die Zwiebelsuppe löffelte, hatte ich Zeit, ihm bei seinen Verrichtungen zuzusehen. Er aß zwölf Austern aus dem Eis, ließ sich dann über das Fleisch berichten, bestimmte Gewürze und Herdzeit, sah sich selber das Gemüse an, Auberginen, Avocados, mixte sich den Salat, verlangte verschiedene Soßen, die er wie eine kleine festliche Barrikade im Bezirk seines Tellers aufbaute, und aß endlich, den Blick hinter der stählernen Brille auf ein großes antikisches Gebäude jenseits des Platzes gerichtet, das blutige Steak. Er schien mir, ja gewiß! ein Mensch ohne Angst. Ein Mann mit Vertrauen in die Dinge.

Er bewies es; er blickte auf und begann:

»Sehen Sie dieses Gebäude, es ist das Théâtre Odéon, das wir im Mai 68 besetzten. Ich sage *wir*, welches Wort damals verwendet wurde, als wir in Kommunen lebten. Als wir uns als Kollektiv verstanden, als eine Generation.« Er säuberte mit einem Zahnstocher seine kräftigen Zähne. »Wir diskutierten, wir schrien in dem roten runden Zuschauersaal, wir sprangen auf die Plüschsessel. Es war der jugendliche Protest gegen die Autorität, gegen den Staat und die Macht.« Er spuckte unvermutet in das Lokal. »Es war der Anfang, ein Radau. Wir waren Studenten, Lehrer, Angestellte des Systems ... wir haben das hinter uns gelassen.« Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Sie sind ruhiger geworden«, erwiderte ich.

»Nein« sagte er, »radikaler. Wir haben die geruhsamen Ideale fahren lassen, die Hoffnung auf universale Befreiung als Klasse. Der Sozialismus — war ein Sofa aus Großvaters Zeiten, so durchgessen, daß man sich nicht mehr daraus erheben konnte. Kein Wunder: wenn so viele darauf sitzen. Wir haben es zum Sperrmüll geworfen, wir haben, aber so kann ich nicht sagen, ich habe zu handeln begonnen.«

Der Garçon reichte den Käse, und mein Gegenüber langte zu.

»Ja, wie?« fragte ich. »Wo sind sie geblieben, Ihre Genossen?«

»Wo sind sie, das ist schwer zu sagen. Jedenfalls nicht in der Politik ... Dort, wo sich der Fortschritt ereignet. Wo die Gesellschaft geändert wird.«

»Ja, oh ja, reden Sie!«

»Ich bin in die Höhle des Löwen gegangen, Werbefachmann in der Industrie. Ich war beteiligt am Gewinn, ich habe Verantwortung übernommen. Ich habe der Konkurrenz das Geschäft verdorben, eine ruinierte Firma an Land gezogen und mein eignes Produkt entwickelt. Surfbretter — ich komme eben

aus der Karibik, wo ich ein neues Modell erprobte.« Er schob mir eine Messerspitze Roquefort hin. »Das Angenehme läßt sich mit dem Nützlichen verbinden. Ich bin Unternehmer und Arbeiter im selben Betrieb. Da haben Sie die Revolution, die das Leben lohnt.«

»Das Ihre, mein Herr.«

»Das aller. In einer Gesellschaft der individuellen Initiative! In der der Einzelne endlich zu seinem Recht kommt: sein persönliches Produkt garantiert seine persönliche Freiheit. Der Freiheit des Unternehmers, seine Leute zu entlassen, tritt die Freiheit des Arbeiters entgegen, eine bessere Arbeit zu erfinden. Die liberale und die technologische Revolution bedingen einander, es ist eine Revolution der Moral und der Mikroprozessoren. Die massenhaften Medien versöhnen die beiden Bereiche; ich kann — und Sie können, und er kann«, er zeigte auf den Garçon, der den Kaffee servierte, »der Gesellschaft gegenüber allein auftreten, als Produzent und als Kommunikator: und sich, mit den Mitteln der Technik, als einzelner Gehör verschaffen. Das Ende der Kollektive ist das Ende der Unterdrückung.«

»Gibt es nicht«, sagte ich verträumt, »Haie in der Karibik?«

»Ja, man sieht sie von fern ... Ich kann mich verwirklichen: ich kann auf meine Kosten kommen.«

»So gehören Sie keiner Organisation an —«

»Ach was.«

»Keiner Gewerkschaft.«

»Wozu?«

»Keiner Partei!«

»Aber nein.«

Ich schwieg erregt.

»Meiner Familie, nun ja wohl, das ist das letzte Band«, er lächelte, »ein loses ...«

»So sind Sie«, rief ich —

»Ich bin ich«, er verbeugte sich ironisch, »zu meinen Diensten, Freund.«

Er war es, ich hatte ihn getroffen, von dem hier überall die Rede war: der Mensch ohne Zugehörigkeit, *l' homme sans appartenance*.

Er steckte sich eine Gauloise in den Mund.

Der neue Mensch, der allen Bindungen entsagt hat, der nicht länger auf die alten Lösungen setzt, sondern sich selbst in die Bresche wirft! Während bei Renault die Tausenden auf die Straße fliegen, während die Preise steigen, während es regnet, während Kriege vorbereitet werden: er lebt, er schafft, er ist da! Während die britischen Miners kämpfen, während die Kinder Eritreas verhungern, während die Mülldeponien wachsen: er macht etwas aus dem Tag. Der Streikbrecher, der Aktivist, der lachende Dritte! Während die Wälder sterben, während der Mut sinkt, er sitzt mit starrem Auge an seinem Computer, vor dem Börsenblatt, beim Dessert. Er ist davongekommen, der Selbsthelfer, der Erfinder seines eigenen Lebens.

Die Hoffnung, die Gefahr, der Mann von heute.

Ich sah ihn auf seinem Surfbrett über die grünen Wellen der Karibik gleiten, tief unter sich die Schatten der Korallen.

»Fürchten Sie sich nicht?« fragte ich. »So weit hinauszufahren in das Element der Haie?«

»Alle fürchten sich; man darf nicht an sie denken. Meine Frau ist hysterisch ... ich werde mich von ihr trennen. Ich liebe, mein Herr, ich liebe die Haie. Haben Sie je seine leuchtenden Flossen gesehen? Was für ein schönes, freies Tier.«

Er zahlte, mit einer Scheckkarte, deren er sechs oder acht in einem ledernen Etui bei sich trug, nahm seinen Staubmantel, schaute noch einmal zu mir her, während aus meinem Kopfverband das Blut sickerte, aber hatte mich wohl vergessen und bestieg auf der Place de l'Odéon seinen Wagen.



W.F.HAUG:
FASCHISIERUNG
DES
SUBJEKTS

Wolfgang Fritz Haug

Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts

Normalität — Gesundheit — Schönheit — Leistungsfähigkeit — Fitness: die nazistischen Ausrottungspolitiken als Kehrseite der »gesunden Normalität« im Rahmen eines nachholenden Fordismus. In diesem Buch wird das Zusammenwirken von Bereichen untersucht, die zumeist isoliert betrachtet werden. Entscheidend sind die Resonanzbeziehungen zwischen den institutionellen Diskursen und den Normalisierungspraktiken im Alltag — dem »Do it yourself« der Ideologie. Wie zu Beginn des Jahrhunderts am Syphilis-Paradigma, so könnte sich heute am AIDS-Syndrom ein neuer Rassismus bilden ... Ideologische Mächte im dt. Faschismus 1 Argument-Sonderband AS 80 17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Bob Connell

Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse*

Wir befinden uns gegenwärtig inmitten der wichtigsten Veränderung in den Sozialwissenschaften und im westlichen Gesellschaftsdenken überhaupt seit Mitte des 19. Jahrhunderts, als die sozialistische Klassenanalyse starken Einfluß ausübte. Zwar wurden Fragen der Sexualität und der Persönlichkeitsentwicklung seit Beginn dieses Jahrhunderts von der Psychoanalyse hervorgehoben, aber außerhalb eines sehr engen therapeutischen Zusammenhangs galten die Freudschen Lehren immer als spekulativ. Die Familiensoziologie und die Psychologie der Geschlechterrollen und der Geschlechterunterschiede fristeten jahrzehntelang ihr Dasein als ziemlich nebensächliche akademische Spezialfächer. Die traditionelle Anthropologie richtete ihre Aufmerksamkeit viel stärker auf Verwandtschaftsverhältnisse; jedoch trugen ihre Interessen zu dem Eindruck bei, daß Geschlechterfragen nur in »primitiven Gesellschaften« von Bedeutung sind. Diese Sichtweise wird auch von so bekannten zeitgenössischen Theoretikern wie Jürgen Habermas vertreten. In seiner Neuformulierung des historischen Materialismus erscheint das Geschlecht ausschließlich als ein »Organisationsprinzip« der Vorklassengesellschaften.

Im wahrsten Sinne des Wortes muß diese Ansicht als veraltet und überholt gelten. Die Schwulenbewegung und der Feminismus der »Zweiten Welle« haben jetzt die Einsicht unvermeidlich gemacht, die bereits von einigen Theoretikern in den vierziger Jahren nahegelegt worden war: Sexualität, Kindesentwicklung, die Familie, Verwandtschaft sowie Übereinkünfte über »Geschlechterrollen« sind Teile eines Ganzen. Das Ganze ist eine gesellschaftliche Struktur, keine biologische. Neben anderem ist es eine Struktur von Macht, Ungleichheit und Unterdrückung, eine weitläufige Struktur von großer Vielschichtigkeit und großem Folgenreichtum für unsere Angelegenheiten — ebenso, wie sie es für die Stammesgesellschaften und die Gesellschaften des Altertums war.

In dieser Beziehung ist die Struktur voll mit der Struktur der Klassenverhältnisse vergleichbar, die das Hauptanliegen der Gesellschaftsanalyse gewesen ist, seit die »Armee der Übelbeseitiger (redresser)« (Thompson) vor hundertfünfzig Jahren auf die Weltbühne marschierte und die Klassenfragen unvermeidlich machte. Diejenigen, die das Übel sexueller Unterdrückung beseitigen wollen, produzieren gegenwärtig kritische und analytische Literatur von einer solchen intellektuellen Lebendigkeit und praktischen Bedeutung, wie das in keinem anderen Bereich der Sozialwissenschaften der Fall ist.

Es ist nicht Absicht dieses Aufsatzes, die Bedeutung von Geschlechterfragen für die Gesellschaftsanalyse nachzuweisen. Dieser Beweis ist mittlerweile abschließend erfolgt. (Leser und Leserinnen, die damit nicht vertraut sind, können ihn bei Michèle Barrett, besonders für die europäischen Verhältnisse, und

* Theorising gender, zuerst erschienen in: *Sociology* 19(2) 1985, 260-272. — Mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Zeitschrift *Sociology*. Übersetzung: Michael Fechner; redaktionell überarbeitet.

bei Hester Eisenstein für die USA nachlesen.) Ich möchte vielmehr untersuchen, *welche Art* von Gesellschaftstheorie über Geschlechterverhältnisse wahrscheinlich am angemessensten ist, wenn gegenwärtiges Wissen, aktuelle Verhältnisse und Politik vorausgesetzt werden.

Reichweite

Die Reichweite einer Gesellschaftstheorie der Geschlechterverhältnisse läßt sich nicht einfach bestimmen. Eine Reihe spekulativer Abstraktionen scheinen sie zu definieren, z.B. »Dialektik des Geschlechts« (Firestone), »Reproduktionsverhältnisse« (Centre for Contemporary Cultural Studies) sowie die erstaunliche neue Wissenschaft »Zweigestaltigkeit (dimorphics)« (Strober). Aber dies sind eher Schlagworte einer bestimmten Art und Weise der Theoriebildung als genaue Beschreibungen dessen, worüber theoretisiert wird.

Es ist sinnvoller, von dem Sachverhalt auszugehen, daß die Gesellschaftstheorie der Geschlechterverhältnisse kein festgeschlossenes logisches System ist. Sie ist eher ein Netzwerk von Einsichten und Argumenten über Zusammenhänge. Beispielsweise verknüpft ein Argument die Dynamik des Industriekapitalismus und dessen geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit der Familienstruktur (Zaretsky), während ein anderes diese wiederum mit der Produktion von Weiblichkeit verbindet (Chodorow). Die Reichweite der Theorie der Geschlechterverhältnisse wird jederzeit durch den Umfang dieses Netzwerks von Argumenten bestimmt.

Mit gutem Grund können wir sagen, daß dieses Netzwerk gegenwärtig die folgenden Themen beständig verknüpft: die gesellschaftliche Unterordnung der Frauen und die kulturellen Praxen, die diese aufrechterhalten; die politischen Einstellungen zur sexuellen Objektwahl, besonders die Unterdrückung der Homosexuellen; die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung; die Entwicklung von Wesen und Antrieben, Beweggründen, soweit sie als Weiblichkeit und Männlichkeit gestaltet werden; die Rolle des Körpers in gesellschaftlichen Beziehungen, insbesondere die politischen Einstellungen zum Kinderkriegen; die Eigenarten und Strategien der sexuellen Befreiungsbewegungen. Das durch dieses Netzwerk abgedeckte Feld hat keinen allgemein gebräuchlichen Namen, obwohl Begriffe wie »Patriarchat« und »Sexualpolitik« nützlich sind, weil sie die Aufmerksamkeit auf weite Teile dieses Feldes richten. Young u.a. sprechen von den »gesellschaftlichen Beziehungen der Geschlechter«, ein genauer, aber etwas umständlicher Begriff. »Geschlechterverhältnisse« ist vielleicht der brauchbarste Namen für das ganze Netzwerk.

Argumentationen, die das Feld so definieren, daß einige bedeutende Probleme ausgeschlossen werden, die schon mit diesem Netzwerk verknüpft worden sind, müssen als einseitig und höchstwahrscheinlich verzerrt gelten. Dies gilt sogar für gute und originelle Arbeiten. Dorothy Dinnerstein untersucht beispielsweise feinfühlig, scharfsinnig und gründlich die emotionalen Verwicklungen in den persönlichen Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Sie verbindet — manchmal sehr überzeugend — diese Emotionen einerseits mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der frühen Kindererziehung und andererseits mit der allgemeinen Unterdrückung der Frauen. Aber ihre Eingren-

zung des Gegenstands durch eine Sichtweise, die ich den »normativen Normalfall« nennen werde, schließt die Beziehung zwischen Homosexualität und Heterosexualität, die allgemeine Unterdrückung der Homosexuellen sowie die offenen oder unterdrückten Tendenzen zu homosexuellen Vorlieben bei vorwiegend heterosexuellen Menschen völlig aus. Dabei können wir sagen, daß diese Dinge bekanntermaßen etwas mit dem zu tun haben, was Dinnerstein untersucht. Indem sie die Auseinandersetzung mit ihnen versäumt, verengt sich nicht nur ihre Argumentation, sie wird teilweise auch zerstört. Die von ihr vorgeschlagenen ursächlichen Beziehungen wirken viel weniger überzeugend, wenn auch homosexuelle Entwicklungsmöglichkeiten in das Bild der familiären Dynamik eingebracht werden.

Wie Dinnerstein richtig beobachtet, ist es natürlich unmöglich, alles auf einmal theoretisch zu erfassen. Aber es ist notwendig, die ganze Struktur im Auge zu behalten. Weniger scharfsinnige Forscher als Dinnerstein vereinfachen immer wieder radikale politische Anschauungen und zerbrechen sie in einzelne Bruchstücke, indem sie sich eines Teils der Struktur bemächtigen und den Rest außer acht lassen.

Die Darstellungen der Geschlechterverhältnisse, die in diesem theoretischen Feld eine gewisse Zusammenschau, Synthese versucht haben, lassen sich grob in zwei charakteristische Gruppen unterteilen. Die eine betont die gesellschaftliche Konstruktion der Geschlechterkategorien, die Art und Weise, wie sie gelernt, verinnerlicht und weitergegeben werden. Sie spricht von Geschlechterrollen, Stereotypen, Sozialisation. Im Bereich der akademischen Sozialwissenschaften stammen diese Darstellungen von Margaret Mead (1950), Talcott Parsons (Parsons/Bales 1953) sowie Mirra Komarovsky (1946, 1950) in den USA. Seit etwa 1970 hat dieser Zugang in der Sozialpsychologie, der Soziologie und in verwandten Gebieten mächtigen Auftrieb erhalten. Die andere Gruppe nimmt Männer und Frauen für die meisten Zwecke als bereits gegebene Kategorien und konzentriert sich auf Macht- und Ausbeutungsbeziehungen zwischen ihnen. Sie spricht von Geschlechterpolitik, Unterdrückung, Patriarchat. Ihre intellektuellen Quellen sind weniger eindeutig, obwohl eine Anzahl von wichtigen Ideen schon von Simone de Beauvoir (1968) herauskristallisiert wurde. In dieser Gruppe finden wir viel weniger Schriften im akademisch-wissenschaftlichen Sinn als bei der ersten Gruppe, aber die Ideen sind in Veröffentlichungen zur Frauen- sowie zur Schwulenbefreiung weit verbreitet.

Die Theorie der Geschlechterrollen

Eine Analyse der Geschlechterverhältnisse entlang der Linie, wie sie ursprünglich von Mead und Parsons vorgeschlagen worden war, also als ein gesellschaftliches Drehbuch, das von Menschen gelernt und gespielt wird, ist in mancherlei Hinsicht reizvoll. Sie legt auf den ersten Blick die notwendige Betonung auf den gesellschaftlichen Charakter des Geschlechts, indem sie die klischeehaften Erwartungen (Rollennormen usw.) an männliches und weibliches Verhalten betont. Sie spricht vertraute Tatsachen an: die Farbe der Säuglingswäsche; die Masche der Marlboro-Werbung; das Drehbuch eines Westerns mit

John Wayne; die Tante, die einem kleinen Schulmädchen ins Ohr flüstert, was es zu tun und zu lassen hat. Durch die Vorstellung des Rollenlernens oder -verinnerlichens verknüpft sie die Sozialstruktur mit der Formung der Persönlichkeit: Frauen werden weiblich, indem sie die »weibliche Rolle« lernen. Sie kann genau bestimmen, welche »Sozialisationsagenturen« für dieses Lernen verantwortlich sind, indem sie auf die Eltern in der Familie, die Lehrer in der Schule, die Drehbuchautoren und Regisseure in Film und Fernsehen usw. hinweist. Und dieser Zugriff führt geradewegs zu bestimmten politischen Praxen.

Tatsächlich haben diese theoretischen Vorstellungen die Politik des liberalen Feminismus seit den sechziger Jahren untermauert. Die Strömung hat ihre bekanntesten Vertreterinnen in Betty Friedan (1976) und in der »National Organization of Women« in den USA, aber sie ist auch unter den reformistischen Feministinnen in den Erziehungssystemen (Lehrerinnen, Akademikerinnen u.a.) und allgemein in den Bürokratien der Mitgliedsländer der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) weit verbreitet. Die Benachteiligungen von Frauen werden hauptsächlich auf die üblichen klischeehaften Erwartungen zurückgeführt, die von Frauen wie von Männern gehegt werden. Sie hindern die Frauen am beruflichen Fortkommen, erzeugen ihnen gegenüber Vorurteile und führen zu Diskriminierungen. Im Prinzip kann die Ungleichheit der Geschlechter deshalb durch Maßnahmen beseitigt werden, die diese Klischees abbauen und die Rollen neu definieren. Hierzu zählen u.a.: den Mädchen bessere Rollenmodelle zu vermitteln; Gesetze gegen Diskriminierung einzubringen; Programme zur Durchsetzung der Chancengleichheit in Erziehung und Beruf einzurichten. Diese Auflockerung gesellschaftlicher Konventionen könnte sogar den Männern zum Vorteil gereichen. Zumindest argumentiert der »Männerbefreiungs«-Ableger des liberalen Feminismus so (zu dieser kuriosen Geschichte vgl. weiter Carrigan u.a. 1985; als bemerkenswerte Bekräftigung auch Friedan 1981, 131-167).

Viele der Tatsachen, auf die sich die Theorie der Geschlechterrollen beruft, sind unbestreitbar vorhanden. So bezweifelt beispielsweise niemand, der sich die populäre britische Presse ansieht, die allgegenwärtige Existenz sexistischer, schablonenhafter Vorstellungen in den Medien. Kaum jemand, der für Gleichheit ist, würde Projekte gegen Diskriminierung oder für Chancengleichheit ablehnen, auch wenn man sich über deren Wirkungen sehr wohl streiten kann. Aber als eine Gesellschaftstheorie, als eine allgemeine Darstellung der gesellschaftlichen Dimensionen von Sexualität und Geschlechterverhältnis ist die Geschlechterrollen-Analyse höchst unzulänglich. Sie hat eine Anzahl grundlegender Schwächen, die in einer Reihe von Kritiken nachgewiesen worden sind (Franzway/Lowe 1978; Connell 1983, 189-207; Edwards 1983). Zwei davon sind für uns von besonderem Interesse.

Die erste Kritik zielt gerade darauf, was viele Menschen als die größte Stärke der Rollentheorie ansehen: ihre Betonung des Gesellschaftlichen. In der Tat wird die Rollentheorie mit ihrem Augenmerk darauf, wie Menschen in Stereotypen und Erwartungen gefangen gehalten werden, häufig als eine Form des gesellschaftlichen Determinismus angesehen. Diese Vorstellung löst sich bei näherer Betrachtung auf: In der Rollentheorie werden die »Erwartungen«

durch die Vorstellung wirksam gemacht, daß andere Menschen die Übereinstimmung mit dem Stereotyp belohnen und Abweichungen von ihm bestrafen. Im Rollenjargon heißt das, daß die Besetzer der Gegenposition die Übereinstimmung mit der Rolle sanktionieren. Jungen werden gelobt, wenn sie aggressiv, und sie werden verspottet, wenn sie mädchenhaft sind. Aber warum greift die andere Seite zu Sanktionen? Das kann nicht erneut durch Rollenerwartungen an sie erklärt werden, oder wir geraten in einen endlosen Regreß. Wir gelangen schnell zu der Frage nach dem individuellen Willen, nach der Entscheidung, Sanktionen zu verhängen. Die »gesellschaftliche« Dimension der Theorie der Geschlechterrollen löst sich also ironischerweise im Voluntarismus auf, in der allgemeinen Annahme, daß sich die Menschen dafür entscheiden, die bestehenden Konventionen zu erhalten. Dies führt zum zweiten Problem.

Da ihr jede Möglichkeit fehlt, strukturelle Zwänge zu erfassen und sie damit kein Mittel hat, Widersprüche zu formulieren, ist die Theorie der Geschlechterrollen als Gesellschaftstheorie grundlegend statisch, auf ein unveränderliches Gleichgewicht ausgelegt. Damit soll nicht behauptet werden, daß Rollanalytiker Wandel ignorieren. Im Gegenteil: Jahrzehntlang war Wandel das vorherrschende Thema in der nordamerikanischen Diskussion über die »männliche Geschlechtsrolle« (vgl. z.B. Hacker 1975; Pleck 1981). Die Wandlungen in der Definition der »weiblichen Geschlechtsrolle« waren das zentrale Thema der akademischen Antwort der Sozialwissenschaften auf den Feminismus (vgl. die Übersicht bei Lipman-Blumen/Tickamyer 1975). Das Problem liegt vielmehr darin, daß die Rollentheorie gesellschaftlichen Wandel nicht als Geschichte begreifen kann, als eine Veränderung, die durch das Zusammenspiel zwischen gesellschaftlichen Praxen und gesellschaftlichen Strukturen hervorgerufen wird. Wandel ist immer etwas, was den Geschlechterrollen *widerfährt*, was auf sie einwirkt. Es kommt von außen, wie beispielsweise in der Diskussion darüber, wie der technologische und wirtschaftliche Wandel eine Veränderung hin zu einer »modernen« männlichen Rolle für den Mann verlangt. Oder aber es kommt aus dem Inneren des Menschen, aus dem »wirklichen Selbst«, das gegen die künstlichen Beschränkungen durch die aufgezwungenen Rollen protestiert. Die Theorie der Geschlechterrollen bietet keine Möglichkeit, Wandel als Dialektik zu begreifen, die innerhalb der Geschlechterverhältnisse entsteht.

Dieses Problem ist dem Verfahren eigen, mittels dessen Beschreibungen von Geschlechterrollen gewonnen werden: Normen verallgemeinern, um die erstarrten Beschreibungen als Schubladen zu benutzen, in die dann die Ereignisse aus dem Leben der Menschen eingeordnet werden. Das geschieht selbst in der besten Forschung über Geschlechterrollen. So zeichnet z.B. Komarovsky in »Blue Collar Marriage« ein wunderbares Bild der Umstände, eine Hochzeit zustandezubringen: die emotionalen und sexuellen Verlegenheiten der jungen Paare, das Gerangel mit den Schwiegereltern um Geld und Unabhängigkeit, und so weiter. Und ohne jeden Umstand, jede Vermittlung leitet sie daraus die Theorie des »Lernens der ehelichen Rollen« ab — als ob hier, entgegen ihren eigenen Angaben, schon ein Drehbuch bereitläge, das nur noch gelesen zu werden braucht. Die Logik der Rollenanalyse zwingt die Rollentheoretiker, Geschlechterrollen zu konkretisieren.

Die Forschung über Geschlechterrollen hebt, wie Franzway und Lowe behaupten, die Einstellungen hervor, die künstliche, rigide Unterscheidungen zwischen Männern und Frauen erzeugen, und sie spielt die Umstände herunter, auf die sich solche Einstellungen beziehen. Besonders spielt sie die wirtschaftliche, häusliche und politische *Macht* herunter, die Männer über Frauen ausüben. Das feministische Programm wird zu einem Programm der Rollenreform, der Lockerung gesellschaftlicher Konventionen, nicht aber zu einem des Machtkampfes und der Überwindung von Ungerechtigkeit. Und das Projekt der Schwulenbefreiung wird ..., nun, es wird nichts, weil man die Unterdrückung der Homosexuellen in der Rollensprache nicht formulieren kann — außer mit Hilfe des Begriffs der »Abweichung«. Der Versuch, Geschlechterrollen zu lockern, um die Abweichung zu beseitigen, würde gerade die Solidarität der Schwulen untergraben, von der die Schwulen-Politik abhängig ist. Die Theorie der Schwulenbefreiung selber hat andere Wege eingeschlagen (vgl. Plummer 1981).

Machtanalyse und Kategorialismus

Im Gegensatz dazu ist die Machtanalyse der Ausgangspunkt für den zweiten allgemeinen Zugang zu einer Theorie der Geschlechterverhältnisse. Während Mead und Parsons das Themenfeld der Bräuche und der Austauschbeziehungen zusammenfaßten, tat de Beauvoir dasselbe für die Unterdrückung der Frau. Der radikalere Feminismus, der diese Denkweise seit den späten sechziger Jahren weiterentwickelte, ging in zwei Hauptrichtungen. In der einen lag die Konzentration auf den sexuellen Herrschaftsverhältnissen als Kern des Problems. Eine erste systematische Zusammenschau des Problems lieferte Shulamit Firestone (1970), die von »Geschlechterklassen« spricht. Neuere Versionen wie die von Mary Daly, die das Bild eines weltweiten Patriarchats zeichnen, das durch Gewalt, Angst und Kollaboration erhalten wird, haben sich noch bestimmter auf die gegen Frauen gerichtete Männergewalt als dem innersten Kern des Problems konzentriert. Die Zentrierung der Aufmerksamkeit auf Pornographie und Vergewaltigung in vielen neueren feministischen Arbeiten (z.B. Dworkin 1981) hängt eng damit zusammen. So wird die Pornographie als ein Ausdruck der Gewalt in der männlichen Sexualität angesehen und als Mittel, die Frauen zu beherrschen. Die Vergewaltigung wird eher als ein Akt patriarchalischer Gewalt denn als sexuelles Begehren betrachtet; so in dem bekannten Argument von Susan Brownmiller (1975), es handle sich um einen »bewußten Prozeß der Einschüchterung, in dem *alle Männer alle Frauen* in einen Angstzustand versetzen«.

Andere Feministinnen betrachteten jedoch die nackte Gewalt und die sexuelle Beherrschung weniger als eine letzte Ursache; sie sehen sie eher im Zusammenhang mit umfassenderen Strukturen und den Umständen, die durch sie erzeugt werden. Ein Argument betont die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung; so die mittlerweile reichliche Literatur über die Trennung zwischen dem häuslichen und dem öffentlichen Lebensbereich (Rosaldo/Lamphere 1974), über die Auswirkungen der Mutterschaft der Frau (Chodorow 1978) und über die Dynamik des Wandels am Arbeitsplatz (Game/Pringle 1983). Ein anderes

konzentriert sich auf die Struktur und die Dynamik des Kapitalismus sowie die ideologischen Voraussetzungen für seine Reproduktion von Tag zu Tag und von einer Generation zur anderen (vgl. Literaturüberblick bei Barrett 1983). Noch ein anderes geht auf die allgemeinen Voraussetzungen für die menschliche Kultur und auf die Struktur des Familienaustauschs ein (Mitchell 1975).

Viele dieser Theorien benutzen die Kategorien »Frauen« und »Männer«, als ob sie keiner weiteren Überprüfung bedürften oder genauer definiert werden müßten. Die Theorien nehmen die Kategorien als gegeben an; sie beschäftigen sich nicht damit, wie sie wurden, was sie sind. Ich möchte diese Denkgewohnheit »Kategorialismus« nennen; ich meine, daß sie in enger Analogie zu jenem kategorialen Denken steht, auf das sich sowohl der Stratifikationsismus als auch der Strukturalismus in der Klassenanalyse stützen (vgl. Connell 1983).

Die eindeutigsten Beispiele finden sich dort, wo den Kategorien ein biologischer Charakter unterstellt wird und wo das Verhältnis der patriarchalischen Macht geradewegs ein Verhältnis zwischen Kategorien ist, die Ansammlungen von Menschen beschreiben. So im Falle von »Vergewaltigung ... alle Männer ... alle Frauen« (Brownmiller); »Pornographie: Männer besitzen Frauen« (Dworkin); und so weiter. Es ist einfach zu verfolgen, wie dies aus irgendeiner Tendenz zum biologischen Reduktionismus folgen würde, wenn man die allgemein übliche (wenn auch irri)ge Annahme akzeptiert, daß die geschlechtliche Biologie die menschlichen Wesen sauber in zwei wohl definierte und unterschiedliche Kategorien trennt.

Doch stößt man gerade in den Arbeiten vieler Feministinnen, die den biologischen Determinismus dezidiert ablehnen, auf einen sehr ähnlichen *Gebrauch* der Geschlechterkategorien. Dies gilt sowohl für Arbeiten, die sich mit Individualpsychologie beschäftigen (z.B. Mitchells und Chodorows psychoanalytische Darstellung der Weiblichkeit) wie für Auseinandersetzungen mit der Institution Ehe — beispielsweise die Analyse der Ausbeutung der Arbeit der Ehefrau durch den Ehemann von Christine Delphy (1977) oder die marxistisch-feministische Diskussion über »Hausarbeit« und Kapitalismus (Hartmann 1979). Hier ist es nicht (oder nicht ausdrücklich) die Biologie, die dem Kategorialismus die Grundlage verschafft, sondern vielmehr ein radikal vereinfachtes, normatives Modell der Familie. Das Argument wird (sonderbarerweise ganz ähnlich wie in der funktionalistischen Theorie der Geschlechterrollen) aus der Analyse eines normativen Standardfalles oder eines Falles entwickelt, dem unterstellt wird, er sei normativ. Die Ergebnisse werden dann stillschweigend für »Frauen« und »Männer« insgesamt verallgemeinert.

Dies ist in gewisser Hinsicht sonderbar, weil ein großer Teil der empirischen und politischen Arbeit anderer Feministinnen darauf gerichtet ist, die Vorstellung eines Standardfalles zu zerstören, auf den sich die offizielle Wohlfahrts- und Wirtschaftspolitik so sehr stützt. Es gibt mittlerweile ausführliche Kritiken der Annahmen, daß jeder (oder fast jeder) in einer Kernfamilie lebt, daß alle Frauen einen Mann haben (oder haben sollten), der sie unterstützt, daß die Voraussetzung zum Kinderkriegen ein Ehemann ist (vgl. u.a. Baldock/Cass 1983; Campbell 1984). Die Anziehungskraft des kategorialen Denkens war jedoch sehr groß. Sie wurde durch andere intellektuelle Einflüsse — etwa die

Lacansche Psychoanalyse als ein Modell für Analysen der Kultur, für den Strukturalismus überhaupt — sowie die Brauchbarkeit dieses Denkens als mobilisierender Rhetorik für verschiedene Bewegungen in der Geschlechterpolitik noch bekräftigt.

Dies war insofern recht folgenreich, als die feministische Theorie so von den Bereichen abgelenkt wurde, die zu den Männer/Frauen-Kategorien entweder querliegen oder sie wesentlich komplizieren: Klasse, Rasse, Nationalität, Lebensalter. Das ist heute weniger der Fall als es noch vor fünf Jahren war, aber es ist immer noch ein verbreitetes Problem. Erstaunlicher ist, daß es Schwierigkeiten bereitet, mit Bereichen klarzukommen, die innerhalb des Feldes der Geschlechterverhältnisse selbst aufkommen und sich somit direkt auf die Prozesse auswirken, die Geschlechterkategorien konstituieren. Am bemerkenswertesten ist dabei die Frage des Heterosexismus, die offene Angst und Abscheu der Gesellschaft gegenüber den Homosexuellen. Sie muß als eines der kritischsten Modelle innerhalb der Geschlechterverhältnisse angesehen werden. Es ist sehr schwierig, damit klarzukommen, wenn man ein kategoriales Modell der Geschlechterverhältnisse hat. Dieser Punkt gilt auch für andere Arten der Differenzierung zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten.

Mehr als das: Das kategoriale Denken führte bedeutende Teile der feministischen Theorie auf Positionen zurück, durch deren Ablehnung der zeitgenössische Feminismus einst entstanden ist. Wenn man ernsthaft »alle Männer« als eine politische Kategorie auffassen wollte, dann wären ihre Penisse ungefähr die einzigen Dinge, die sie wirklich gemeinsam haben. Die biologische Tatsache des Mannseins wird so der gesellschaftlichen Tatsache der Macht durch Definition, nicht durch historische Analyse zugeordnet. Umgekehrt wird die biologische Tatsache des Weibseins zum hauptsächlichsten Mittel, die Erfahrung der Frauen zu definieren (vgl. z.B. die Vulva als das Hauptsymbol im berühmten Kunstwerk »Die Dinner Party« von Judy Chicago). Der Bogen, den der amerikanische radikale Feminismus zurück zum biologischen Determinismus geschlagen hat, wurde von Hester Eisenstein nachgezeichnet. Sie faßt die Charakteristik des »falschen Universalismus« im kategorialen Denken gut zusammen:

»Diese Denkgewohnheit erwuchs in einem gewissen Umfang unausweichlich aus dem Bedürfnis, das Geschlecht als eine legitime intellektuelle Kategorie einzuführen. Aber nur zu oft führte sie zu einer Analyse, die trotz ihres engen Erfahrungshorizonts einer weißen Mittelklasse so tat, als spreche sie für und über alle Frauen, ob sie nun schwarz oder weiß, arm oder reich sind.« (Eisenstein 1984, 132)

Die Ausbreitung dieser Art zu denken wird an Veränderungen in der Sprache deutlich. Wir hören jetzt oft Begriffe wie »männliche Macht«, »männliche Gewalt«, »männliche Kultur«, »männlich bestimmtes Denken«, »männliche Autorität«. In jeder dieser Phrasen wird eine gesellschaftliche Tatsache oder ein gesellschaftlicher Vorgang mit einer biologischen Tatsache gekoppelt oder ihr implizit zugeordnet. Das Ergebnis ist nicht nur, daß eine ziemlich heterogene Gruppe zusammengeworfen wird (leiden z.B. Schwule oder Jungen an männlich bestimmtem Denken?). Sonderbarerweise werden auch die offenen Gegner des Feminismus entlastet. Der harte männliche Chauvinist kann heute per-

sönlich weniger dafür zur Verantwortung gezogen werden, was er unter konkreten Umständen sagt oder tut, weil das, was er sagt oder tut, auf das allgemeine Schicksal zurückgeführt werden kann, daß er männlich ist. Im gleichen Maß, wie das feministische Denken in größerem Umfang die Unterschiede zwischen Frauen anerkennt, scheint es, grob gesagt, an der Fähigkeit eingebüßt zu haben, die Unterschiede zwischen den Männern zu sehen. Die hier herrschende Gefühlsstruktur kann an einer sprachlichen Feinheit aufgezeigt werden. Es ist bemerkenswert, in wie vielen Passagen in zeitgenössischen Schriften über Geschlechterpolitik die Frauen als »Frauen« erwähnt werden, die Männer jedoch als die »Männlichen«. Auf den umgekehrten Fall bin ich nie gestoßen.

Es ist kein Zufall, daß die Argumente und die Gefühle gerade an diesem Punkt durcheinandergeraten sind. Hier besteht ein grundlegendes theoretisches Problem. Die gesellschaftlichen Kategorien des Geschlechterverhältnisses unterscheiden sich von anderen Kategorien der Gesellschaftsanalyse (wie z.B. Klasse) dadurch, daß sie fest und sichtbar mit einem biologischen Unterschied und mit der Funktion in einem biologischen Prozeß verbunden sind. Es ist daher sowohl verlockend wie auch leicht, in biologische Erklärungen von Geschlechtermodellen zurückzufallen. Diese Naturalisierung der gesellschaftlichen Prozesse ist zweifellos der am meisten verbreitete Mechanismus sexueller Ideologien. Die These, daß der biologische Unterschied die gesellschaftliche Überlegenheit der Männer über die Frauen untermauert und erklärt, wird von einer enormen Anzahl von Männern als Glaubensbekenntnis hochgehalten und dient als Entschuldigung für ihren Widerstand gegen die Gleichheit. Akademische oder pseudoakademische Fassungen dieses Arguments wie die »Soziobiologie« der Befürworter männlicher Überlegenheit — angefangen von »Men in Groups« von Lionel Tiger (1969) über »The inevitability of Patriarchy« von Steven Goldberg (1973) bis zu neueren Werken — finden immer eine aufmerksame Zuhörerschaft.

Diese Art von Ideologie kann nicht einfach dadurch überwunden werden, daß sie mit einem Kategorialismus mit umgekehrten Vorzeichen konfrontiert wird. Wir brauchen eine andere Methode, um die Beziehungen zwischen dem biologischen Prozeß und der Gesellschaftsstruktur zu verstehen, die ihrerseits einen anderen Weg zur Behandlung der Gesellschaftsstruktur selbst erforderlich macht. Worauf sich diese gründen könnte, kann negativ durch die eben diskutierten Gesichtspunkte verdeutlicht werden. Sowohl der patriarchalische als auch der antipatriarchalische Kategorialismus trennen das Element der praktischen Politik, das der Auswahl, des Zweifels, der Strategie, der Planung, des Irrtums, der Verwandlung von der Geschlechterpolitik ab. Ohne dieses Element wird die Geschlechterpolitik (ähnlich wie die »Schlacht der Geschlechter« der traditionellen Volkskultur, in der sich nie etwas verändert) nicht zur »Dialektik des Geschlechts«, auf die Firestone den Blick gerichtet hatte, sondern zum altmodischen Unentschieden.

Zugänge über die Praxis

Wir brauchen also eine Denkweise in der Geschlechterpolitik, die den Begriff der *Macht* unter voller Berücksichtigung der *Politik* entwickeln kann. Wir müssen die Verstrickung des persönlichen Lebens mit der Gesellschaftsstruktur erfassen können, ohne in den Voluntarismus und gestaltlosen Pluralismus auf der einen Seite oder den Kategorialismus und den biologischen Determinismus auf der anderen Seite zu verfallen. In den neueren Schriften über Geschlecht wurde dies wahrscheinlich am besten in der Belletristik und Autobiographie erreicht. In Büchern wie »Das goldene Notizbuch« von Doris Lessing, »Die Scham ist vorbei« von Anja Meulenbelt, »The Twyborn Affair« von Patrick White und »Burger's Daughter« von Nadine Gordimer gibt es einen ausgeprägten Sinn für die zwingende Macht der geschlechtlichen Beziehungen (sowie anderer Strukturen wie Klasse und Rasse), einen Sinn für etwas, gegen das die Menschen immer wieder anrennen, das sie einzuholen versuchen. Aber dieses »etwas« ist weder abstrakt noch einfach, es nimmt in anderen Menschen und ihren Taten, in ihrer ganzen Komplexität, Zwiespältigkeit und Widersprüchlichkeit Gestalt an. Und diese Realität wird beständig aufgearbeitet und — in angenehmer oder unangenehmer Weise — verwandelt.

Es gibt hierzu gewisse Parallelen in den breit diskutierten historischen Schriften über Sexualität und Familie von Michel Foucault und Jacques Donzelot. Die Aufmerksamkeit dieser Arbeiten richtet sich auf die Entwicklung der auf den Berufsstand und den Staat gegründeten gesellschaftlichen Apparate, die versuchen, das häusliche Leben der einfachen Menschen zu reglementieren. Diese Werke behandeln die Konstruktion der sexuellen Ideologie und der Geschlechteridentität sehr klar. Foucault (1980) beobachtet, daß das eigentliche Bedürfnis jedes einzelnen nach einer eindeutigen, unveränderlichen Identität als Angehöriger des einen oder des anderen Geschlechts historisch gesehen noch jung ist. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Geschichte der Macht-/Wissensapparate die Wirklichkeit auf den unteren Ebenen der Gesellschaft nicht erfaßt, die den ärztlichen, richterlichen und psychiatrischen Strategien als *Objekt* gedient hatten. Es gibt in diesen Arbeiten eine starke Tendenz, davon auszugehen, daß die Strategien erfolgreich waren (Donzelot 1980) — und die Praxen der Mächtigen und das Leben der Unterdrückten werden ignoriert. Die Geschichte der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse als einer sozialen Struktur ist ein wesentlich breiter angelegtes Unterfangen als die »Geschichte der Sexualität«, wie sie von Foucault konstruiert wurde.

In sehr allgemeinen Begriffen ist bekannt, wie eine solche Art von Gesellschaftstheorie aufzubauen ist. Im Prinzip kann der Kategorialismus durch eine Theorie der Praxis aufgelöst werden, die sich darauf konzentriert, was die Menschen tun, wenn sie die gesellschaftlichen Beziehungen gestalten, in denen sie leben. Der Voluntarismus kann im Prinzip überwunden werden, wenn der Struktur der Beziehungen als einer Voraussetzung für jede Praxis Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Es ist schwierig, die Idee der Struktur als Prozeß, der Anthony Giddens (1976) den scheußlichen, aber nützlichen Namen »Strukturierung« gegeben

hat, abstrakt zu formulieren. Abstrakte Formulierungen der Probleme von Struktur und Praxis wie die Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu (1976) rutschen, wie ich an anderer Stelle aufgezeigt habe (Connell 1983, 140-161), in einen statischen Reproduktionismus ab. Sie sind aber hilfreich, wenn man sie als ein Untersuchungsprinzip der historischen Entwicklung versteht. Thompson hat gesagt, daß die Klasse nicht die Maschine selbst ist, sondern die Art, wie die Maschine funktioniert; und dasselbe gilt hier. Man findet die zwingende Macht der Geschlechterverhältnisse als einer Gesellschaftsstruktur weniger in ihrer Geometrie, als in ihrer fließenden Dynamik, in der Logik ihrer historischen Verwandlung. Eine Gesellschaftsstruktur zu analysieren bedeutet grundsätzlich, ihre Zwänge, ihren inneren Druck für Veränderungen, Spannungen und Störungen sowie ihre Potentiale herauszuarbeiten.

Mir scheint, daß einige feministische und schwule Theoretiker/innen bedeutende Ansätze in dieser Art der Analyse geleistet haben, obwohl ihre Arbeit nicht als »Schule« anerkannt wird und ihre politischen Richtungen sehr unterschiedlich sind. Eine der ersten war Juliet Mitchell. Der zweite Teil ihres heute etwas vernachlässigten Buches »Woman's Estate« (1971) versuchte konsequent, die gesellschaftliche Stellung der Frau in vier »Strukturen« zu ordnen: Produktion, Reproduktion, Sexualität und Sozialisation von Kindern. Jede dieser Strukturen bildet ihre eigene Form der Frauenunterdrückung aus. Jede hat ihre eigene historische Bewegungsrichtung und kann sich in verschiedenen Epochen schneller oder langsamer als die anderen verändern. Ich glaube nicht, daß man Mitchells Modell der Strukturen aufrechterhalten kann. Sie stellen eher Typen von Praxen als »Strukturen« im vollen Sinne des Wortes dar. Aber die Anerkennung, die sie der inneren Differenzierung und der historischen Ungleichmäßigkeit zollt, ist sehr wichtig.

Zum Teil unter dem Einfluß der Arbeit von Mitchell entwickelte die amerikanische Anthropologin Gayle Rubin (1975) eine formale, vergleichende Analyse des »Systems von Beziehungen«, des »systematischen Gesellschaftsapparats«, wodurch Frauen zur Beute der Männer werden. Sie nannte es das »sexuell/geschlechtliche System (sex/gender-system)«. Obwohl ihre Behandlung des Themas eher strukturalistisch im Sinne eines Lévi-Strauss ist, unternimmt sie eine bemerkenswerte Anstrengung, um die Vorteile einer systematischen gesellschaftlichen Theorie der Geschlechterverhältnisse aufzuzeigen.

Adrienne Rich (1980) verfolgte die Kritik an der »erzwungenen Heterosexualität« weiter, die auch schon von Rubin geübt wurde. Sie stellte die gesellschaftlichen Beziehungen dar, die Frauen untereinander im Gegensatz zu ihren Kontakten zu den Männern aufbauen. Ihre Auffassung einer »lesbischen Kontinuität« rutscht aber in einen ahistorischen Universalismus ab, wie Eisenstein (1984, 55-57) bemerkt, und wird somit zu einer kategorialen Theorie des Geschlechts. Das müßte jedoch nicht so sein. Eine historische Analyse dieses Systems von Beziehungen wäre mit Sicherheit ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis der Geschlechterverhältnisse.

Das ist auch eines der in der bemerkenswerten Studie von Jill Matthews (1984) über »die historische Konstruktion der Weiblichkeit« im Australien des 20. Jahrhunderts behandelten Themen. Sie benutzte Aufzeichnungen über

psychiatrische Zwangseinweisungen, um die Auswirkungen sich wandelnder Idealvorstellungen der Weiblichkeit auf das Leben einzelner Frauen zu studieren. Matthews betonte den historischen Charakter der Weiblichkeit (und implizit damit auch der Männlichkeit) als einer erlebten Erfahrung und als einer nicht bloß aufgezwungenen Vorschrift; sie verband den kleinräumigen Zusammenhang der häuslichen Beziehungen fest mit den breiter angelegten Mustern des demographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandels.

Auch David Fernbach (1981) lieferte — auf größere Dimensionen bezogen — eine Gesellschafts- und Beziehungsanalyse dessen, was üblicherweise als präsoziales Begehren (oder antisoziales Verhalten) angesehen wird. Er konzentrierte sich auf homosexuelle Beziehungen zwischen Männern und bettete das moderne Aufkommen der homosexuellen Identität (das Weeks 1977 und Bray 1982 untersucht haben) in den langen Kontext der Geschichte der Geschlechterverhältnisse bis zurück zum Neolithikum ein. Dies ist in mancherlei Hinsicht spekulativ, kommt jedoch der wirklichen Geschichte sicherlich näher als die Mythenbildungen über »Ursprünge«, die gegenwärtig in großen Teilen der Literatur über Geschlechterpolitik auftauchen.

Biologische »Grundlagen« und praktische Politik

Wie kann eine Gesellschaftstheorie der Geschlechterverhältnisse, die sich in der skizzierten Weise entwickelt, die Frage der biologischen »Grundlagen«, der natürlichen geschlechtlichen Unterschiede behandeln? In erster Linie ist eine wirklich gründliche Ablehnung der Vorstellung erforderlich, daß der natürliche Unterschied eine »Grundlage« des Geschlechts *ist*, daß die gesellschaftlichen Ausprägungen nur eine *verfeinernde Ausführung* des natürlichen Unterschieds darstellen. Diese Idee ist gerade in dem Begriff »Geschlechterrolle« eingeschlossen; ein weiteres Beispiel, wie es durch das Nebeneinanderstellen eines biologischen und eines dramaturgischen Begriffs zum konzeptionellen Ausrutscher kommt. Dies greift in einem außerordentlichen Ausmaß um sich. Ein nützliches Heilmittel ist hier die Lektüre des hervorragenden, aber wenig beachteten Buches von Suzanne Kessler und Wendy McKenna (1978), das die *biologische* Literatur über die menschlichen Geschlechterunterschiede durchgeht und zeigt, wie selbst diese darauf beruht, gesellschaftlich zugeschriebene Eigenschaften des Geschlechts als gegeben zu unterstellen. Wir sehen das »Natürliche«, besonders die menschliche »Natur«, immer durch eine gesellschaftliche Brille.

Allgemeiner ausgedrückt: Doktrinen des natürlichen Unterschieds führen zu einer unhaltbaren Sicht der Natur des menschlichen Lebens und des Verhältnisses zwischen dem Gesellschaftlichen und dem Nicht-Gesellschaftlichen. Der natürliche Unterschied ist eine Bedingung, die passiv ertragen wird; ganz so, wie man der Schwerkraft ausgesetzt ist. Wenn das menschliche Leben in seinen grundlegenden Strukturen (deren eine das Geschlecht ist) so bedingt wäre, wäre die Geschichte der Menschheit undenkbar. Denn Geschichte — in ihrer ganzen Buntheit vom Australopithecus bis zu Ronald Reagan — ist von der Transzendenz des Natürlichen durch gesellschaftliche Praxis abhängig.

Dieser Punkt bietet auch ohne den nichtssagenden Fortschrittsoptimismus, von dem er üblicherweise begleitet wird, genügend Halt. In einer Zeit, in der die Bewußtheit für ökologische und nukleare Katastrophen wächst, ist es leichter, den menschlichen Ausbruch aus der Natur negativ zu betrachten; ein Thema, das z.B. vom »Ökofeminismus« und von der Frauenfriedensbewegung in Greenham Common stark entwickelt wird. Man kann auch den zentralen Gedanken im Werk von Gordon Childe, dem Wegbereiter globaler Geschichte als einer Wissenschaft, eine besondere Bedeutung zumessen, daß nämlich die Beziehung zwischen der Natur und der Geschichte der Menschheit eine Geschichte der praktischen Umwandlung ist. Sie enthält sowohl die Transformation der Natur durch Praxis, auf der jede Stufe der menschlichen gesellschaftlichen Entwicklung beruht, als auch die Mutationen der Praxis selbst, die die Veränderungen der Struktur ermöglicht haben. Die praktische Transformation eröffnet neue Möglichkeiten, die ihrerseits das Gewebe des menschlichen Lebens bilden. Aber dies geschieht immer dadurch, daß neue Spannungen und Risiken entstehen, die von manchen Menschen, nicht nur von manchen Objekten, einen Preis verlangen. Die menschliche Gesellschaft »beutete die Natur aus«, indem sie die Menschen ausbeutete, und die Unterdrückung in den Geschlechterverhältnissen ist ein Teil dieses Musters.

Über praktische Transformation zu reden bedeutet, über praktische Negation zu reden. Hier haben wir den springenden Punkt erreicht, wie eine Gesellschaftstheorie der Geschlechterverhältnisse die Frage des biologischen Geschlechts behandeln muß. Die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse sind kein *Ausdruck* der natürlichen Schemata; sie *negieren* den biologischen Status. (Es gibt hier eine sehr enge Parallele zur Analyse der Negation des »Praktisch-Trägen« in den entwickelten Erscheinungen der Gruppenpraxis bei Sartre.) Dies ist keine exotische oder originelle Idee. So meint z.B. Rubin:

»Ein Verwandtschaftssystem ist keine Liste der biologischen Verwandten. Es ist ein System aus Kategorien und Statuten, die oft im Widerspruch zu den tatsächlichen genetischen Verwandtschaften stehen.« (169)

und

»Männer und Frauen sind freilich unterschiedlich. Aber sie sind nicht so unterschiedlich wie Tag und Nacht, Erde und Himmel, yin und yang, Leben und Tod. Vom Gesichtspunkt der Natur aus betrachtet sind Mann und Frau in Wirklichkeit näher zueinander, als es einer von ihnen zu was auch immer sonst ist — z.B. zu Bergen, Känguruhs oder Kokospalmen. Die ausschließlich geschlechtliche Identität ist weit davon entfernt, ein Ausdruck natürlicher Unterschiede zu sein, sie ist vielmehr eine Unterdrückung der natürlichen Ähnlichkeiten.« (179-180)

Das Gesellschaftliche ist in einer radikalen Weise unnatürlich, und seine Struktur kann unmöglich von natürlichen Strukturen abgeleitet werden. Was einer Transformation unterzogen wurde, ist tiefgründig verwandelt. Diese Unnatürlichkeit zieht jedoch nicht eine Abtrennung, eine radikale Trennung von der Natur nach sich. Zur praktischen Negation gehört eine Eingliederung dessen, was negiert wird, in die transformierte Praxis. Statt einer Determinierung wird eine *praktische Relevanz* zwischen den Natur- und den Gesellschaftsstrukturen hergestellt. Das bedeutet, daß sich der gesellschaftliche Prozeß mit den ihm vorgegebenen biologischen Schemata *beschäftigt* (so wie sich, woran uns die Ökologen erinnern, die biologischen Prozesse mit den sich auf sie einwirkenden gesellschaftlichen Kräften beschäftigen müssen).

Die Praxen, auf denen diese Beziehung beruht, beinhalten die Arbeit, wie uns der Marxismus lehrt. Sie beinhalten auch die Praxen der Macht und der Sexualität. Ich glaube, daß eine Analyse der Art und Weise, wie diese Praxen organisiert sind, den besten Weg zu einer systematischen Analyse der Substrukturen der Geschlechterverhältnisse als einem gesellschaftlichen Feld darstellt. Der Voluntarismus und die Theorie der Geschlechterrollen stehen in einer allgemeinen Verbindung mit der Politik des liberalen Feminismus. Kategoriale Geschlechtertheorien sind mit dem radikaleren Feminismus der Frauenbefreiung verbunden, mit einer zunehmend pessimistischen Einschätzung der Aussichten auf eine sofortige Reform der Geschlechterverhältnisse sowie der Überzeugung, daß in Zukunft eine totalere Revolution notwendig sein würde. Die praxisorientierte Theorie der Geschlechterverhältnisse, die nun möglich scheint, hat sich noch nicht weit genug herauskristallisiert, um eine anerkannte politische Identität beanspruchen zu können; aber es scheint mir, daß sie bestimmte politische Auswirkungen hat.

Insbesondere handelt es sich um eine Gedankenrichtung, die bei der Formulierung der Tiefe der Themen und des Umfangs des Befreiungsziels nicht weniger radikal als der Kategorialismus ist, die aber viel mehr Komplexität und Undeutlichkeit auf dem Weg zu diesem Ziel erlaubt. Sie scheint auf eine politische Strategie radikaler Bündnisse zwischen Gruppen hinzudeuten, die auf der Grundlage verschiedener Prozesse in der allgemeinen Struktur der Geschlechterverhältnisse gegründet wurden. Somit führt sie augenscheinlich zu der Frage zurück, wie die Beziehung zwischen Frauenbefreiung und Schwulenbefreiung strategisch angegangen werden kann. Sie ermöglicht es auch, Fragen zur Geschlechterpolitik der Beziehungen zwischen verschiedenen Männergruppen und nach den Möglichkeiten zu stellen, wie diese Gruppen sich mit dem Feminismus auf andere Weise verbünden können, als durch willkürliche individuelle Entscheidungen.

Abstrakte Theorie kann oft von der Praxis ablenken, in der Geschlechterpolitik nicht weniger als anderswo. Aber die Theorie ist wichtig. Für die Frauenbefreiung und die Schwulenbefreiung waren die Intellektuellen — verglichen mit ihrem Anteil an anderen sozialen Bewegungen — von besonderer Bedeutung, und die Zerstörung unterdrückender Geschlechterverhältnisse ist bis zu einem gewissen Grad intellektuelle Arbeit. (Es ist kein Zufall, daß die »Bewußtseinsenerweiterung« im Anfangsstadium des Feminismus der zweiten Welle eine Schlüsselrolle spielte.) Die ideologischen Widersacher des Feminismus und der Schwulenbefreiung spüren die Wichtigkeit der Theorie. Man beachte nur, wieviel Sendezeit die konservativen Medien den vermeintlichen »Widerrufen« von Betty Friedan und Germaine Greer gewidmet haben. Ganz gleich, ob sich der in diesem Essay vorgeschlagene theoretische Zugriff als richtig erweist oder nicht, ich bin sicher, daß die Arbeit an diesen Fragen zu dem Wichtigsten gehört, was die Sozialwissenschaftler gegenwärtig zu erledigen haben.

Literaturverzeichnis

- Baldock, C., und B. Cass (Hrsg.), 1983: *Women, Social Welfare and the State*. Sydney
 Barrett, M., 1983: *Das unterstellte Geschlecht*. West-Berlin
 de Beauvoir, S., 1968: *Das andere Geschlecht*. Reinbek

- Bourdieu, P., 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt/M.
- Bray, A., 1982: *Homosexuality in Renaissance England*. London
- Brownmiller, S., 1975: *Against Our Will*. New York
- Campbell, B., 1984: *Wigan Pier Revisited*. London
- Carrigan, T., R.W. Connell und J. Lee, 1985: Hard and heavy phenomena: the sociology of masculinity since 1900. In: *Theory and Society*, 14(5), 551-604
- Centre for Contemporary Cultural Studies: *Women's Studies Group, 1978: Women Take Issue*. London
- Childe, V.G., 1954: *What Happened in History*. Harmondsworth
- Chodorow, N., 1978: *The Reproduction of Mothering*. Berkeley
- Connell, R.W., 1983: *Which Way is Up?* Sydney
- Daly, M., 1981: *Gyn/Ökologie*. München
- Delphy, C., 1979: *The Main Enemy*. London, Women's Research and Resources Centre
- Dinnerstein, D., 1976: *The Rocking of the Cradle, and the Ruling of the World*. New York
- Donzelot, J., 1980: *Die Ordnung der Familie*. Frankfurt/M.
- Dworkin, A., 1981: *Pornography: Men Possessing Women*. New York
- Edwards, A.R., 1983: Sex roles: a problem for sociology and for women. In: *Australian and New Zealand Journal of Sociology*, 19(3), 385-412
- Eisenstein, H., 1984: *Contemporary Feminist Thought*. London
- Fernbach, D., 1981: *The Spiral Path*. London
- Firestone, S., 1980: *The Dialectic of Sex*. New York
- Foucault, M., 1977: *Sexualität und Wahrheit, Bd.1: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt/M.
- Foucault, M., 1980: *Introduction to Herculine Barbin*. Brighton
- Franzway, S., und J. Lowe, 1978: Sex role theory, political cul-de-sac? In: *Refractory Girl*, 16, 14-16
- Friedan, B., 1976: *It Changed My Life*. New York
- Game, A., und R. Pringle, 1983: *Gender at Work*. Sydney
- Giddens, A., 1976: *New Rules of Sociological Method*. London
- Goldberg, S., 1973: *The Inevitability of Patriarchy*. New York
- Gordimer, N., 1979: *Burger's Daughter*. Harmondsworth
- Habermas, J., 1979: *Communication and the Evolution of Society*. London
- Hacker, H., 1957: The new burdens of masculinity. In: *Marriage and Family Living*, 19, 227-233
- Hartmann, H.I., 1979: The unhappy marriage of marxism and feminism. In: *Capital and Class*, 8, 1-33
- Kessler, S.J., und W. McKenna, 1978: *Gender: An Ethnomethodological Approach*. New York
- Komarovsky, M., 1946: Cultural contradictions and sex roles. In: *American Journal of Sociology*, 52, 184-189
- ders., 1950: Functional analysis of sex roles. In: *American Sociological Review*, 15, 508-516
- ders., 1964: *Blue Collar Marriage*. New York
- Lessing, D., 1962: *The Golden Notebook*. London
- Lipman-Blumen, J., und A.R. Tickamyer, 1975: Sex roles in transition: a ten-year perspective. In: *Annual Review of Sociology*, 1, 297-337
- Matthews, J.J., 1984: *Good and Mad Women*. Sydney
- Mead, M., 1950: *Male and Female*. London
- Meulenbelt, A., 1978: *Die Scham ist vorbei. Eine persönliche Geschichte*. München
- Mitchell, J., 1971: *Woman's Estate*. Harmondsworth
- Mitchell, J., 1975: *Psychoanalysis and Feminism*. New York
- Parsons, T., und R.F. Bales, 1953: *Family, Socialization and Interaction Process*. London
- Pleck, J., 1981: *The Myth of Masculinity*. Cambridge/Mass.
- Plummer, K. (Hrsg.), 1981: *The Making of the Modern Homosexual*. London
- Rich, A., 1980: Compulsory heterosexuality and lesbian existence. In: *Signs*, 5, 631-660
- Rosaldo, M.Z., und L. Lamphere (Hrsg.), 1974: *Woman, Culture and Society*. Stanford
- Rubin, G., 1975: The traffic in women: notes on the »political economy« of sex. In: R. Reiter (Hrsg.): *Toward an Anthropology of Women*. New York
- Sartre, J.-P., 1967: *Kritik der dialektischen Vernunft*. Reinbeck
- Strober, M.H., 1976: Toward dimorphics: a summary statement to the conference on occupational segregation. In: *Signs*, 1, 293-302
- Thompson, E.P., 1968: *The Making of the English Working Class*, 2nd ed. Harmondsworth
- Tiger, L., 1969: *Men in Groups*. London
- Weeks, J., 1977: *Coming Out*. London
- White, P., 1979: *The Twyborn Affair*. London
- Young, K., C. Wolkowitz und R. McCullagh, 1981: *Of Marriage and the Market*. London
- Zaretsky, E., 1976: *Capitalism, the Family, and Personal Life*. London

Gerhard Herrgott

Das Innerste ist das Äußerste

*Sie wusch die Gläser von Absinth
doch nie sich selber rein.
Und doch muß die Hanna Rasch, mein Kind,
auch rein gewesen sein.* B. Brecht

*In mathematischer Reinheit entworfen.
(Inscription einer Glocke in der TU Berlin)*

Ernte 23 — von höchster Reinheit.

1. Aus dem Innersten

Über Intimes zu schreiben*, wirft methodische Probleme auf. Insbesondere dieses: wie vermeide ich es, mich ständig besser und schöner darzustellen als ich bin, den raffinierten Mechanismen der Angleichung meiner Wirklichkeit an die gesellschaftlichen Normen zu erliegen? Augustinus, Rousseau, Ludwig Marcuse haben sich dieses Problem gestellt. Was sie als Lösung vorschlagen, ist das Einfache, das schwer zu machen ist: Man frage sich nach demjenigen im eigenen Innern, das man am meisten verbergen möchte, wovor die intensivste Scham als Wächter(in) steht — und beginne das Schreiben mit dem Geständnis eben dessen. Alles weitere wird, wenngleich vielleicht nicht angenehm zu sagen, dennoch entlastet sein von der Daueranstrengung des Beschönigens: Ist der Ruf erst ruiniert, schreibt es sich ganz ungeniert.

Der bestbehütete, bestbewachte Ort im Innern verdient wohl die Bezeichnung: das Innerste. Ich kenne es nur von außen, dieses Innerste, es ist ummauert von Scham und Angst. Dahinter scheint kein sehr gemütlicher Ort zu sein, keiner, an den ich gern gehen möchte.

Aber ich kann es hören, das Innerste, ich kann nicht mehr weghören, es spricht, und dieses ist sein Leitmotiv:

... diese gräßlichen Vorstellungen, daß sie mit anderen Männern schläft ...

»Es bedeutet fast nichts, mit jemanden zu schlafen«, sagt sie mir. Aber mir krampft sich's zusammen dabei. Ich muß mir zwanghaft immer wieder den Moment vorstellen, in dem er in sie eindringt. Und daß er sie verläßt und die Vagina ist vollgefüllt, außen tritt das Sperma heraus. Ich stelle mir vor: Sie schläft mit einem Mann, öffnet ihre Scheide für ihn. Das macht die Scheide schmutzig. (Wegen des Samens? Ja, auch, nicht nur.)

Die Menstruation »wäscht« sie.

Ich habe mich verliebt, und nach wenigen Wochen fangen diese Vorstellungen an, mich zu quälen: Ich *muß* alle »sexuellen Geschichten« wissen, die sie vor mir gehabt hat. Wann, wo, wie, mit wem. Ich stelle sie in meinem Innern vors Gericht. Diese Bilder besitzen mich die ganze verfügbare Zeit, sie besetzen meinen Körper, verkrampfen meinen Bauch, nehmen mir den Atem weg.

Ihre Offenheit mir gegenüber nimmt ab. Das spitzt das Problem zu:

Die Vorstellung, daß sie mit allen möglichen Männern geschlafen hat (und zwar von sich aus, aktiv), d.h., mit denen genau das gemacht hat, was ich mir am sehnlichsten wünsche, ist unaushalt-

* Für Ermutigung danke ich Michael Jäger, Rolf Nemitz und Wieland Elfferding.

bar. Wenn ich mir das ausmale, kann ich sie nur hassen (wenn ich gleichzeitig denke, daß sie mir gegenüber wie tot ist).

Die Vorstellung, daß die Frau, die ich liebe, sich in ihrer Vergangenheit schmutzig gemacht hat, ist intensiv schamgeladen. Sie zerreißt mich. Wenn ich zu mir stehe, stehe ich auch zu meinen Gefühlen. Gleichzeitig kann ich unmöglich zu diesen Gefühlen stehen. Dieser Widerspruch ist Ausgangspunkt und Motor. Vier Jahre wird er mein Leit-, mein Leidfaden sein.

Einen Haltepunkt gibt es in diesem Zerreißen, einen mir selbstverständlichen Bezugspunkt: »was ich mir am sehnlichsten wünsche ...«. Mein (unerflltes) Begehren ist deutlich und zentriert: sexuell. Es tritt mir als Wahrheit entgegen, und diese Wahrheit ist fordernd, drängend, physisch. Es ist eine Wahrheit, die zum Handeln aufruft, antreibt, unruhig macht. Eine Wahrheit, die den Mangel definiert und die Aufhebung des Mangels verkündet.

In der Spaltung meiner Gefühle ist es die Hoffnungsinstanz, von der Spaltung scheinbar nicht berührt. Ich konstruiere damit meine Perspektive der Befreiung von den mich quälenden Obsessionen. Etwa so:

Ihre Vergangenheit ist jetzt nicht mehr ein Zwangsfetisch für mich, sondern stellt mir ein klares Bild einer Nicht-Verbotssexualitt vor Augen, mit der ich meine Wünsche identifizieren kann. Ich wünsche mir auch, das zu erreichen, aber wie?

Ist das nicht einleuchtend? Das Bild, welches mir die Eifersucht auf ihre Vergangenheit vor Augen stellt, ist das Bild dessen, was mir fehlt. Nur daher vermag es mich doch zu quälen. Sie hat gelebt, was mir verboten wurde, was ich mir verboten habe. Die Eifersuchtsphantasien sind mir unangenehme Spiegelbilder, die zeigen, was mir fehlt. So versuche ich die Eifersucht, dieses bse Gefühl, ins Gute zu wenden, das Destruktive produktiv.

Ich krame die »Charakteranalyse« von Wilhelm Reich hervor, und dort finde ich meine Probleme auf den Begriff gebracht. Mit der Erklärung, ich sei orgastisch impotent, beginne ich eine Therapie.

2. Hoch die Fackel!

Drei Jahre später. Viel Trennungsschmerz und viel Therapie sind vorbei. Ich lebe in einer anderen Stadt und ich verliebe mich von neuem. Und das alte Problem ist wieder da, wie ein guter Bekannter. Schneller fängt es an zu sprechen und mit einer anscheinend deutlicheren Sprache. Nachdem Farida mir erzählt hat, daß sie in einer Zeit ihres Lebens mit sehr vielen Männern sexuelle Beziehungen hatte, träume ich:

Ich laufe in einer Sporthalle. Oben auf der Galerie stehen viele Männer und schauen mir zu. Ich muß beim Laufen eine Fackel in der rechten Hand halten, so wie der Läufer, der das olympische Feuer bringt. Mein Arm ist müde, ich möchte ihn sinken lassen. Aber ich muß ihn immer wieder mit aller Kraft nach oben stoßen. Ich komme schließlich ans Ziel. Die Männer gucken zu und sagen: Na ja, er hat es doch noch geschafft.

Ich wage nicht, ihr zu gestehen, was mir der Traum sagt: daß ich mir vorstelle, ihr sexuell all das »bringen« zu müssen, was die Männer vor mir gebracht haben. Und daß ich das wohl nicht schaffen kann. Ich befürchte, wenn ich ihr das sage, wird sie entweder sofort die Lust verlieren, sich mit einem solchen

Problemfall abzugeben. Oder aber, sie wird sich Mühe geben, auf mich einzugehen, selber ihren sexuellen Spaß dabei verlieren und sich natürlicherweise danach sehnen, mit sexuell weniger gestörten Männern ins Bett zu gehen. Das vergrößert meine Angst vor der Konkurrenz noch mehr, das vermindert noch mehr meine Fähigkeit, in dieser Konkurrenz zu bestehen. Der imaginierte Orgasmus der anderen ist eine sagenhafte Explosion, ein Feuerwerk, in das er die Frau mitreißt, in dem er mich zum Schatten macht.

Ein halbes Jahr später, unter Schweißausbrüchen und Ängsten, verlassen zu werden, schreibe ich ihr, daß ich ständig an die anderen Männer denken muß, mit denen sie geschlafen hat. Und ich spreche von meinem Wunsch nach Passivität, mein Arm soll niedersinken dürfen.

Ihre Antwort versichert mich, gibt mir Vertrauen, daß ich nicht verglichen werde. Dennoch: die Obsessionen hören nicht auf. Jetzt haben sie die Form, daß sich in mir immer Sätze wiederholen, die sie gesagt hat: »Ich habe mit x Männern geschlafen.« Auch dieser: »Ich habe mir meinen Körper beschmutzen lassen.«

3. Exhaustion!

Ich will an die Stellen gehen, an denen es weh tut.

Ich bin geleitet von dieser Idee: Die Obsession verrät mir etwas über mich, ein Trauma, einen Schmerz in meinem Innern, meiner Vergangenheit, den ich aufsuchen muß und direkt ansehen, damit ich ihn nicht immer verschoben, in diesen Eifersuchtsphantasien erleben muß. Ich will diesen Schmerz in meinem Innersten jetzt suchen. Ich setze mich an die Schreibmaschine. Ich schreibe auf, was kommt, wenn ich mir einen dieser Sätze vorsage oder mir eines dieser quälenden Bilder vorstelle, z.B. so:

Also, ein Mann sagt, daß er Lust auf F. hat. Sie ist einverstanden, steigt mit ihm ins Auto. Er freut sich schon darauf, weil jetzt schon klar ist, daß er mit ihr schlafen kann, sie legt ihm keinerlei Hindernisse in den Weg, sie läßt sich nehmen, er kann sicher sein, daß er in sie hineinkann. Er muß nichts dafür tun. Sie kommen an bei ihm. Sie geht mit ihm hoch (er muß keine Angst haben, daß sie nicht will). Sie macht es ihm leicht. Sie ist völlig offen. Sie läßt ihn einfach alles machen, was er will. Er packt sie, sie legt sich hin, er ..., das Bild wird uninteressant.

Ich habe ein Stück Bewegungsfreiheit gewonnen. Ich kann solche Phantasien zu Ende denken. Ich muß den Kopf nicht sofort abwenden. Ich kann sogar anfangen, mit den Elementen der Phantasie zu spielen. Versuchen herauszufinden, was *genau* das ist, was mir weh tut. Z.B. so:

Was ist der Unterschied, ob F. mit zig Männern einmal oder mit einem zimal schläft?

Mit einem — das ist gar kein Problem. Was ist das Problem bei den vielen?

Ich muß in dem Moment, wenn ich in sie eindringe, immer daran denken, daß alle diese Männer das gemacht haben. Wenn ich mir das vorstelle, werde ich wie leer im Unterleib, habe das Gefühl, als ob etwas aus mir herausläuft.

Ein Bild aus dem Focussing. Ich bat eine Bekannte, mit mir diese therapeutische Technik anzuwenden, weil ich Angst hatte, allein ins Innerste zu gehen. Konzentration (Focussieren) auf ein Bild, eine Phantasie, um zu finden, was daran hängt. Was herauskommt, ist jetzt der Wunsch, Frau zu sein:

Ich presse mich zusammen, im Unterleib, dort, wo der Penis in den Körper geht, ist eine Röhre, ungefähr Faust-Durchmesser. Diese presse ich zusammen, so halte ich die Erektion aufrecht. Aber ich empfinde keine Lust dabei.

Es ist dieses Körpergefühl, altbekannt, über das ich focussiere. Dann passiert ein Gestaltwechsel: Das Konvexe schlägt um ins Konkave, Eindringen-müssen wird zu Öffnen-dürfen:

Das Gefühl verwandelt sich plötzlich: das Aufmachen, dort eine Öffnung haben, hereinnehmen, umfassen, umhüllen, streicheln innen.

Die Obsessionen gehen weiter, ziemlich wüst zeitweise:

Die Brutalität, der Mann, der brutal über F. herfällt. Was fasziniert mich an dem Bild? Sie hat alles den andern erlaubt. Sie hat ihnen einen Raum gegeben, in dem sie sich austoben konnten. Und sie hat den Preis dafür gezahlt: Sie hat sich ihren Körper beschmutzen und lädierten lassen. Die andern haben das ausgenutzt. Sie haben ihren Spaß gehabt.

Ein Traum schlägt eine Lösung des Konflikts vor:

Meine Mutter kommt an mein Bett, mit nacktem Oberkörper, setzt sich neben mich, bedeckt leicht ihre Brust.

In ruhigem Ton, selbstverständlich, erzählt sie mir, daß sie natürlich während ihrer Ehe mit mehreren anderen Männern sexuelle Beziehungen hatte.

Ein ähnlicher Traum folgt einige Zeit später über meine Schwester. Ich interpretiere die Träume so: Das Unbewußte bietet einen Ausweg aus dem Konflikt, der durch meine Liebe zu einer »unreinen« Frau entsteht. Es konstruiert alle Frauen als unrein, durch imaginäre Umwandlung der paradigmatischen reinen Frauen: Mutter und Schwester.

Die Obsession hält an. Ich versuche weiter, meine Exhaustion durchzuführen:

Immer wieder der Versuch, herauszufinden, was *mich* an der sexualisierten Aktivität von F. *jetzt*, in meiner Gegenwart, betrifft. Daß sie sexuell frei ist? Nun, nehmen wir an, sie hätte sich große sexuelle Lust geholt durch anale, statt vaginale Penetration — das Bild verändert sich: ich stelle mir vor, sie hat diese Lust, es geht ihr gut dabei.

Gibt es dabei ein Konkurrenzproblem? Leide ich an der Vorstellung, ich müßte auf der Höhe der zig Männer sein, meine anale Potenz beweisen?

Es kommt mir nicht in den Sinn.

Noch stärker in die Phantasie: Es ist immer das Bild des Sich-Öffnens, Beine auseinander, Hereinlassen, Akzeptierens des anderen, gar noch in seiner Lust. Zulassen, Hereinnehmen, Umarmen, Umschlingen, Bilder heftiger Intimität.

Jetzt eine Gegen-Phantasie: das *reine Mädchen*: das Geschlecht ist frisch, sauber, ich kann alles damit machen jetzt, es in den Mund nehmen. Es ist jungmädchenartig, knospig. Es wartet (auf mich). Es ist Hinwendung nur zu mir, ich fühle mich nicht gefährdet. Sie sagt zu mir: Ich habe es bewahrt für Dich. Es ist ein *Geschenk*, was diese Frau mir macht. Es ist das größte Geschenk, das sie mir machen kann, die Reinheit ihres Körpers. Sie hat immer gespürt, daß die anderen Männer nicht die richtigen waren für sie. Mit mir öffnet sie sich, leicht und frei und rein, wie eine Blume, wie ein Wundergarten, in dem alles blüht. Ich darf darin umher gehen.

Ich bin schon an dem Punkt, wo ich mich über die Bilder lustig mache, ebenso wie sie sich über mich.

Andere Männer gibt es auch, die Kameraden. Mit ihnen hat sie nicht das Höchste geteilt, das Intimste. Sie kennen sie nicht. Sie hat nicht Einlaß gewährt den Unwürdigen. Der Penis ist ein Beschmutzer. Er ist selber etwas Schmutziges.

Und zurück zu der unreinen Frau: Wieso wird die Vagina unrein? Und damit die ganze Frau? Wieso wird sie durch Sperma unrein? Wird sie auch unrein, wenn ein Mann seinen Finger hinein-

steckt? Oder die Frau selber? Und diesen Finger vorher nicht wäscht, einen richtig dreckigen Finger?

Nein, sie wird so wenig unrein wie die Hand unrein wird, wenn mir jemand die Hand gibt. Dabei weiß man doch, daß bei einem Händedruck ein erheblicher Austausch von Schmutz stattfindet. Die Reinheit der Vagina ist offenbar nicht durch Mikroben gefährdet. Wieso wird sie durch Sperma unrein? Wird ihr Mund unrein, wenn der Mann sein Sperma hineinfließen läßt? Kein bißchen — und die entsprechende Vorstellung quält mich nicht im geringsten.

Das ist wirklich ein seltsamer Ort, die Vagina.

Das ist das Ende meines Exhaustionsverfahrens und das Ende eines langen Weges ins Innerste. Was ich finde, paßt nicht auf meine Erwartungen und nicht auf den Sexualitätsdiskurs. Man könnte, mit den Begriffen, die Michael Jäger (1985) vorschlägt, sagen: Das Innerste antwortet mit einem *Widerspruch* auf meine *Frage*. Ich versuche, die Funktionsweise meiner Phantasien im Sexualitätsdiskurs — in der Fassung, die für mich wahr ist — zu verstehen. Aber keine Interpretation ist stimmig, keine erklärt die Beobachtungen. Nach den bisherigen Entdeckungen erwarte ich, im Kern einen schrecklichen Mangel, eine klaffende Wunde zu entdecken, davor habe ich Angst. Aber die Phantasie wird nicht immer tiefer und dunkler, sondern immer kahler, leerer, konzentriert sich auf einen präzisen Punkt, der mit mir gar nichts zu tun hat, der mir ganz äußerlich ist. Dennoch: wenngleich ich nicht das tiefinnere Trauma finde, das ich gefürchtet habe, das Innerste ist dennoch nicht leer. Es ist nur von anderer *Art* als ich erwartet habe.

4. Das Innerste ist ein Gesetz

Das bleibt also bei diesem Einkreisen im Zentrum stehen, die Exhaustion führt auf einen nicht mehr reduzierbaren Fall, die Folge der Bilder hält an einem letzten an, einem klaren Bild, mit scharfer Bedeutung. Es ist die pure Macht, die sich hier zeigt und die spricht, ohne lange Erklärungen zu geben, es genügt, daß sie *verkündet*:

»Die Vagina ist ein Gefäß. Du hast dieses Gefäß sauber zu halten. Es ist für mich bestimmt und für die Liebe. Jede andere Verwendung beschmutzt es und damit Dich.«

Es wird diesem Bild so gehen, wie jenen, die lange in verschlossenen, lichtlosen Räumen überdauert haben: Der Moment, in dem ich sie anschau, mein Augen-Licht auf sie werfe, ist der Beginn ihres Sterbens. Die Konturen verschwimmen, die Farben verblassen, die Bedeutungen verflüchtigen sich. Sie lösen sich auf.

Ich war aufgebrochen, mein *Innerstes* zu finden, ich finde eher ein *Äußerstes*: eine Spur in mir, die mich verbindet — z.B. mit jenem Tyrannen, der früher in Faridas Unterwäsche wühlte, um zu sehen, ob sie ihre Regel hat; dem Vater, der nach einem Ausreißversuch seine Tochter zum Doktor schleift, damit der an ihrem Geschlecht rumfingere, um zu sehen, was sie damit gemacht hat. Er untersteht demselben Gesetz wie ich, ich bin ihm da gleich, und es ist gerade mein Innerstes, was mich mit ihm verbindet. Es ist mein Innerstes, in dem ich unterworfen bin: gespalten — und von dem aus ich die Unterdrückung weitergebe — wie er.²

Welchen Status hat das Innerste? Es ist wie ein hartes Axiom, ein unerschüt-

terlicher Satz: Denn er steht ohne Voraussetzungen da, er ist nicht begründet, also auch nicht widerlegbar. Ein Gesetz, das nicht hergeleitet, sondern einfach da ist.

Das Gesetz existiert in seiner Primitivität, außer mir. Aber es hat sich an einer Schlüsselstelle meines Lebens angesiedelt, es hat sich lebensgeschichtlich gesättigt. Es kann das Zentrum werden, welches Lebensprobleme regiert, sich unterwirft.

Und die Befreiung muß offenbar, militärischer Logik folgend, die besetzten Gebiete zurückerobern, um die Macht zu entmachten, sie selber zu isolieren, sie, die mich isoliert.³ Konkurrenz unter Männern, die Polaritäten des Geschlechterverhältnisses (Aktivität — Passivität; Eindringen — Öffnen), die Herausbildung eines männlichen Körpers, das sind *verschiedene*, dem Geschlechterverhältnis eingeschriebene Machtstrukturen, in die ich mich nichtbewußt hineinstelle. Dieses Hineinstellen bewußt machen heißt, dem Gesetz die Ressourcen zu nehmen, mit denen es seine Macht aufrechterhält.

Meine Exhaustion, das Variieren der Bilder — ich habe es in den Aufzeichnungen schon vor vier Jahren andeutungsweise gemacht. Aber es bleibt damals wirkungslos, es ist noch nicht Schlüssel zur Entlarvung des Innersten, weil das Gesetz noch zu mächtig ist. Die Gefühle, von denen es sich ernährt, meine Gefühle, ich muß sie mir selber aneignen.

Der Wunsch nach Passivität ist dabei nur die erste Bewegung: Fluchtbewegung. Von dem unerträglichen männlichen Pol versuche ich mich auf den von der Macht eingerichteten Gegenpol zu retten. Dort angekommen, hätte ich wohl irgendwann wieder die Rück-Flucht angetreten. Aber Hin- und Herwechseln zwischen zwei Gefängnissen ist noch keine freie Wahl des Aufenthaltsortes.

Das Gesetz selbst ist *von Anfang an* sichtbar. Zumindest sein *Inhalt*. Es ist nicht verborgen, liegt nicht in einer dunklen *Tiefe*. Nicht sichtbar ist seine Stellung, die Tatsache, daß es das Gesetz ist, das Beherrschende, das Innerste, nur das ist »verdrängt«. Verdrängt ist die Macht-Struktur, die meine Lebensprobleme entlang *einer* symbolischen Spaltung (rein/unrein), eben des Innersten, polar anordnet. Natürlich liegen diese Symbole genau so an der Oberfläche wie alle anderen Signifikanten. Das Innerste, den Kern, die Kern-Spaltung bilden sie, solange sie die anderen Symbole regieren; sie als Metaphern sich unterwerfen.

5. Politik ~ Mann Therapie ~ Frau

Das Problem, von dem ich hier berichte, ist unlösbar im Blickfeld einer Therapie, in der die Individuen ihr eigenes, ursprüngliches, im Kern unbeschädigtes Selbst wiederfinden wollen, wo die Macht als dem unterdrückten Individuum äußerlich angesehen wird. Umgekehrt wird eine Politik, die auf der Verdrängung eben dieses beschädigten Selbst aufbaut, dem Gesetz der Wiederverkehr, der Reproduktion des Verdrängten unterliegen.⁴

Trotz der Blindheit für die Beschaffenheit der Macht hat mir die Therapie vielfach weitergeholfen; durch

- katharthische Praxen (z.B. die chaotische (dynamische) Meditation von Bhagwan Shree Rajneesh⁵, Bioenergetik, Rebirthing;
- Erlernen neuer Wahrnehmungsweisen und außersprachlicher Symbolisierungen von Konflikten und Gefühlsspaltungen (Gestalttherapie);
- Auflockern und Umbauen fixierter Körpermuster und -spannungen (Atemtechniken, Rebalancing, Bioenergetik);
- Experimentiermöglichkeiten für andere Vergesellschaftungsformen dort, wo Angst und Maskenspiel Natur geworden waren (gegenüber Eltern, Autoritäten, Frauen);

und — schon ein resultierender Effekt — durch die Ermutigung zur Selbstveränderung, weil die Destabilisierung einherging mit der Entdeckung und Aneignung neuer Kräfte und Handlungsmöglichkeiten.

Die Entmachtung aber mußte dort stattfinden, wo die Macht, ihr Zentrum, sich angesiedelt hat: im Geschlechterverhältnis. Wo wir gespalten sind in Mann und Frau, wo die Frau zerspalten wird in reine und unreine, und wo meine Liebe sich teilt in die Verehrung, die nicht begehren kann und das Begehren nach dem Körper der Frau, die ich nicht liebe.

Ohne Farida kann ich mir den Prozeß, von dem ich erzählt habe, nicht vorstellen: Mit ihr lerne ich, unsere Liebes-Macht gegen die sexistischen Spaltungen zu setzen. Ich vermute, daß das Vertrauen, nicht der sexuellen Konkurrenz anderer Männer ausgesetzt zu sein, mir erst die Möglichkeit eröffnet hat, den Schein dieser Konkurrenz zu durchschauen: die Konkurrenz der Männer um Geld und Macht in ihrer ganzen Häßlichkeit wahrzunehmen, durch den sexuellen Anschein in etwas Faszinierendes und Natürliches (gar noch in die Natur der Frau) verwandelt.

Und dennoch: Warum soll antisexistische Solidarität von einer Liebesbegegnung ganz allein abhängig sein? Warum soll nicht eine Männer-Frauen-Gruppe möglich sein, die untersuchen möchte, wie die Geschlechterspaltung funktioniert; die *theoretisch wie therapeutisch* auf der Höhe der Zeit ist; die die in der Gruppe selbst wirkenden Machteffekte, Anziehungen und Abstufungen nicht nur als Formen beläßt, in denen sich Macht und Geschlechterverhältnis bewegen, sondern sie *als Formen* betrachtet und damit experimentiert; die auch nicht — wie in den therapeutischen Gruppen — die aufbrechenden Konflikte lediglich auf individualistische Manier jedem für sich allein als »sein Ding« zurückspiegelt. Eine Gruppe, in der wir diese Konflikte als Möglichkeiten leben, um uns dort zu helfen, wo jede/r am meisten leidet, da nämlich, wo er »einerseits Mann oder Frau ist, andererseits nicht sein könnte, da beide ihr Geheimnis verbinden und es in die Symbole der Zeugung und des Todes flechten« (Lacan 1975, 81).

Eine Gruppe, in der wir gegen andere politische Macht und Gewalt angehen, die sich ihrerseits mit Zeugung und Tod verflucht, um diese Symbole noch ganz anderen Interessen dienstbar zu machen. Wir können diese Macht, die auf funktionierende Familien und ordentliche Ausbeutungsverhältnisse zielt, und die den Krieg damit immer schon vorbereitet, nicht bestehen lassen, ohne auch unsere ganz private Qual zu verewigen.

6. Martyrin der Reinheit

Wie wird das Äußerste zum Innersten? Wie kommt das Gesetz in mich, und wodurch erhält es diese zentrale Stellung?

In dem neuen Frageraum taucht sofort die Spur einer Antwort auf: die Geschichte von Maria Goretti, von der ich spontan noch weiß, daß sie durch elf Messerstiche von einem Mann getötet worden ist, für die »Bewahrung ihrer Reinheit«.

Wie wenig beliebig diese Erinnerung ist, wird mir beim Nachforschen klar: Das erste, worauf ich stoße, ist der »Freundeskreis Maria Goretti e.V.« (FMG) mit Sitz in München und einer regen Aktivität: »Die Einsätze gegen die Angriffe auf die hl. Maria Goretti in der Presse und gegen den blasphemischen Film 'Maria und Joseph' (wobei uns der neue Adreßcomputer schon gute Dienste leistete) haben einiges an Kraft, Zeit und Arbeit gekostet«, berichtet die »FMG-Information 24/25« vom Juli '85. In der Tat ist es der FMG, der Strafanzeige gegen die Vorführung des Godard-Films erstattet (u.a. in München, Augsburg, Konstanz, Karlsruhe, Wien). Weitere Tätigkeiten richten sich z.B. gegen die »neuheidnische Schul-Sexualerziehung«, das »Werkzeug einer sozialistischen Systemzerstörung«: »Demontage der Scham: Präludium der Revolution«.

Was hat es mit der Schutzheiligen des FMG auf sich? Ein Werbeblatt für das »Maria-Goretti-Jugendbündnis« erzählt:

»Jugendliche, Kinder! — In der kleinen italienischen Stadt Nettuno, in der Nähe von Rom am Meer gelegen, ist am 6. Juli 1902 ein nicht ganz zwölfjähriges Mädchen, *Maria Goretti*, als Märtyrin der hl. Reinheit [sic] gestorben. Das Leiden des Heilands am Kreuz hatte sie so beeindruckt, daß sie sich wenige Monate zuvor, bei der Vorbereitung auf die hl. Erstkommunion, fest vornahm: *Ich will lieber sterben als sündigen*. Denn wenn ich sündige, erneure ich damit das Leiden und Sterben des Heilands. Als kurze Zeit danach ein junger Bursche Maria zur Sünde verführen wollte, wehrte sie sich heftig und warnte ihn vor der Hölle. Aus Wut verletzte er sie dann mit 14 Stichen so schwer, daß sie unter furchtbaren Schmerzen am folgenden Tag starb. Vorher hatte sie noch ihrem Mörder von Herzen verziehen. Und vom Himmel aus wirkte sie ihm Reue und Bekehrung. (...) Der Papst hat sie später heiliggesprochen.«

Diese Heiligsprechung »war eine ganz außergewöhnliche. Es war das erste und einzige Mal, daß die Kirche eine Märtyrin der christlichen Tugend, nicht des Glaubens heiliggesprochen hat.« (Ruef 1980, 71) — Pius XII. ist begeistert: »Nach einer liebevollen Fügung der göttlichen Vorsehung ... wurde ... soeben ... einem einfachen Kinde des Volkes die höchste Ehre der Kirche zuteil, und das mit einer Feierlichkeit ohnegleichen, wie sie noch nie dagewesen ist in der Geschichte der Kirche ... Mit einem so zahlreichen Zustrom der Gläubigen, wie ihn ... bisher die anderen Heiligsprechungen nie sahen, gleichsam getrieben von dem blendenden Glanz und dem berausenden Wohlgeruch dieser Lilie, bedeckt mit Purpurfarbe ...: die kleine und liebe Märtyrin der Reinheit, Maria Goretti.« (Ansprache zur Heiligsprechung 1950, zit. nach Ruef 1980, 5)

Ruef gibt die Teilnehmerzahl mit »mindestens 300000« an (ebd., 6). Vorher schon, bei der Seligsprechung, sei der Reliquiensarkophag »im Triumphzug durch die Straßen der Ewigen Stadt gefahren« (ebd., 65). In der Tat, was bewegt die Menschen in so »zahlreichem Zustrom« hierher?

Fragen wir zuerst, was die Kirche bewegt, eine neue Heilige zu kreieren. Die Chronologie hilft uns weiter. 1935 findet die erste Sitzung für den Seligsprechungsprozeß statt. Die Vorarbeiten sind 1938 zu Ende und der Prozeß kann beginnen. Der beginnt aber noch nicht, denn erst am 25. März 1945 erkennt

Pius XII. einen Lehrsatz von Thomas von Aquin an, nach dem Maria Goretti zur Martyrin erklärt werden kann:

»Ein hinreichender Grund für das Martyrium ist nicht nur das Bekenntnis des Glaubens, sondern jede andere eingegossene Tugend, die Christus zum Endziel hat. So sind einige Jungfrauen getötet worden um ihrer Jungfräulichkeit willen, die sie bewahren wollten.« (4. Sent. d. 49, questio 5, a.3)

Im Mai 1945 dekretiert er die Seligsprechung, sie wird 1947, am 27. April, vollzogen. Für die Heiligsprechung werden dann zwei Wunder verlangt. Ein »entsetzlicher Bluterguß«, den ein Arbeiter durch einen herunterfallenden Stein bekommt, heilt nach Anrufung der Maria Goretti innerhalb einer halben Stunde, am 8. Mai 1947. In derselben Woche passiert ein zweites Wunder, von ähnlicher Qualität (Ruef 1980, 68-71). Das katholische Machtzentrum reagiert mit seiner gedrängten Aktion, so vermute ich, auf die Erfahrung der Frauen (und Männer) in allen am Krieg beteiligten Ländern: daß der Krieg auch der offene Krieg der Männer gegen die Frauen gewesen ist. Frauen werden in der Kriegs- und Nachkriegszeit millionenfach vergewaltigt und getötet. Die katholische Kirche greift dort ein⁶, wo andere politische Subjekte mit Schweigen und Verdrängen reagieren. In der Goretti-Geschichte ist ein Vorschlag enthalten, wie mit dem Geschehen umzugehen sei: Gewalt und Ermordung werden anerkannt, nicht verdrängt. Die Frau wird erhöht, gleichzeitig wird von ihr gefordert, daß sie ihren Gewalttätern verzeiht: Der Geschlechterkrieg darf nicht ausbrechen von seiten der Frauen gegen ihre Unterdrücker. Vergewaltiger und Vergewaltigte können sich in dieser Geschichte auf Jahrzehnte mit dem Geschehen auseinandersetzen. Und mit jedem neuen Mal, bei dem Mann oder Frau die Goretti-Geschichte — und damit die eigene — durchlebt, werden sie sich tiefer hineinschreiben in die symbolische Struktur, in der die Reinheit und das Blut das Geschlechterverhältnis markieren.

7. O Leib voll Blut und Wunden

Mord mit 42 Messerstichen

HAMBURG/STAPELFELD (dpa). Mit 42 Messerstichen in Brust und Rücken ist eine 25jährige Hamburgerin am frühen Samstag morgen auf dem Heimweg von einer Diskothek getötet worden. Die Leiche der verheirateten Frau, deren Oberbekleidung von den Messerstichen regelrecht durchsiebt war, wurde wenige Stunden später in einer Feldmark in S...

(Die Rheinpfalz, 30.12.85)

Es ist diese symbolische Struktur, die wir noch näher betrachten müssen, wollen wir nicht mit dem falschen Bild stehenbleiben, daß die katholischen Ideologen die Geschichte in quasi souveräner Disposition über die symbolischen Ele-

mente zusammengebastelt haben. Um ihre Wirkung zu verstehen (und die Wirkung, die sie in mir hatte), muß ich nach der Funktionsweise der Symbole fragen: wie sich dieser Mythos in den Menschen denkt (vgl. Lévi-Strauss 1971, 26). Und der Mythos denkt sich vielfach, in jedem, der an ihm teilhat. Auch an anderen Orten, mit anderen Namen. Die Funktionsweise der symbolischen Elemente bleibt davon unberührt. Betrachten wir die folgende Version (aus einer vom FMG vertriebenen Broschüre für Kinder):

»Der an und für sich saubere, schwarzhaarige Bursche war heißblütig und unbeherrscht. Er überließ sich seinen Leidenschaften. (...) Karl stürmte auf sie zu, packte sie um den Hals, und aus seinem ganzen Benehmen ... erkannte Anna sofort, worum es ihm gehe ... Seine Zudringlichkeiten nahmen zu und wurden immer heftiger. Aber auch Annas Abwehr nahm immer mehr zu ... Als der Wildling sah, daß alle Schmeicheleien und alles Zureden dieses standhafte Mädchen nicht zu Fall bringen konnten, wurde er zornig und zog das Messer. Es war ein großes, sogenanntes Sarajewomesser. Mit dem linken Arm umklammerte er Anna und mit der rechten Hand stach er ihr das Messer tief in den rechten Oberschenkel. Anna konnte sich seinem Arm entwinden und floh heimwärts. Karl eilte ihr nach. Als er sie eingeholt hatte, stach er in blinder Wut auf sie ein. Diesmal kreuz und quer in die linke Kniekehle und zwar so wuchtig, daß er das Messer nicht herausbrachte. Anna mußte es sich selbst herausziehen. (...) Nun warf er das wehrlose Mädchen zu Boden. (...) Da kniete er sich auf ihre Magengegend ..., da stieß er ihr das Messer in die Brust, dann etliche Male in den Bauch und Unterleib. (...) 3/4 Stunden währte der Kampf ...

Als der Arzt ... das Mädchen näher untersuchte, klappten ihm neun große Wunden entgegen, aus denen fallweise schäumendes Blut gußweise herausquoll. (...) Die erste war verursacht durch einen gewaltigen Stoß in der rechten Brustseite. Er reichte von der dritten Rippe bis zur fünften und durchschnitt den unteren Lungenlappen. Der zweite Stoß ging mitten in die Brust, zwischen den Rippen hindurch bis in die Brusthöhle. Der dritte Messerstich war ihr in den Unterleib versetzt worden, wobei auch das Bauchfell und die Leber zerschnitten worden waren. Weitere Stiche waren in den Unterleib und in den Rücken gegangen. Bei manchem Stich mußte der Wüstling das Messer im Leib direkt umgedreht haben, weil die Wunden zum Teil auch fingerdicke Löcher aufwiesen. (...) Der Arzt ... war zutiefst erschüttert ..., aber er konnte auch einwandfrei feststellen, daß seine Unschuld in keiner Weise verletzt war.« (Loidl o.J., 10ff.)

Diese Männerphantasie ist von einer Frau verfaßt. Sie weiß nicht, was sie tut, aber indem sie aufschreibt, was in ihr denkt, verrät sie uns, wie der Goretty-Mythos funktioniert.⁷

Wem es um die Bewahrung der Reinheit zu tun ist, der darf im Schmutz wühlen. Die Goretty-Reinheit fordert die Bewahrung der Jungfernschaft um jeden Preis (»lieber sterben als sündigen«). Dadurch ist bereits ein unendlicher Projektionsraum für Vergewaltigungs- und Ermordungsphantasien erzeugt.

Warum aber taucht immer das *Messer* auf?

Hier wird dieses Detail zum bestimmenden: In den Körper des Mädchens werden »Löcher« gebohrt, »fingerdicke«, dadurch, daß das »Messer im Leib umgedreht« wird. Aus diesen Löchern »quillt« dann »schäumendes Blut gußweise« heraus. Danach folgen wir mit den Augen den Fingern des Arztes, der am Geschlecht des Mädchens herumtastet, »seine Unschuld« ist »in keiner Weise verletzt«. Die Vagina bleibt unblutig, weiß. Der Leib bleibt *hier* verschlossen, aber er wird an anderer Stelle geöffnet. Unterleib und Brust des Mädchens tragen blutige Löcher, ihr ganzer Leib ist der Ort der Vergewaltigung, Ort für jenes Eindringen, was an der unberührten Stelle zwischen den Beinen nicht stattfinden darf. Die Vagina wird vervielfacht, der Körper des Mädchens ist übersät mit blutigen Öffnungen, seine Oberfläche wird Ausstel-

lungsfläche für jenes Verborgene an der Unterseite des Leibs. Hier wird ein Körper mit den Zeichen vielfacher Vergewaltigung präsentiert.

Zum selben Zeitpunkt, als Pius XII. in Rom die Seligsprechung der Maria Goretti vorbereitet, findet eine Massenvergewaltigung in Berlin statt.

Was haben eigentlich die Frauen darüber zu sagen?

»Was heißt Schändung?«, fragt die anonyme Autorin eines Tagebuchs aus dieser Zeit. »Es klingt wie das Letzte und Äußerste, ist es aber nicht.«



Dieses Bild schmückt von V. Ruefs »Die wahre Geschichte von der hl. Maria Goretti.« — M. Goretti wurde knapp 12 Jahre alt; ein Photo von ihr existiert nicht.

Die Frauen gewinnen eine eigene Haltung: Verachtung, Spott (»wir übertrafen einander in puncto Schändungshumor«), vielerlei Taktiken. Sie fangen an, in ihren Kategorien über die Frage nachzudenken, wie Männer und Frauen miteinander umgehen, statt immer nur auf das »Äußerste« zu starren.

Für die Männer ist es das Äußerste, das so unausdenkbar innerste Schreckliche, daß man gar nicht bis zu dem Punkt hindenken mag, wo der Russe in die Scheide eindringt.

Der heimkehrende Mann versteht nicht die Abkürzung Schdg., in ihrem Tagebuch. »Ich mußte lachen: 'Na, doch natürlich Schändung!'« Daraufhin verzieht er angewidert das Gesicht: »Ihr seid schamlos wie die Hündinnen geworden, ihr alle miteinander hier im Haus.« (Eine Frau in Berlin)

»Mit Abscheu wenden sich Ehemänner, Verlobte, Väter, Freunde — ob als Tatzeugen oder nicht — von ihren geschändeten Frauen ab«, berichtet Ingrid Schmidt-Harzbach.

Und die Frauen, diese schamlosen Hündinnen, lachen noch darüber! Gegen den Verlust ihrer Autorität bei den Frauen reagieren die Männer nicht nur mit Abscheu und Ekel. Die Goretti-Geschichte zeigt, wie mit dem stärker gewordenen anderen Geschlecht umgegangen wird: Die Männer beteiligen sich an der Vergewaltigung und setzen ihr noch eins drauf, die Frau wird lustvoll abgeschlachtet. Dafür wird sie dann hinterher als Reinheitskönigin gefeiert.

»Am Ende des Krieges steht die Niederlage der Männer als Geschlecht«, schreibt die oben zitierte anonyme Autorin in Berlin am 26. April 1945. Aber am Ende der Nachkriegszeit steht die Niederlage der Frauen als Geschlecht. In der Figur der Maria Goretti feiern Männer und Frauen gemeinsam diese Niederlage.

Der Krieg ist nicht zu Ende. Meine Goretti-Analyse führte mich zu einem weiteren Bild in meinem Innern. In dem Film »Emmanuelle in Amerika« zeigt eine fiktive Dokumentar-Sequenz, wie amerikanische Soldaten vietnamesische Frauen vergewaltigen, foltern, ermorden. Die Szene hat sich in mein inneres Filmarchiv überspielt und ist dort unzählige Male aufgeführt worden. Und die Faszination an der Reaktion der Frau, die wehrlos, maskenlos, machtlos dem Eingriff des Mannes in sie antwortet, verrät mir, wie mit der Möglichkeit, die Frau in ihren Schmerzüßerungen, in Folterqual und Todesangst zu erleben, die Folter in der Unterwerfung ein Höchstmaß an Nähe herstellt, an erzwungener Nähe der Unterworfenen zu ihrem Herrn.

8. Fühlformen

Die Geschichte von Maria Goretti wird er eines Tages lesen, der kleine Gerhard. Er wird sie finden in der Zeitung, die allsonntäglich am Kirchengang verkauft wird und zu Hause herumliegt, in der »Neuen Bildpost«. Die Geschichte wird dort ausführlich und mit viel Liebe zum Detail geschildert. Er wird sie verschlingen und in seinem Kopf immer wieder nacherleben und mit seinen Erfahrungen verbinden: Die Körper der Frauen um ihn sind abgesperrt durch eine unsichtbare, undurchdringliche Schicht, durch eine Hülle aus Abwehr. Sie sind nah, und sie sind das unerreichbar Fernste, und darin gibt es einen dunklen und tiefen Ort, einen Ort der nur als Geheimnis existiert.

Warum das so ist, versteht er so wenig wie irgendein anderer. Er, seine Mutter, seine Schwester: sie alle unterstehen einem Gesetz, das nicht verstehbar ist. In der Goretti-Geschichte erhält dieses Gesetz einen Namen, seine Erfahrung einen Sinn und ein Bild, worin er sie festhalten kann. Sein Blick auf Frauen zentralisiert sich und kreist um diese Fragen: *Wie halten sie es mit der Reinheit? Welche Annäherung gestatten sie?* Er wird Nähe messen im Abstand der Körper und noch genauer: im Abstand ihrer Geschlechtsteile.⁸

Diese Symbole besetzen ihn. Aus ihnen baut er sich seine Fühlformen, sie richten sich in ihm ein, er richtet sich in ihnen ein. Seine Gefühle werden später, ohne ihre Formbestimmtheit zu verraten, aus seinem Innern aufsteigen. Er wird lernen, Denkformen zu erkennen und zu verändern.⁹ Mit den Fühlformen wird es schwerer sein. Hier sind die Wörter Fleisch geworden, und sie wohnen jetzt in ihm:

»Das ist das Über-Ich, insofern das wirklich das Subjekt terrorisiert, insofern es in ihm wirksame, entwickelte, erlebte, fortgesetzte Symptome konstruiert, deren Sache es ist, jenen Punkt zu repräsentieren, wo das Gesetz vom Subjekt nicht verstanden, sondern von ihm ausgeführt wird. Sie übernehmen es, es als solches zu verkörpern. Sie verleihen ihm die Gestalt des Geheimnisses.« (Lacan 1980, 169)

Er wird auf dieses Geheimnis stoßen. In einer zur betreffenden Zeit herrschenden Vorstellungswelt wird er es so wahrnehmen und ausdrücken: daß er sexuelle Probleme habe. Und »es fehlt ein Nichts«, daß ihm »auf einmal das Gesetz in einer zerreißen Form erscheint« (ebd.).

Dieses Zerreißen wird zur Frage — in meinem Leben und in diesem Aufsatz. »Es geht darum, zu erkennen«, sagt Lacan (1973, 147), »durch wen und für wen das Subjekt seine Frage stellt.« Ich stelle sie für mich, gewiß, aber ich stelle sie auch für meinen Vater, der, derselben Spaltung unterworfen, sie an mich weitergegeben hat. Die Frage hat sich in ihm gestellt, aber er hat nicht die Frage gestellt. Mein Vater: das ist mein Vater, aber es ist auch sein Vater, es ist der Pfarrer im Dorf und Pius XII., es sind alle die Männer, die, dem Gesetz unterworfen, die Unterwerfung in das Gesetz verwandeln, dem sie die Frau unterwerfen: indem sie sie spalten in reine und unreine, in Mutter und Hure, in verehrte und verachtete, erhöhte und ermordete.

Wir sind Subjekte in einem Diskurs, der »für sich ganz allein ein vollständiges Universum bildet und zugleich in all seinen Teilen etwas irreduzibel Unstimmiges hat« (Lacan 1980, 169). Dieses Unstimmige ist in uns: Mit unseren Krankheiten, unseren Depressionen, unseren Obsessionen und Neurosen werden wir selbst zur Frage und — vielleicht — Fragende. Dann kann sich der Widerspruch gegen die Väter verwandeln in den Widerspruch gegen die Frage, die sie uns blind weitergereicht haben.

Anmerkungen

- 1 Exhaurire (lat.): herauserschöpfen, herausgraben, fortschaffen; entziehen; arm machen, ausaugen; (eine Schuld) abzahlen; (eine Gefahr) überstehen. Die »Exhaustionsmethode« wurde in der antiken Mathematik, besonders von Archimedes, angewendet, um die Inhalte von Flächen und Körpern zu berechnen: Der unberechenbare Körper wird ausgeschöpft durch bekannte, berechenbare Körper, deren Größe in geeigneter Weise variiert wird. Exhaustion als medizinischer Terminus: Erschöpfung. — Bei der nachfolgend geschilderten Methode des Umgangs mit meinen Phantasiebildern mag man an alle diese Bedeutungen denken. Ich schöpfe den Raum einer Phantasie aus, durch Variieren ihrer Elemente, um den Ort einzugrenzen, von innen und außen, an dem das Quälende lokalisiert ist. Und ich erschöpfe die Phantasie damit: Ich nehme ihr die Kraft.
- 2 Der Gedanke, daß das Innerste ein Gesetz ist, steht im Mittelpunkt der Theorie von Lacan. Es ist dieser Gedanke, der gemeint ist, wenn Lacan sagt, »das Begehren des Menschen ist das Begehren des Anderen«: Im Zentrum unserer intimen Bedürfnisse steht eine Anrufung von außen, vom Vater, letzten Endes von der symbolischen Ordnung. — Den Hinweis auf Lacan verdanke ich M. Jäger. Er kam post festum: Die Exhaustion und ihr Ergebnis sind kein von dieser Theorie bereits dirigierter Suchprozeß gewesen.
- 3 Den ersten Teil dieses Aufsatzes habe ich auf der Berliner Volksuni 1985 vorgetragen — und danach einen überraschenden Effekt erlebt: Die Stimme aus dem Innersten schweigt, die Obsession ist nicht mehr gegenwärtig. Das Innerste zum Äußersten zu machen, die Macht, der ich unterworfen bin, öffentlich zu denunzieren, war offenbar ein Schritt zur Befreiung: »Die Scham ist vorbei«.

- 4 Die Spaltung von Therapie und Politik ist gegenwärtig eine der Formen, in denen sich das Patriarchat weiterhält. Von daher ist es folgerichtig, daß in der Frauenbewegung am ehesten gegen diese Spaltung experimentiert wird. Solche Versuche werden z.B. in dem Band »Frauenformen 2« (AS 90) und »Subjekt Frau« (AS 117) dokumentiert. Von ihrer Fragestellung nach der Sexualisierung und der Methode der Erinnerungsarbeit (sich erinnern/denken lassen und das spontan Entstandene theoretisch analysieren) habe ich etwas gelernt. Allerdings: In der dort vorgeschlagenen Anordnung, die Gefühle als abzuschüttelnde (»Wie Bleigewicht hängen uns Gefühle an«; AS 117, 14), als zu bekämpfende (»Vergleichen zu unserem Denken ist unser Fühlen spontan reaktionär«; ebd., 28) oder als »Hemmnis« (ebd., 6) für politisches Handeln dem »fortschrittlichen Denken« entgegenzusetzen, dürften Probleme, wie das von mir (und von den Frauen selbst) vorgestellte, unlösbar sein, genau so wie in traditionellen Therapien oder politischen Gruppen.
- 5 »Meine Technik der Dynamischen Meditation akzeptiert deine Neurose so wie sie ist und versucht, sie zum Ausdruck zu bringen. (...) Wenn du innerlich gespalten bist, kämpft deine Energie mit sich selber. (...) Du bist verrückt, deswegen muß etwas unternommen werden. Die traditionelle Einstellung war: 'Unterdrücke deinen Wahnsinn'. ... aber ich sage: 'Laß ihn raus; werde Dir seiner bewußt. Das ist der einzige Weg, auf dem du geheilt wirst'.« (Bhagwan Shree Rajneesh 1982, 42f.) — Von Bhagwans Anleitung zur individuellen Revolution ist der Weg nicht so weit zur politischen: »die politik der selbstveränderung sucht die macht des diskurses zu brechen, indem sie die *vermengungspunkte ans licht zerrt*, festhält, aufmerksamkeit für sie erzwingt, von deren verdrängung der diskurs lebt und die insofern seine existenzbedingungen sind.« (Jäger 1986, 23) Und die »Vermengungspunkte« (Jäger führt als Beispiel u.a. die Pershing-Stationierung an) hängen mit den individuellen Schmerzpunkten auf eine Weise zusammen, die es nicht ratsam erscheinen läßt, der Konfrontation mit den einen durch Beschäftigung mit den anderen ausweichen zu wollen.
- 6 Und auch noch ein bißchen direkter. Für den »Mann auf der Straße, der sich unter keine Kanzel mehr setzt«, redet Pater Leppich, das »Maschinengewehr Gottes«, in Straßenpredigten seit 1948 zu Millionen Zuhörern, seine Bücher erreichen Millionenaufgabe. In seinem Vortrag gegen den »Sexualismus« erzählt er: »Dieser junge Kaplan, ein glühender Idealist, hatte damals, als die Bolschewisten wie reißende Tiere über unsere Frauen und Mädchen herfielen, einige Mädchen zu schützen. Da marschierte eine solche Bestie'ins Zimmer, gab sich als Kommandant aus und ließ die taxierenden Verbrecheraugen über die Mädchen gleiten. Eines der jüngsten blonden Mädels, sechzehn Jahre alt, grinste dieser Dämon an. 'Komm mit!' Der Kaplan sagte: 'Nein, sie bleibt hier'. Zum äußersten bereit, stellte er sich vor das Mädels. Der Bolschewist wurde frech, er wollte den jungen Kaplan beiseite schieben. Der blieb stehen und sagte: 'Niemals'. Da zog der Verbrecher seine Pistole, setzte sie dem Kaplan ins Gesicht und drückt ab ... Sehen Sie, ich erzähle Ihnen das, damit Sie spüren und begreifen, daß es etwas Entscheidendes und Heiliges ist, wofür jener Kaplan sein junges Leben hingab.« (Leppich 1957, 62f.) Seine Schlußsätze gelten *ihr*: »Wenn Du, die du mir hier zugehört hast, eine Magdalena bist mit einem Leben voll Sünden, ... Christus wird Dir helfen, Deine Vergangenheit auszuschlösen und den Satan unserer Zeit zu überwinden.« (63) Denn Pater Leppich weiß Bescheid: »Es ist schon wahr: In jeder Frau steckt eine Dirne und eine Heilige.« (Leppich 1955, 12) Ergänzen wir Pater Leppichs Einsichten in die symbolischen Ordnungen, denen wir unterworfen sind: In jedem Mann steckt ein Kind und ein Vergewaltiger. Das ist schon wahr.
- 7 Die entsprechende Szene für Maria Goretti wird auf einer von ihren »Freunden« hergestellten Hörspeichercassette so angekündigt: »Den Höhepunkt [sic], das Martyrium, erreicht sie mit knapp 12 Jahren, als ein Bursche ihre Reinheit antasten will.« Ironischerweise wendet sich der FMG — z.B. in dem oben zitierten Flugblatt gegen die Sexualerziehung — gegen »jedes-ins-Detail-gehen, das nur die Phantasie anregen und die Begierde wecken würde.«
- 8 Reinheit/Unreinheit ist ein Code für die »rigorose Abschottung der beiden Geschlechter« voreinander, von deren Einführung im 11. Jahrhundert G. Duby berichtete: »Diese Gesellschaft ist also im Zentrum ihres Imaginären durch die Ablehnung des weiblichen Körpers geprägt. Er ist jedoch um so anziehender, je mehr er zurückgestoßen wird.« (1985, 226) »Lieber sterben als unrein werden«, lautet die Goretti-Formel für dieses Anziehungs-/Abstoßungsverhältnis und sie präzisiert und lokalisiert das Begehren nach dem anderen Ge-

schlecht in das Begehren nach dem Geschlecht des anderen. Das Reinheitsgebot sexualisiert das Geschlechterverhältnis, der Katholizismus, nicht nur in den fünfziger Jahren, ist eine umfassende Initiation und Formierung in die Sexualisierung hinein (vgl. auch Foucaults Untersuchungen zum Sexualitätsdispositiv).

- 9 Die Analyse von Handlungs- und Denkformen, wie ich sie in den Vorlesungen und Seminaren von W.F. Haug über das »Kapital« lernte, kommt mir heute vor wie die erste und wichtigste Initiation in die Relativierung einer Gesellschaftsform: Mein eigenes Denken unterliegt einem mir äußerlichen Gesetz (»objektive Gedankenform«), die Formbestimmtheit meines Handelns und Denkens ist zugleich die Form, in der ich die mich unterwerfende Struktur reproduziere (vgl. Haug 1974, bes. Kap. X). Das so Gelernte — non scholae, sed vitae! — nun auch auf die eigenen Gefühle anzuwenden und nach den Gefühlformen zu fragen, ist nur ein kleiner Schritt. Oder?

Literaturverzeichnis

- Bhagwan Shree Rajneesh, 1982: Meditation. München
 Duby, Georges, 1985: Frauen und die Feudale Revolution. In: Das Argument 153
 Eine Frau in Berlin, 1959. Frankfurt/M.
 Foucault, Michel, 1977: Sexualität und Wahrheit. Frankfurt/M.
 Haug, Wolfgang Fritz, 1985: Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«. 3. Aufl., West-Berlin
 Jäger, Michael, 1985: Die Methode der wissenschaftlichen Revolution. West-Berlin
 ders., 1986: blockwahlen, auflösungserscheinungen. In: kultuRRévolution 11
 Lacan, Jacques, 1973: Schriften. Bd. I. Freiburg
 ders., 1975: Schriften. Bd. II. Freiburg
 ders., 1980: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Das Seminar, Bd. II. Freiburg
 Leppich, Johannes, 1957: 3 x Satan. Düsseldorf
 ders., 1955: Christus auf der Reeperbahn. Düsseldorf
 Lévi-Strauss, Claude, 1971: Mythologica I. Das Rohe und das Gekochte. Frankfurt/M.
 Loidl, Ida, o.J.: Das Heldenmädchen von St. Stephan. Ebensee
 Ruff, Vinzenz, 1980: Die wahre Geschichte von der hl. Maria Goretti. Jestetten
 Schmidt-Harzbach, Ingrid, 1985: Zwangsabtreibungen nach Vergewaltigung durch russische Soldaten. In: Die Tageszeitung, 6.5.85
 Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2 (AS 90). West-Berlin 1983
 Subjekt Frau (AS 117). West-Berlin 1985



**LUTZ
WINCKLER:
AUTOR · MARKT ·
PUBLIKUM**

Lutz Winckler
Autor — Markt — Publikum
Zur Geschichte der Literaturproduktion
in Deutschland

Eine Einführung in die Sozialgeschichte der literarischen Produktion: Modellanalysen zur Geschichte des Schriftstellers, des literarischen Marktes und der Institutionen literarischer Öffentlichkeit; Entstehung, Krise und Funktionswandel der Literaturkommunikation vom 18. Jh. bis zur Gegenwart.

Literatur im historischen Prozeß, AS 138
 17,60 DM/f. Stud. 14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Peter Middleton

Die begrenzte Relevanz des Geschlechtsunterschieds*

Wir müssen uns mit Männlichkeit auseinandersetzen — weder um irgendein schablonenhaftes Bild von Stärke und Tapferkeit zu verteidigen, noch um all die typischen Eigenarten patriarchalischen Verhaltens zu umreißen, die Schaden anrichten, und auch nicht, um Schuld auszudrücken und zu teilen. Der hauptsächliche Grund ist vielmehr, noch wirkungsvoller gegen die Ausbeutung von Menschen arbeiten zu können, die auf ihrem Geschlecht, ihrer Stellung im Geschlechterverhältnis als Arbeiter, Manager, Soldaten, Eltern und Kinder gründet. Männer haben mit Männlichkeit politisch-strategisch so umzugehen, daß sie sich auf eine neue Weise wahrnehmen — anders als in den gesellschaftlich vorgegebenen Charakterformen, auf die sich einzulassen sie weitgehend gezwungen wurden. Sie haben so zu verstehen, auf welche Weise ihre Annahmen über Mannhaftigkeit, Arbeit, den jeweils anderen, Frauen und Kinder ideologische Folgen der ökonomischen Bedürfnisse einer bestimmten Gesellschaft sind. Ein solches Verständnis sollte Männern helfen können, zu begreifen, wie ihre Männlichkeit geformt wird, und sich dem Kampf gegen Sexismus anzuschließen, wo immer sie ihm begegnen — ob in ihnen selbst oder in ihrer Umgebung. Und es sollte sie stolz genug auf die menschlichen Eigenschaften machen, die sie mit Frauen und Kindern teilen, um an diesem Kampf um Gleichheit tatsächlich mit Erfolg teilnehmen zu können.

Ich vermute, die meisten von uns würden dem Argument zustimmen, daß Männlichkeit eher gesellschaftlich als durch biologische Gegebenheiten oder irgendeine metaphysische Vorbedingung geformt wird. Wir würden uns jedoch wahrscheinlich nicht mehr über alle Eigenschaften von Männlichkeit einigen können oder darüber, was es bedeutet, männlich zu sein; aber einige Eigenschaften würden innerhalb unserer Kultur weite Zustimmung finden. (...)

Die Männlichkeit der Männer wird in ihrem Verhalten sichtbar: Sie sind aggressiv, bestimmt, behauptend, stark, eindringlich, gewaltsam, ungestüm, mächtig. Sie zeigen ihre Gefühle nicht. Sie sind ausschließlich mit abstrakten oder materiellen Objekten beschäftigt. Sie verbergen ihre Körper in geometrischer, langweiliger Kleidung — oder tragen Kleidungsstücke, besonders wenn sie jünger sind, die wie beispielsweise Jeans oder Leder die reine Körperkraft betonen. Männlich zu sein heißt, in bestimmten, erkennbaren Haltungen zu stehen und zu sitzen. Männer pflegen in der Regel weder fließende und farbenfrohe Gewänder noch überreichen Schmuck zu tragen, kümmern sich nicht

* Erweiterte Fassung eines Diskussionsbeitrags in der »Masculinity Group« während der letzten Tagung der britischen Literaturwissenschaftler/innen-Vereinigung »Literature, Teaching, Politics (LTP)«. Die Gruppe war 1984 gegründet worden, nicht zuletzt aufgrund der Kritik von Frauen, Männer sollten sich die Diskussionen über Geschlechterverhältnisse nicht länger respektvoll oder aufgebracht anhören, sondern mitdiskutieren. — Übersetzung: Michael Haupt; redaktionell bearbeitet und gekürzt.

groß um ihre Körperhaare, sprechen nicht viel über ihre eigenen oder die Gefühle anderer.

Der sozioökonomische Status ist ein weiteres, unübersehbares Kennzeichen der Männer. Sie halten fast alle Führungspositionen besetzt und kontrollieren deshalb den Reichtum sowie die jeweiligen Besitz-, Rechts-, Erziehungs- und Kulturordnungen des Landes. In dieser Sichtweise erscheinen die Männer als ein homogenes Subjekt — unabhängig von ihrer sozialen Stellung, Klasse. Aber wir dürfen die soziale Stellung nicht übersehen, und es ist wichtig zu erkennen, daß hier von Männern der mittleren Führungsschichten und der besitzenden Klasse die Rede ist. Die Männer der Arbeiterklasse stellen im großen und ganzen den Hauptanteil der Lohnempfänger und verrichten die körperliche Arbeit des Landes. Man kann dies in der einfachen Beobachtung zusammenfassen, daß Männer entweder arbeiten oder als arbeitslos wahrgenommen werden. Sie ziehen für gewöhnlich keine Kinder auf, kümmern sich nicht um die unmittelbaren äußeren Lebensbedingungen und die damit verbundenen dringenden Notwendigkeiten. Eine spezielle Form der Arbeit ist für Männlichkeit besonders zentral: der Militärdienst. Männer werden ausgebildet, um ihr Land zu verteidigen und andere Männer zu töten. (...)

Ich habe hier bewußt negativ zugespitzt, aber ich hoffe, daß so die attraktiven, positiven Vorstellungen in diesem Bild kenntlich werden. Heldentum, intellektuelle Größe, Vitalität, Standhaftigkeit, Mut, Beharrlichkeit sind alles Tugenden, die aus diesen negativen Kennzeichnungen abgeleitet werden können.

Wenn wir annehmen, daß Männer gesellschaftlich geformt werden und daß wir hier einige der hauptsächlichsten Merkmale von Männlichkeit erfaßt haben, liegt die Frage nahe: Was ist notwendig, damit Menschen diesen Weg einschlagen? Ich meine, daß es einer sehr durchdringenden, zwingenden und sehr mächtigen ideologischen und materiellen Vollstreckung bedarf, um diese Männlichkeit gegen die Abneigung eines liebenden, anpassungsfähigen, leicht ansprechbaren, empfänglichen Kindes zu formen und durchzusetzen.

Wie allgemein bekannt ist, hat sich der historische Materialismus der Vorstellung widersetzt, daß die Geschlechterverhältnisse genauso wichtig wie die Klassenverhältnisse sind. Mark Cousins hat die Gründe hierfür sehr klar zusammengefaßt.

Nach Cousins ist es schwierig, die Subjekte der Geschlechterverhältnisse zu bestimmen: Frauen können nicht als homogene, vereinheitlichte Subjekte angesehen werden; sie sind immer geschichtlich verortet und durch Spaltungen, Brüche und Widersprüche gekennzeichnet. Es kann deshalb nicht nur eine Theorie oder einen Begriff geben, der die Politik ihrer Unterdrückung erklärt — außer bei übersinnlich mythologisierenden oder biologisierenden Zugriffen. Eine historisch-materialistische Theorie, die ein vereinheitlichtes Subjekt Frau unterstellt, ist unmöglich.

Die Begriffe »Männer« und »Frauen« werden in Theorien über Geschlechtsunterschiede in zwei einander widersprechenden Bedeutungen verwandt. Einmal bezeichnen sie wirkliche Individuen, die letztlich aus biologischen Gründen unterschieden werden. Zum anderen beziehen sie sich auf

Standorte innerhalb eines Systems materieller Produktion und menschlicher Reproduktion. Dabei ist die Eigenart dieser Festlegung begrifflich offengelassen, obwohl bestimmte Beziehungen biologisch festgelegt sind (Frauen gebären Kinder). Die zweite Sichtweise kann sich nicht auf »Biologie« berufen, weil diese ein weiterer Aspekt der Geschlechterideologie ist. Aber das heißt nicht, daß die einzelnen, die die Standorte »Mann« und »Frau« einnehmen, keinen Beschränkungen unterworfen sind. Der entscheidende Punkt ist, daß das jeweilige Individuum eine Anzahl von unterschiedlichen Geschlechterstandorten in der jeweils erzeugten Arbeitsteilung einnehmen kann. Die Standorte selbst sind beständigem Wechsel unterworfen, verändern und verlagern ihre Grenzen.

Die Ausweitung des Arguments, die ich hier zuletzt mache, wird von Cousins allerdings nicht geteilt: Eine Theorie der Produktionsweisen wie der Marxismus schließt für ihn die Geschlechterverhältnisse auf der grundlegenden Untersuchungsebene überhaupt nicht ein. (...) Soweit ich sehen kann, geht die Marxsche Kapitalanalyse einfach davon aus, daß die menschliche Reproduktion als Grundbedingung gegeben ist — und von einer Gruppe von Menschen geleistet wird, die völlig außerhalb der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse steht. Aber es ist auch möglich, die marxistische Position durch Konzentration auf den Begriff der Produktion nachdrücklich auszuweiten. Dadurch können die Geschlechterverhältnisse einbezogen werden, ohne daß es nötig ist, sich einfach auf die praktischen Erfordernisse des historischen Modells der Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie zu berufen; ein Ansatz, der konsequent durchgeführt beispielsweise eine Untersuchung der Rolle der Frauen in der industriellen Revolution nach sich ziehen müßte. Marx' Konzept ist umfassend genug, um die Untersuchung solch grundverschiedener Prozesse wie Fabrikarbeit, Kinderpflege, wissenschaftliche Forschung, Lebensweisen oder beispielsweise Kunst einzuschließen. (...) Der Schlüsselbegriff der Produktion ermöglicht induktiv eine Ausweitung der spezifischen Untersuchungen der industriellen Produktionsprozesse auf andere Bereiche. Ohne einen Begriff des Geschlechts, der Geschlechterverhältnisse gewinnt der Begriff Produktion dort aber ausufernde Allgemeinheit, wird zur stillschweigend mit einbegriffenen Ursache, nicht jedoch zum analytischen Werkzeug.

Wir müssen die Art und Weise theoretisch erfassen, wie die Positionen von männlichen oder weiblichen Arbeitern, Managern, Eigentümern, Eltern mit Individuen ausgefüllt werden, die fähig und bereit sind, sie zu besetzen. Dabei ist zu betonen, daß Klasse, Alter, Rasse und Nationalität in diesem Fall Elemente der Konstruktion, der Herausbildung von Individuen sind. Männlichkeit oder das Weibliche werden niemals unabhängig von Klasse, Alter, Rasse usw. wirksam, und ebensowenig ist das für Klasse, Alter oder Rasse unabhängig vom Geschlecht der Fall — außer in wenigen Fällen, und da wäre es besser, eher von Konvergenz, Einswerden mit dem Geschlecht zu sprechen, als von völliger Unabhängigkeit.

Wie werden nun die einzelnen für die Geschlechterverhältnisse zugerichtet? Die vorherrschende Theorie, die von Sozialisten und der radikalen Linken eifrig aufgenommen wurde, ist die Psychoanalyse, besonders Lacans Freud-

Revision auf der Grundlage des linguistischen Modells von Saussure. Ich möchte an einem typischen Beispiel der gegenwärtigen Debatte (ein Abschnitt aus der sehr nützlichen Einführung von Jacqueline Rose zu dem Band »Weibliche Sexualität«) zeigen, daß das psychoanalytische Modell tatsächlich die Erforschung der Konstruktion dessen, was Geschlechtsunterschied genannt wird, eher behindert und nicht, wie es scheint, fördert. Gleichzeitig möchte ich auch die Nützlichkeit des Begriffs Geschlechtsunterschied in Frage stellen.

Rose will die Konstruktion von Weiblichkeit und weiblicher Sexualität erörtern, und dafür leistet das Modell offenbar gute Dienste. Allerdings läßt es keine Unterscheidung zwischen Männern und Männlichkeit in einer Weise zu, wie sie nach meiner Meinung von einer radikalen Politik gefordert wird — aus Gründen, die den Annahmen über Sprache und gesellschaftliche Wirklichkeit im Artikel von Rose sowie in anderen Aneignungen der Psychoanalyse seitens der britischen Linken eigen sind. Es ist besonders schwierig, Männlichkeit innerhalb des psychoanalytischen Systems auf der Grundlage des linguistischen Modells zu hinterfragen, weil die Lacansche Psychoanalyse, so wie sie in Großbritannien rezipiert wurde, anzunehmen schien, daß Sprache in jeder Beziehung und damit auch jede Problematisierung von Sprache bereits männlich ist. So scheint es, daß Männlichkeit sich nicht selber in Frage stellen kann und somit jede immanente Kritik offensichtlich darauf beschränkt ist, über sich selbst zu schweigen. Auf der praktischen Ebene gerinnt dies leicht zu der Vorstellung, daß Mann zu sein gleichbedeutend damit ist, ausschließlich und hoffnungslos sexistischer Unterdrückung schuldig zu sein. Es gibt keine Befreiung als Mann. Das ist eine politische Position, die zur Handlungsunfähigkeit führt.

Jacqueline Rose stützt sich stark auf das linguistische Modell. Die grundlegende Annahme ihres Aufsatzes ist, daß es für Lacan keine prädiskursive Wirklichkeit gibt. Der entscheidende Begriff ist »prädiskursiv«, weil er zugleich auf Sprache und Diskursivität verweist. Streng genommen bezeichnet der Begriff des Diskursiven die Ebene der *parole* in der Linguistik Saussures, also die Ebene der linguistischen Praxen, der gesprochenen Sprache. Saussure selbst blieb der Diskurs als Objekt linguistischer Forschung unzugänglich. Der Strukturalismus entwickelte seine eigene Ausweitung des Saussureschen Modells, indem er sich zusätzlich auf die Ebene der *langue* bezog, also auf Sprache als ein homogenes, totales und vereinheitlichtes System, das überdies auf einer anderen Ebene als der der geschichtlichen Praxis lag. Als Antwort auf die Vorherrschaft des Saussureschen Modells schlug Foucault eine Analyse diskursiver Formationen vor, die gerade nicht an eine transzendente, vereinheitlichte Erkenntnistheorie angegliedert werden sollte. Doch selbst in Foucaults Arbeiten blieb eine Schwierigkeit, weil die Betonung des Diskurses immer noch einen transzendenten, übernatürlichen Begriff voraussetzte; er half diesem Mangel schließlich in Gestalt der »Macht« ab.

Die psychoanalytische Darstellung der Geschlechtsunterschiede, die eine Erklärung dafür zu bieten scheint, wie Geschlechterstandorte konstruiert werden, verstrickt sich ebenfalls in diese Beziehung von Diskurs und *langue*. Rose möchte gern darauf bestehen, daß der Geschlechtsunterschied in jener Diskursivität konstruiert wird, welche die Wirklichkeit ist; aber sie macht ihn un-

vermeidlich an der Sprache fest und verleiht ihm damit ein eigenständiges Wesen:

»Insofern die sprachliche Ordnung (order of language) Sexualität um den männlichen Begriff herum strukturiert oder die Privilegierung jenes Begriffs Sexualität als innerhalb von Sprache konstruiert zeigt, wirft das gleichzeitig das Problem des Verhältnisses von Frauen zu jener Sprache und zu jener Sexualität auf.« (Rose 1982, 53)

Das Wort »Sprache«, so wie es hier benutzt wird, bezieht sich auf *langue* als einen universellen Satz von Regeln und Strukturen, eine »Ordnung«, die logisch jeder bestimmten historischen Praxis vorangeht. Roses Argument läuft also darauf hinaus, daß Sexualität auf der Ebene einer absoluten Struktur konstruiert wird, die die diskursive Praxis transzendiert. Dieser Begriff von Sprache enthält stillschweigend ein homogenes System ohne Trennungen, Ebenen, Brüche, Konflikte. Das Wort »Sprache« wird in dem Zitat dreimal benutzt, zweimal ohne jeden Artikel, Allgemeinheit andeutend, und einmal mit dem hinweisenden »jene«. Diese letzte Verwendung schließt die Möglichkeit ein, daß es mehrere Sprachen und damit Vielfalt geben kann; definitionsgemäß wechselt damit aber die Ebene von der *langue* zur *parole*. Mit anderen Worten: Hier werden zwei Begriffe von Sprache benutzt, die einander widersprechen. Zum einen handelt es sich um die Vorstellung von Sprache als einem von Praxis und Geschichte losgelösten System, zum anderen geht es um Sprachen als diskursive Beziehungen zwischen verschiedenartigen Gruppen, also um das, was Bachtin »Heteroglossie« (Anderszüngigkeit) genannt hat.

Die Folgen dieser Begriffsverschmelzung sind bedenklich. Wenn Sprache »Sexualität um den männlichen Begriff herum strukturiert«, dann haben wir es mit Begriffen von männlich und weiblich zu tun, die *a priori* gegeben sind. Denn sie existieren zugleich mit jener vereinheitlichten, geschichtslosen Struktur Sprache seit dem Moment der Entstehung jener Struktur. In diesem Fall sind die Begriffe in einem absoluten Sinn leer. Sie beziehen sich auf nichts außerhalb ihrer selbst, strukturieren jedoch das System. Es handelt sich um allgemeine linguistische Strukturen und folglich um festgelegte, vereinheitlichte, homogene Standorte der Subjekte innerhalb der Sprache — und in der Wirklichkeit, falls wir die Gleichsetzung von Wirklichkeit mit dem Diskursiven zulassen. Es gibt weder eine notwendige logische Verbindung mit Verhalten, Umgebung, Praxen noch mit irgendwelchen Menschen. Diese Verwirrung, die in psychoanalytischen Schriften der Linken offenbar weitverbreitet ist, ist besonders schädlich für alle Ansätze, Männlichkeit als soziales Konstrukt zu begreifen. Denn sie führt zu der Schlußfolgerung, daß Männlichkeit mit Sprache koexistiert. Damit wird es logisch unmöglich, Männlichkeit von außen zu betrachten, was Jean-François Lyotard sehr gestreich gezeigt hat.

Wenn Rose an anderer Stelle in ihrem Aufsatz behauptet, daß »das Weibliche als eine Spaltung in der Sprache konstituiert wird, eine Spaltung, die das Weibliche als ihren negativen Begriff konstituiert«, dann verliert das Wort »das Weibliche« hier jede logische Bedeutung außerhalb des Zwecks, diese Strukturierung zu begründen. Es kann nicht in Bezug zur gesellschaftlichen Praxis gesetzt werden, weil dann *parole* mit *langue* verwechselt werden würde. (Falls wir, wie ich es vorschlagen möchte und was eine Reihe von Linguisten

wie z.B. Cameron bereits getan haben, die Möglichkeit des Saussureschen Modells überhaupt in Frage stellen, wird eine solche Bewegung unmöglich.) So, wie das Weibliche bei Rose definiert wird, handelt es sich um einen strukturellen Prozeß, der auf höchst irreführende Weise in eine Metapher übersetzt wird.

Ähnliche Probleme entstehen, wenn wir den Satzteil »des Verhältnisses der Frauen zu jener Sprache« zu enträtseln suchen. Denn in diesem Fall scheinen Frauen historisch verortbare Individuen zu sein, die irgendwie bereits als Frauen — unabhängig von Sprache — bekannt sind. Gleichwohl sind sie angeblich ein Ergebnis eben dieser Sprache. Die beiden Positionen widersprechen einander. Das zentrale Problem wird hier durch die Metapher der Konstruktion hervorgerufen: »die Privilegierung jenes Begriffs (zeigt) Sexualität als innerhalb von Sprache konstruiert«. Wenn wir fragen, wo diese Konstruktion historisch stattfindet, dann zeigt sich, daß sowohl die Privilegierung wie die Konstruktion innerhalb der psychoanalytischen Theorie erfolgt — und nicht in irgendeiner historischen Zeit oder irgendeinem historischen Raum. Überdies ist die Metapher der Konstruktion äußerst irreführend, weil sie einen Prozeß, einen zeitlichen Verlauf unterstellt, der mittels Definition auf der Ebene der Theorie und der damit deckungsgleichen *langue* ausgeschlossen ist. Es ist etwas völlig anderes, davon zu sprechen, daß das Geschlecht oder daß Männlichkeit konstruiert werden, weil genau diese Konstruktion ein fortlaufender und sich ständig erneuernder historischer Entwicklungsprozeß ist.

Die Untersuchung von Jacqueline Roses Zusammenfassung der psychoanalytischen Darstellung des Geschlechtsunterschieds hat nicht das Ziel, diesen Ansatz fallenzulassen. Sie soll vielmehr zeigen, daß Annahmen über Sprache als System zu einem Modell des Geschlechtsunterschieds führen, in dem sich apriorische, allein durch Denken gewonnene Begriffe und geschichtliche Praxen verwischen und es insbesondere schwierig wird, Männlichkeit anders denn als unvermeidliche Bedingung des Symbolischen denken zu können. Die nützliche Betonung der gesellschaftlichen Konstruktion des Geschlechtsunterschieds wird teilweise durch den Gebrauch von »männlich« und »weiblich« als strukturelle Begriffe auf der Ebene von *langue* undeutlich gemacht. (...)

Wir können nun erkennen, warum der Begriff des Geschlechtsunterschieds mit großer Vorsicht gebraucht werden muß. Er neigt dazu, einem verdeckten Biologismus Vorschub zu leisten, weil er die bereits beschriebene Verwirrung fortführt und einen strukturellen Binarismus, eine Aufspaltung in zwei Pole einschließt, die der im Prinzip unendlichen Vielfalt des Sexuellen nicht gerecht zu werden scheint. Der Begriff unterstellt auch, daß Sexualität die treibende Kraft in den gesellschaftlichen Beziehungen ist, während sie nur von begrenzter Relevanz erscheint, wenn wir die Produktion berücksichtigen, und ein umfassenderer Begriff wie Geschlechterverhältnisse (gender) hilfreicher zu sein scheint — auch wenn er noch der Ausformung und Ausfüllung bedarf. »Geschlechtsunterschied« sollte nicht in einer rigiden Zweipoligkeit begriffen werden, indem die Vollkommenheit der Unterschiede auf der Ebene der physiologischen Strukturen begrifflich festgeschrieben wird. Denn gerade auf dieser Ebene ist es sinnlos, von Gegensätzen zu sprechen. Und es ist zugleich wenig hilfreich, um die endlosen Überlappungen der Geschlechter auf allen Ebenen

begrifflich zu fassen. Der Begriff des »Geschlechtsunterschieds« läuft Gefahr, sich als zu grobschlächtig für all die notwendigen politischen Untersuchungen herauszustellen.

Auch die Psychoanalyse sollte sehr behutsam genutzt werden, damit wir die Beziehungen zwischen den individuellen Standorten im Geschlechterverhältnis, dem sexuellen Begehren, der Klasse und den Produktionsweisen sorgfältiger denken können. So, wie sie in der politischen Diskussion benutzt wird, ist die Psychoanalyse ein theoretischer Diskurs, von dem einfach unterstellt wird, daß er eine materiale, empirische Grundlegung in der Forschung hat. (...) Zu dem, was wir tun müssen, gehört die Suche nach besseren Wegen, um die Räume zwischen Weiblichkeit und dem Weiblichen, Männlichkeit und dem Männlichen zu artikulieren, klar und deutlich zu bestimmen. Dabei handelt es sich nicht einfach um Ausweitungen der Begriffe der Ideologie und des biologischen Wesens, sondern um Erweiterungen, die die Vergesellschaftungsprozesse in Rechnung stellen, die diese Begriffspaare markieren.

Abschließend möchte ich auf die meiner Meinung nach zentralen Aspekte von Männlichkeit hinweisen, die der theoretischen Aufarbeitung bedürfen. (...):

Gewalt. Eine ungeheure Menge körperlicher Gewalt wird gegenüber Jungen eingesetzt, gewöhnlich von älteren Jungen gegen jüngere, manchmal von männlichen Erwachsenen gegen Jungen; eine Gewalt, die wie eh und je von oben nach unten weitergegeben wird, indem jedes Individuum die Gewalt ausspielt, der es selber ausgesetzt war. Überdies werden Jungen häufig sexuell mißbraucht. Dies alles trägt dazu bei, ein Klima der Homophobie, der Angst vor Männern zu erzeugen, das von den meisten Männern als gegeben hingenommen wird. Die Übertragung solcher Verhaltensmuster, die eine solche Angst vor anderen Männern erzeugt, muß verstanden und unterbrochen werden. Denn es ist diese Gewalt, die gegenüber anderen ausgespielt wird: Frauen und Kindern.

Krieg. Jungen wird beigebracht, daß sie vielleicht andere Männer töten müssen, um ihr Land zu verteidigen, und daß sie von diesen getötet werden könnten. Sie lernen, sich als entbehrlich, opferbar, verbrauchbar zu fühlen.

Unterdrückung der Gefühle. Jungen wird nicht nur gelehrt, wie man Gefühle unterdrückt, statt sie offen zu äußern; sie lernen gleichermaßen, die körperlichen Ausdrucksformen emotionaler Heilungsprozesse, besonders Weinen und Zittern zu unterdrücken. Dies hindert Männer, sich von emotionalen Verletzungen zu befreien, sie abzuschütteln, und es macht sie aufgrund der Unbeweglichkeit des Charakters, die eine Folge der erzwungenen Fortdauer der psychischen Beschädigung ist, viel leichter manipulierbar.

Arbeit. Jungen werden dazu erzogen, nichts anderes zu erwarten, als ihr ganzes Erwachsenenleben lang ihre Arbeitskraft zu verkaufen, um zu überleben. (...)

Diese vier Zwänge, wie ich sie grob genannt habe, schließen allesamt massive Schädigungen der jedem Individuum eigenen Fähigkeit ein, anpassungsfähig, intelligent und besorgt um andere Menschen und die Umwelt zu reagieren. Sie machen es möglich, vielleicht sogar unvermeidlich, daß diese Menschen

häufig grausam handeln. Notwendig ist eine Theorie und eine Strategie, um diese Prozesse sowohl mit der kapitalistischen, der industriellen Ökonomie und der gegen sie gerichteten Opposition, aber auch mit den Geschlechterverhältnissen und der Psychologie zu verknüpfen. Ich denke, Männer müssen sich zusammenschließen, um die Zumutung der Männlichkeit zu untersuchen, um ihren eigenen Sexismus und den der anderen zu überwinden, um Verbündete der Frauen zu werden und um jene Eigenschaften als Tugenden durchzusetzen, die so schlimm als grausame Untugenden ausgebeutet wurden: Bestimmtheit, Beharrlichkeit, Intellektualität und Stärke. Es ist grundlegend, daß sich Männer völlig von den ihnen nachdrücklich eingeschärften Vorstellungen über Männlichkeit lösen, ohne jedoch die wertvollen menschlichen Eigenschaften preiszugeben, die sie besitzen; ganz so, wie die Frauen im großen und ganzen ein ähnliches Bedürfnis wahrgenommen haben, nicht alle charakteristischen Merkmale der Weiblichkeit aufzugeben — und sie doch zugleich alle in Frage zu stellen.

Literaturverzeichnis

- Cameron, Deborah, 1985: *Feminism and linguistic theory*. London
Cousins, Mark, 1978: *Material arguments and feminism*. In: *M/F* (2), 62-70
Lyotard, Jean-François, 1978: *One of the things at stake in women's struggle*. In: *Substance* (20)
Rose, Jacqueline, 1982: *Introduction*. In: Mitchell, Juliet, und Jacqueline Rose (Hrsg.): *Jacques Lacan and the »école freudienne«*. London



Wolfgang Popp (Hrsg.)
Die Suche nach dem rechten Mann
Männerfreundschaft
im Werk von Hans Henny Jahnn

Vorwort von Gert Mattenklott, Texte von H.H. Jahnn, Photos von Jahnn und seinen Freunden. Der Band hat als Leitmotiv der Beschäftigung mit Jahnn und seinem Werk den Titel eines Kapitels aus seinem großen Roman »Fluß ohne Ufer«: Die Suche nach dem rechten Mann. Erstmals wird umfassend das Thema bearbeitet, das seine großen Romane prägt, die mann-männlichen Lebensbeziehungen.

Literatur im historischen Prozeß 13, AS 128
17,60 DM/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Chris Cunneen

Arbeiterjungen und »Verbrechen«*

Ein Versuch, das Durcheinander von Klasse und Geschlecht zu ordnen

Der folgende Aufsatz sucht die Verbindungsglieder zwischen Männlichkeit und Klasse nachzuzeichnen, wie sie im Prozeß der Kriminalisierung zusammenwirken. Die Untersuchung dieses Vorgangs zeigt einen eindeutigen Unterschied zwischen den Geschlechtern. Gleichwohl wird in der Forschung über »Kriminalität« seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs fast ohne Ausnahme unterstellt, daß der »Straffällige« männlich ist. Erst feministische Theorien haben deutlich gezeigt, daß solche vorgeblich allgemeingültigen Theorien tatsächlich geschlechtsblind sind. Um ein zutreffendes Bild der Art und Weise zu gewinnen, wie Jugendliche aus der Arbeiterklasse durch die Staatsapparate kriminalisiert werden, ist eine geschlechtsspezifische Untersuchung unerlässlich. Aus der Vielzahl der Erklärungen von »Kriminalität« habe ich im ersten Teil des Aufsatzes diejenigen Theorien untersucht, die einen geschlechtsspezifischen Ansatz versucht haben. Im zweiten Teil will ich zeigen, wie Geschlecht und Klasse *gemeinsam* im Verlauf des »Verbrechens« gebildet werden.

In der Regel gingen Theorien, die »männliche Kriminalität« in Beziehung zur »Männlichkeit« diskutierten, von einem Standpunkt aus, der patriarchalische Verhältnisse als »natürlich« unterstellte. Ausnahmslos lasteten sie den Müttern breitschultrig die Verantwortung für die Kriminalität männlicher Jugendlicher auf. Die Mutterschaftsideologie wurde dabei auf verschiedene Weise benutzt. Entweder war die Mutter übermäßig beschützerisch, weswegen die jungen Männer ihre »Männlichkeit« durch Rebellion und »kriminelle« Handlungen zu beweisen hatten; oder die Mutter war übermäßig nachlässig gegenüber dem Verhalten »ihres« Kindes. Diese Theorien waren reichlich mit psychologischem Jargon ausgeschmückt. Die Schutzhülle wissenschaftlicher Neutralität verschleierte jedoch kaum die Wirklichkeit ungleicher Verhältnisse.

Die gleichgültigen Mütter

Während der 50er Jahre führten die populären Theorien von John Bowlby¹ die männliche »Kriminalität« auf die fehlende Zuneigung der Mutter zurück. Entsprechend wurden diejenigen, die Amtsgewalt gegenüber Familienstrukturen ausüben konnten, vom Staat darauf trainiert, nach Hinweisen für »gleichgültige« Mütter zu schauen.

Nehmen wir, beispielsweise, einen Artikel im »Health Bulletin« von 1953 mit der Überschrift »Kriminalität und ihre verursachenden Faktoren«. Der Autor, Arthur W. Meadows, erklärte Kinderfürsorgeschwestern die allgemeinen Bedingungen, die mit Kriminalität verbunden sind: »Den Eltern von Kri-

* Working class boys and »crime«. Theorising the class/gender mix. Zuerst erschienen in: WAR/Masculinity. (= Intervention, 1985). Sydney, 80-86. — Übersetzung und Redaktion: Jo Rodejohann.

minellen fehlt es oft an Intelligenz und Bildung, und es wurde geschätzt, daß 10% von ihnen (vom Staat) abhängig sind.« (Bemerkenswert ist die selbstverständliche Gleichsetzung von biologischer Unterlegenheit und Sozialhilfeabhängigkeit.) Der Vater des Kriminellen sei mit einer Wahrscheinlichkeit von 68% ein ungelernter oder angelernter Arbeiter; die Mutter sei oft außer Haus beschäftigt. Meadows charakterisierte das Familienleben als »unsicher« und übermäßig »streitsüchtig«; die Familie sei häufig umgezogen und habe im allgemeinen Wohnungen nur in heruntergekommenen Gegenden mieten können (vgl. 5). Er kam nicht auf die Idee, daß er in Wirklichkeit die wirtschaftlichen Bedingungen wesentlicher Teile der australischen Arbeiterklasse in den 50er Jahren beschrieb.

Der heranwachsende männliche Kriminelle war nach Meadows leicht zu erkennen, weil er bestimmte körperliche und kulturelle Gewohnheiten hatte: Er »trotzte Autoritäten«, hatte eine »Geschichte schwierigen Verhaltens«, war »gleichbleibend unangepaßt«, ein Bummelant, schlecht bei der Arbeit und stärker als normal durch Tabak, Filme und Glücksspiele gereizt. Der »Kriminelle« war das genaue Gegenbild zum »Modell« des Schülers und Lehrlings. Die beschriebenen familiären und individuellen Eigenarten befähigten den Sozialarbeiter, den Lehrer oder — in diesem Fall — die Gemeindegewalterin, den (potentiellen) Kriminellen zu erkennen.

Die *Ursache* für das Verhalten wurde jedoch in Problemen mit der Mutter, in mangelndem Muttersein geortet. Nach Bowlby konnte das kriminelle Verhalten nur als eine Form der Kompensation mütterlicher Gleichgültigkeit und Vernachlässigung verstanden werden. Andere pseudo-wissenschaftliche Arbeiten unterstützen diese Auffassung mit empirischer Evidenz. So wurden z.B. die Arbeiten von Healy und Bronner als weiterer Beleg für den schrecklichen Mangel an richtigem Mutterverhalten zitiert. Die Healy/Bronner-Studie von je hundert-kriminellen und nicht kriminellen Brüdern und Schwestern »bewies«, daß Zurückweisung in früher Kindheit zu kriminellem Verhalten führt. Kriminelle hatten höhere Werte auf der »Unerwünschtheits«-Skala, die folgende Kategorien erfaßte: ungewolltes Kind; versuchte Abtreibung; sehr sorgenvolle Schwangerschaft; sehr kränkliche Schwangerschaft; vorzeitige Geburt; schwierige Entbindung; sehr frühe Flaschenernährung; sehr langes Stillen; sehr schwierige Entwöhnung; ungünstige, heikle frühe Kindheit; Schwierigkeiten mit der Sauberkeitserziehung; schwere Kopfverletzungen, und so weiter und so fort. Weitere »Veranlagungen«, die in der kriminellen Bevölkerung vorgefunden wurden, waren Masturbation, Nägelkauen und Daumenlutschen. Das Mittel gegen Kriminalität war überraschend einfach: bessere Mütter. Alle Bilder, die Meadows' Text beigegeben worden waren, stellten Frauen als Mütter mit prallen, kuscheligen, *glücklichen* Kindern dar.

Zwanghafte Männlichkeit — allemal Schuld einer Frau

Während der späten 40er und der 50er Jahre begriffen einflußreiche Studien Männer-Kriminalität auch als Ausdruck von Schwierigkeiten mit männlicher Identität und männlichem Status: Bestimmte männliche Jugendliche zeigen

kriminelles Verhalten, weil sie sich um ihr »Mannsein« ängstigen. Diese Erklärung begründete bequem männliche »Aggressivität« und »überzogenes männliches Posieren«, die angeblich einen großen Teil der »Kriminalität« charakterisieren. Für diese Denkschule war die Angst um die Männlichkeit das Ergebnis frauenzentrierter Familien. Männliche Kriminalität war ein »Protest« gegen mütterliche Vorherrschaft (vgl. Greenberg).

Talcott Parsons (1947, 1954) argumentierte, daß Jungen in den »niederen Klassen« und in »Negerfamilien« von der Mutter als zentralem Objekt der Identifikation angezogen wurden, weil sich die Väter durch berufliche Unbeständigkeit und Familienflucht auszeichneten. So wurde die Mutter zum emotional entscheidenden Erwachsenen: Heranwachsende Jugendliche entwickelten dann als Ergebnis der Unsicherheit über ihre Identität eine »zwanghafte Männlichkeit«. Andere Theoretiker folgten ähnlichen Pfaden. Die beste Zusammenfassung dieser Auffassung gibt W.B. Miller:

»Die Entstehung der intensiven Sorge in der Unterschichtkultur um 'Härte' ist wahrscheinlich damit verbunden, daß ein bedeutender Anteil der Unterschicht-Männer in einem vorherrschend weiblichen Haushalt großgezogen wird und einer ständig anwesenden männlichen Person ermangelt, mit der sie sich identifizieren können. (...) Weil Frauen während der Jahre der Voradoleszenz als das primäre Objekt der Identifikation dienen, ähnelt die fast zwanghafte Besorgnis in den Unterschichten um Männlichkeit einem Typ von zwanghafter Reaktionsbildung.« (1958, 9)

Albert Cohen war mit dieser Sichtweise nicht einverstanden: Was Parsons beschrieb, wäre eher für die Mittelschichtfamilie als die der Arbeiterklasse zutreffend. Er behauptete, daß die »Unterschicht-Kriminalität« von Männern eine Reaktion auf das Versagen in der entsprechend Mittelschichtstandards organisierten Schule war.

Das genaue Verhalten, das Parsons, Cohen und Miller als männliche Kriminalität bestimmten, bedarf noch einer näheren Untersuchung. Parsons sah das Problem als hauptsächlich »aggressives Verhalten«, Cohen identifizierte es als »böswilliges, unzweckmäßiges, negativistisches, hedonistisches Verhalten«, und Miller sprach von »harten, aggressiven, unverantwortlichen Handlungen gegen Unterschicht-Jungen« (vgl. weiter Cloward/Ohlin 1960, 51). Alle Theoretiker hielten das Verhalten für irrational und ohne irgendeinen dienlichen Zweck.

So ergab sich hier eine Verknüpfung von zwei ideologischen Kernfragen, die grundlegend für Kapitalismus und Patriarchat sind: Der Widerstand von Männern aus der Arbeiterklasse ist irrational, ist einfach Ausdruck einer allzu übertriebenen Männlichkeit, die an erster Stelle durch ungeeignete Familienverhältnisse, besonders durch eine von der Mutter beherrschte Familienstruktur verursacht wird. Für Parsons wurde dieser Sachverhalt noch durch eine »starke Tendenz zur Unbeständigkeit von Ehen« in der »Unterschicht« verschärft. Der Punkt ist einfach: Aggression von Männern in der Arbeiterklasse ist irrational, und sie ist die *Schuld einer Frau*.

Auf diese Weise gewann »Muttersein«, das Verhalten der Mütter besondere Bedeutung für jede Erklärung männlicher Kriminalität. Fehlerhaftes Muttersein oder Unordnung im Gleichgewicht der »natürlichen« Kernfamilie mußte nach dieser Auffassung schreckliche Folgen haben, besonders für Männer in

der Arbeiterklasse. (Ich will jedoch nicht behaupten, daß es in Wirklichkeit keine Verbindung zwischen dem Erwerb der »Männlichkeit« und der Art des »Mutterseins« gibt, und auch nicht, daß bestimmte Typen männlichen Verhaltens, die vom Staat kriminalisiert werden, die widersprüchlichen Anforderungen von Kapitalismus und Patriarchat beweisen.)

Andere Theoretiker, die die »Kriminalität« männlicher Jugendlicher mit verhaltensbezogenen Begriffen zu erklären versuchten, griffen auf Varianten der Rollentheorie zurück: der Übergang zum männlichen Erwachsensein könne Ängste auslösen. Diese Sichtweise schlug David Matza vor. »Männliche Angst« wurde durch das Erreichen »erfolgreichen« Erwachsenseins vermindert. Bloch und Niederhoffer interpretierten bestimmte Formen der »Kriminalität« wie Trinken, sexuelles Herumexperimentieren und Autodiebstahl als Antwort auf altersbedingte Statusprobleme: Jugendliche werden zu erwachsenem Verhalten ermuntert, aber die Vorrechte des Erwachsenseins werden ihnen verweigert (vgl. Greenberg 1977, 193). Die Schwierigkeit mit diesen Theorien lag darin, daß sie zu einer klaren Analyse von Geschlecht und Klasse nicht taugten.

Bezugspunkt Weiblichkeit

Von einem ähnlichen theoretischen Punkt ausgehend wie Parsons, der Bedeutung der »primären Identifikation«, verfolgte Nancy Chodorow die Entwicklung der psychischen Strukturen in Frauen, die sie zur »Mutter« zwingen. In Chodorows Arbeit war ausdrücklich eine Theorie der Männlichkeit enthalten. Zumindest bei oberflächlicher Betrachtung schien sie Parsons' und Millers Ansatz »gezwungener Männlichkeit« bei »Unterschicht«-Männern zu ähneln. Nach Chodorow war die Formung der männlichen Geschlechtsidentität ein mühseliger Prozeß. Da die anfängliche Elternschaft von Frauen getragen wurde, beinhaltete der Vorgang der »Individuation/Trennung« für Jungen einen Konflikt. Jungen mußten sich als »Nicht-Frauen« entwickeln, und deshalb mußten alle Eigenschaften, die Frauen zugeschrieben wurden, unterdrückt, und es mußte alles abgewertet werden, was als weiblich galt. Die Persönlichkeitsmerkmale, die in den Männern hervorgebracht wurden,

»reproduzierten beides, eine Ideologie und Psychodynamik männlicher Überlegenheit und die Unterordnung unter die Erfordernisse der Produktion. Sie bereiteten die Männer auf ihre Mitwirkung in einer von Männern beherrschten Familie und Gesellschaft, auf ihre unbedeutendere emotionale Teilnahme am Familienleben und ihre Beteiligung an der kapitalistischen Welt der Arbeit vor.« (Chodorow 1978, 180)

Der entscheidende Unterschied zwischen Chodorows und früheren Interpretationen der Männlichkeit wie etwa der von Parsons, lag darin, daß sie versuchte, die Umrisse einer Theorie der Männlichkeit im Zusammenhang mit der der Bildung von Weiblichkeit zu zeichnen. Für Parsons waren die Probleme gezwungener Männlichkeit die Probleme einer Klasse und einer Rasse — nicht überraschend der »niedrigsten«. Für Chodorow lag das Problem in der Bildung des Geschlechts. Sie bot eine anspruchsvollere Erklärung als die stark vereinfachenden Rollenmodelle an, indem sie zeigte, daß die Bildung des Geschlechts etwas mit Persönlichkeitsstrukturen zu tun hat. Wenn die anfängli-

che Elternschaft verändert würde, dann würden auch die psychischen Strukturen verändert werden, die nach Befriedigung durch Macht, Herrschaft oder Muttersein/Bemutterung verlangen. Ein zentrales Problem bei Chodorow liegt jedoch darin, daß sie die gleichzeitige Bildung von Klasse nicht aufzeigen kann.

Konkurrierende Männlichkeiten

In Großbritannien haben verschiedene Autoren versucht, das Verhalten von männlichen Jugendlichen aus der Arbeiterklasse so zu untersuchen, daß die Triebkräfte der Arbeiterklassenkultur und der Widerstandskampf verstanden werden können. Grundlegend für diese Tradition ist die Einsicht, daß solches Verhalten »rational« und »zweckdienlich« ist. Willis zeigt, daß die überzogene Männlichkeit der »Draufgänger« ihre Antwort auf eine bedrückende Situation ist. Corrigan macht den Widerstand vieler Jungen gegen den Schulunterricht anschaulich. Beide zeigen, daß es nicht einfach eine »Männlichkeit« gibt, die durch aggressives Verhalten definiert wird. Es gibt »Draufgänger«, und es gibt andere, die zu verschreckt sind, um sich fehlzuverhalten, und wieder andere, die zielgerichtet auf einen bestimmten Job zuarbeiten. Connell u.a. machen in ihrer Studie australischer Schulkinder ebenfalls deutlich, daß es konkurrierende »Männlichkeiten« gibt. Humphries zeigt in seiner historischen Untersuchung, daß »Blödsinn machen« und der Widerstand gegen die Einführung der Schulpflicht durch beständige Regelverletzungen sowie Opposition gegen Autoritäten eine Eigenart der Jugendkultur der Arbeiterklasse war, die als kriminell betrachtet wurde.

Erklärungen der für Geschlecht und Klasse bedeutsamen Triebkräfte männlicher Jugendlicher aus der Arbeiterklasse sind jedoch problematisch, wenn diese Heranwachsenden als »Draufgänger«, als »junge Burschen« begriffen werden. Willis arbeitet überaus deutlich die Übereinstimmung zwischen deren Kultur und den Produktionsverhältnissen in der Fabrik heraus. Andere Autoren haben auf die Bedeutung der Art des Lebens für die enteignete Arbeiterklassenjugend hingewiesen. Robbins und Cohen beschreiben die »gestörte Stimmung« von Gewalt, die im »Wir hassen Menschen« deutlich werdende Sinnlosigkeit einer verrückt gewordenen »Männlichkeit«.

Williams u.a. schreiben in ihrer Studie des Fußball-Rowdytums der »unteren Arbeiterklasse« die Schuld für den ganzen Ärger zu. Sie verweisen auf die »Draufgänger«, deren betont männlicher, harter Stil in »Spielen, ausbeuterischen Formen von Sexualität, Gerissenheit auf der Straße und Saufereien« demonstriert werde. Aber die Erklärungen scheinen bei der Beschreibung stehen zu bleiben: Der gewaltsame männliche Stil des Fußball-Rowdytums wird der offenen Gewalt des Lebens in den städtischen Siedlungen zugeordnet. Diese Verhältnisse »werden sowohl in gewissem Umfang durch die Armut der unteren Arbeiterklasse verursacht, wie sie umgekehrt ihren Teil zur Erhaltung dieser Armut beitragen« (Williams u.a. 1984, 13).

Hier wird das Zögern deutlich, die Erklärung weiter voranzutreiben. Denn das Problem liegt darin, daß einige Formen des Widerstands und der Aggres-

sion nicht geschlechtsspezifisch sein müssen: Männer wie Frauen, beide werden gegen bedrückende Situationen kämpfen. Aber viele der beschriebenen besonderen Handlungsweisen sind spezifisch männlich. Sie können nicht mit Begriffen von Klasse betrachtet werden, wenn die Bildung der Geschlechter ignoriert wird. Die angeführten Autoren setzen bewußt oder unbewußt Jugendliche mit männlichen Heranwachsenden in eins.

Gefangen in der Warenwelt

In mehreren Büchern hat Seabrook einige der Verknüpfungen herausgearbeitet, die zwischen anhaltender Arbeitslosigkeit, sozialem Niedergang und verschiedenen Formen von Männlichkeit in der Arbeiterklasse vorhanden sind. Er schreckt nicht vor den Problemen Rassismus und Sexismus zurück, Formen, in die der Ärger von Jugendlichen aus der Arbeiterklasse häufig eingeht. Er verweist darauf, daß die Unterhaltungen heranwachsender Männer voller Brutalität, Rassismus, Herrschaft und Sexismus sind. Seabrook schlägt vor, dieses Verhalten als ein Sprechen in Metaphern, Bildern und Gefühlen zu verstehen, die durch eine Ideologie definiert werden, die alle Verhältnisse zu Waren macht.

Das zentrale Problem liegt für ihn darin, daß der Kapitalismus für die Arbeiterjugend nichts anderes bereithält, als ein Gefühl der Zweck- und Ziellosigkeit. Die soziale Entwicklung der Jugend ist zu einer abhängigen Funktion der Marktverhältnisse geworden. Jugendliche (Selbst-)Äußerungen sind allein innerhalb der vorab festgelegten Wahlmöglichkeiten des Marktplatzes möglich. Es gibt keine zielgerichtete Arbeit für junge Menschen; ihre Rolle erschöpft sich im Konsum, allerdings ohne ausreichende Mittel hierfür. Seabrooks Sicht ist pessimistisch: Er sieht in der »grundlosen Gewalt«, in den britischen Unruhen von 1981 eine Reaktion auf ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit, ein blindes »Springenlassen«, das viel eher den Eindruck wachsender politischer Ohnmacht innerhalb der Arbeiterklasse als den des Widerstands gegen kapitalistische Werte nahelegt. Seabrook macht zwar die Bedeutung der Marktbeziehungen anschaulich, aber sieht nicht, daß diese Beziehungen in einer Geschlechteranordnung stehen.

Klasse, Geschlecht und Jugendkriminalität

Im letzten Teil meines Aufsatzes möchte ich mich auf das typische Verbrechen junger Männer aus der Arbeiterklasse konzentrieren: Autodiebstahl und mit Fahrzeugen verbundene Vergehen. Zwei Anmerkungen sind vorweg nötig: Jugendkriminalität ist in den meisten Fällen instrumentell und zielgerichtet. Niedrig bezahlte oder arbeitslose Jugendliche begehen die meisten Straftaten.

Greenberg zitiert Untersuchungen in England, den USA, in Taiwan, den Niederlanden, Israel und Argentinien, die ein einheitliches Bild der Klassengebundenheit von Verbrechen junger Leute zeigen; sie machen deutlich, daß diese Kriminalität in einem instrumentellen Sinn etwas mit jugendlichen Freizeitbeschäftigungen zu tun hat. Es ist von äußerster Wichtigkeit, die Rationalität

und Verstehbarkeit der Jugendkriminalität zu erkennen. Dies gilt gleichermaßen für Frauen wie Männer. Wie Parsons in einem Aufsatz über die Geschichte der »Kriminalität« der Arbeiterklasse hervorhebt, spiegelt das, was als vernunft- und sinnlos erscheint, gewöhnlich die Logik der Definitionen der herrschenden Klasse wider: Die Kapitaleigner schreiben ihren eigenen Handlungen immer die überlegene Vernunft zu.

Die neuesten Angaben zur Jugendkriminalität in Neusüdwesten (N.S.W.) erfassen das Jahr 1982/83 bis Ende Juni (vgl. Y.A.C.S.). In dieser Zeit wurden gegen 4880 Mädchen und 30749 Jungen Klagen oder Beschwerden laut. Nur 3% davon wurden nicht verfolgt oder nicht vor Gericht verhandelt. Es ist bezeichnend, daß der größte Teil der Vergehen bei Frauen wie Männern Einbruch, Eindringen, Diebstahl und andere Eigentumsdelikte waren; 53% der Frauen und 42% der Männer fielen in diese Kategorie. Insofern ist ein großer Teil der begangenen Delikte nicht geschlechtsspezifisch.

Geschlechtsspezifisch ist jedoch die Reaktion der Gerichte auf die Verbrechen: Mädchen werden mit größerer Wahrscheinlichkeit wegen ihrer Sexualität eingesperrt, indem »Sozialhilfe«-Gesetze angewandt werden (vgl. Miller, o.J.). Darüber hinaus bezieht sich ein sehr großer Teil der männlichen Kriminalität auf Motorfahrzeuge. Mehr als 36% aller Klagen gegen männliche Teenager in N.S.W. erfolgten wegen Diebstahls von motorisierten Fahrzeugen oder anderen Vergehen im Zusammenhang mit Motorfahrzeugen. Das ist mithin ein hochgradig geschlechtsspezifisches Verbrechen, welches Tausende junger Männer kriminalisiert. Zwar stehlen nicht nur männliche Jugendliche Autos, aber es ist wahrscheinlicher, daß die jungen Männer gefaßt werden. Die polizeiliche Aufklärungsrate für Diebstahl von Motorfahrzeugen ist sehr niedrig. Nur 10% aller angezeigten Diebstähle führen zu irgendwelchen Anschuldigungen. Doch 80% aller Menschen, die wegen Fahrzeugdiebstahls gefaßt werden, sind im Alter zwischen 12 und 20 Jahren, 56% sind zwischen 15 und 18 Jahren alt (vgl. N.S.W.). Dieser Befund wirft die Frage auf, warum Autos und Motorräder eine solch wichtige Rolle bei der Strukturierung von Geschlecht und Klasse unter Männern aus der Arbeiterklasse erfüllen.

Männer, Autos und Maschinen

Die Beziehung von Männern zu Autos schließt bestimmte Gewohnheiten ein, die Männlichkeit definieren, und die Klassenverhältnisse sind fester Bestandteil dieser Verhaltensweise: Klasse und Geschlecht sind gleichzeitig in den Prozeß der Strukturierung dieser Praxis verwickelt. Das männliche Verhältnis zum Auto oder Motorrad ist Macht: Macht über Gegenstände, Macht über die »Welt«, Macht über Frauen. Mehrere feministische Autorinnen haben die Verbindungen zwischen Männlichkeit und Männermacht aufgezeigt. Game und Pringle schreiben über den Symbolgehalt des Computers als Phallus:

»Der Computer ist das Äußerste an Maschine, ein gigantischer Phallus — Männer sehen ihn als eine Erweiterung der gesellschaftlichen Macht an, über die sie durch den Besitz eines Penis verfügen. In der Tat betrachten sie ihn als eine Erweiterung des Penis ... Gleichzeitig nehmen sie die Frauen als Spielzeuge und als Objekte wahr, die übermächtig werden müssen.« (1983, 89)

Maschinen, genau wie der Penis, werden als äußerst machtvoll begriffen. Technische Herrschaft und sexuelle Herrschaft gehen Hand in Hand.

Dinnerstein bringt ebenfalls technologische Kontrolle und Formen der Rationalität mit Männlichkeit in Verbindung: Der Wunsch, die Welt in eine Maschine zu verwandeln, der Kult der Automatisierung sind Teil des »Reichs der Männer« (vgl. Eisenstein 1984, 85). Obwohl ich Dinnersteins »Gesinnung des Mannseins« gern durch konkrete historische Praxen von Männlichkeit ersetzen würde, bleibt ihr Punkt doch wichtig: Es ist notwendig, die Arten und Weisen zu sehen, wie Autos und Motorräder symbolische Objekte männlicher Macht sind. Werbefachleute haben seit langem die Verbindungen zwischen Phantasie, Männlichkeit, Herrschaft und »Erfolg« im Kapitalismus erkannt. Motorräder und Autos wurden mit Frauen und Rennpferden zusammengebracht: »Langbeinig und leicht mit zu leben« (Moto Guzzi); »Aufsteigende Erregung« (Kawasaki) (vgl. Chambers 1983, 311). Die offensichtlichste Verknüpfung ist wahrscheinlich mit der nackten Frau erreicht worden, die über die langen, verlängerten Motorgabeln des Motorrads hingestreckt liegt. Hier sind die Bilder Maschine und Penis, einschließlich der Herrschafts-, Ausbeutungs- und Machtphantasien, vollständig vorhanden. Frauen werden als Objekte der Begierde behandelt, während Männer das begehrende Subjekt sind. Die eine wird besessen, der andere ist der Besitzer (ebd., 312).

Die Ideologie der Männerherrschaft kann nicht von den kapitalistischen gesellschaftlichen und ökonomischen Beziehungen getrennt werden. Während die symbolische Macht des »Mannes« durch seine Besitzungen bestimmt wird, sind diese symbolischen Objekte doch zunächst und vor allem Waren, die für den Markt produziert und dort konsumiert werden.

Die Warenproduktion von Autos war von grundlegender Bedeutung für die »Gesundheit« des Nachkriegskapitalismus. Zeit, Raum und die Muster gesellschaftlichen Lebens haben sich in unterschiedlichem Umfang durch den Hausbauboom der Nachkriegsjahre und den weit verbreiteten Gebrauch des Autos verändert; Freizeitaktivitäten, für die ein Auto oder Motorrad grundlegend sind, haben immer mehr Warencharakter angenommen. Doch ein System, welches Ungleichheit zwischen den Klassen erzeugt, beschränkt auch die Zugänge zum Warenmarkt: Männer aus der Arbeiterklasse, die arbeitslos, unterbeschäftigt oder niedrig bezahlt sind, haben einfach keinen unmittelbaren Zugang zu einer so wichtigen Ware wie einem Fahrzeug. Sie hat eine doppelt wichtige Bedeutung: Symbolisch definiert sie männliche Macht und männlichen Erfolg; praktisch ist sie notwendig, weil ein Fahrzeug die Voraussetzung dafür ist, alle möglichen Arten von Dingen und Mitteln zu erhalten und deren Erreichbarkeit so angeordnet ist, daß dessen Besitz unverzichtbar ist.

Diese beiden Punkte noch weiter vertiefend, kann man behaupten, daß bestimmte kulturelle Praxen sich um die Arbeiterklasse und den Besitz von Fahrzeugen herum entwickeln. Ich habe die Beziehung von sexueller Vorherrschaft, Macht und Maschinen erwähnt. Es gibt auch die Macht über die »Umwelt«, die mit einem Fahrzeug verbunden ist. Und es gibt ein Gefühl, daß einen die Macht in einem Fahrzeug als Ersatz für den Mangel an Macht in anderen Bereichen des Lebens — ganz besonders am Arbeitsplatz — erfahren läßt.

Hier muß notwendig daran erinnert werden, daß Macht nicht einfach symbolisch, sondern wirklich ist, im täglichen Leben ausgeübt wird. So findet die symbolische Macht über Frauen, die beim Verkauf von Fahrzeugen benutzt wird, ihre »Wirklichkeit« in der Vergewaltigung von Frauen in Autos — besonders von Frauen im Teenager-Alter, wenn sie — wie in Australien häufig der Fall — auf Männer für die Beförderung angewiesen sind. Dies ist also eine der »Freiheiten«, die Fahrzeuge Männern bieten, wie vorübergehend und bedingt sie auch sein mag. An diesem Punkt sind die praktischen und die symbolischen Bedeutungen völlig miteinander verflochten.

Zwei siebzehnjährige Jungen stehlen ein Auto und fahren nach Sydney. Warum haben sie den Wagen geklaut? Ihnen war das Leben in Yass über. Das Geld für eine Bahnfahrt hatten sie sowieso nicht. Sie fanden ein unverschlossenes Auto, also nahmen sie es, schießegal. Hauptsache, irgendwie raus aus Yass. Ich traf diese beiden Jungen, als sie mit dem Polizeiflugzeug nach Canberra zurückgefliegen wurden, um nach Yass gebracht und dort angeklagt zu werden. Sie gaben sich philosophisch: Sie waren für einige Tage aus Yass herausgekommen, waren auf der Cross gewesen und hatten einen Flug zurück bekommen.

Zwei andere, ebenfalls siebzehnjährige Jungen und ein sechzehnjähriges Mädchen stehlen Freitagabends ein Auto in Blacktown. Sie entschließen sich, nach Melbourne zu fahren, um einen Freund zu besuchen. Am frühen Samstagmorgen erreichen sie Albury, ohne Geld, und das Benzin war alle. Sie fahren zu einer Tag und Nacht geöffneten Selbstbedienungstankstelle, tanken und fahren weg. Zehn Minuten später überholt sie nach einer wilden Verfolgungsjagd eine Streife der Autobahnpolizei. Glücklicherweise wurde diesmal niemand getötet. Die Polizisten finden ein 22er-Gewehr im Kofferraum. Anklagen wegen bewaffneten Überfalls sind schwerwiegend; sich wegen einer Reihe geringer Vergehen schuldig zu erklären, ist das bessere Geschäft. Das Mädchen wird unter dem Vorwurf, moralisch gefährdet zu sein, einer Institution übergeben; die Jungen kommen mit Autoeinbruch, Diebstahl und Verkehrsvergehen weg.

Schlußbemerkung

Der Diebstahl von Autos, Motorrädern und ähnliche Vergehen im Zusammenhang mit Fahrzeugen macht einen bedeutenden Teil der männlichen Jugendkriminalität aus. Untersuchungen seit 1959 zeigen, daß seine Bedeutung gleichbleibend ist (vgl. Kraus 1970). Ich habe zu zeigen versucht, daß bestimmte Arten von Verbrechen sorgfältig auf die vorherrschenden Machtstrukturen in der Gesellschaft bezogen werden müssen. Motorfahrzeuge erfüllen als Waren besondere Funktionen — sowohl symbolisch wie wirklich. Der »illegale« Gebrauch dieser Ware durch junge Männer aus der Arbeiterklasse kann nur im Licht bestimmter Klassen- und Geschlechterpraxen verstanden werden.

Und wie bei vielen »Verbrechen«, gibt es auch hier eine direkte Verantwortlichkeit des Kapitals. Mehrere Untersuchungen haben gezeigt, daß die großen Unternehmen eine Rolle dabei spielen, den Autodiebstahl zu erleichtern. Sowohl die Autohersteller wie die Versicherungen haben beim Verkauf von Fahr-

zeugen, die relativ leicht zu stehlen sind, nichts zu verlieren (vgl. Brill 1982 u. Karmen 1981). Wie viele andere Kleinkriminalität trifft auch der Fahrzeugdiebstahl unverhältnismäßig die Arbeiterklasse, die neben dem Verlust des Fahrzeugs zusätzlich höhere Versicherungsprämien zu zahlen hat: Der am häufigsten in N.S.W. gestohlene Wagen ist ein rund acht Jahre alter Holden (vgl. N.S.W.).

Die Untersuchung von Klasse und Geschlecht im Prozeß der Kriminalisierung von Jugendlichen aus der Arbeiterklasse muß sich auf die materiellen Bedingungen beziehen, unter denen die Menschen leben, und die Praxen einbeziehen, in denen sie engagiert sind. Erklärungen männlicher Kriminalität, wie sie im ersten Teil des Aufsatzes untersucht wurden, entpolitisieren und enthistorisieren das Verhalten, das sie beschreiben. Es wundert deshalb wenig, daß die angebotenen Erklärungen ideologisch sind. Männlichkeit, wie auch Klasse, beide werden erst anschaulich, wenn sie als Praxen unter bestimmten historischen Bedingungen beschrieben werden.

Anmerkung

- 1 Die von Bowlby 1952 für die Weltgesundheits-Organisation geschriebene Studie, auf die sich Cunneen bezieht, ist ein »Klassiker«; sie wurde bis in die 70er Jahre wiederholt nachgedruckt und erschien 1972 noch in deutscher Übersetzung (JR).

Literaturverzeichnis

- Bowlby, John, 1952: Maternal care and mental health. World Health Organization. Geneva (dt. in: Mutterliebe und kindliche Entwicklung. München, Basel 1972)
- Brill, H., 1982: Auto theft and the role of big business. In: *Crime and Social Justice* 18 (Winter), 62-68
- Chambers, D., 1983: Symbolic equipment and the objects of leisure images. In: *Leisure Studies* 2
- Chodorow, Nancy, 1978: The reproduction of mothering. Berkeley (dt.: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Mütterlichkeit. München 1985)
- Cloward, R.A., und J.E. Ohlin, 1960: Delinquency and opportunity. New York
- Cohen, Albert, 1955: Delinquent boys. The culture of the gang. Glencoe (dt.: Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens. Reinbek 1961)
- Connell, Richard W., u.a., 1982: Making the difference. Sydney
- Corrigan, P., 1979: Schooling the Smash Street kids. London
- Cunneen, Chris, 1983: State, capitalism and youth. In: Cottle, D. (Hrsg.): *Capital essays*. Sydney
- Eisenstein, Hester, 1984: Contemporary feminist thought. London, Sydney
- Game, Ann, und Rosemary Pringle, 1983: Gender at work. London, Sydney
- Greenberg, D., 1977: Delinquency and the age structure of society. In: *Contemporary Crises* 1, 189-223
- Humphries, S., 1981: Hooligans or rebels? Oxford
- Karmen, A.A., 1981: Auto theft and corporate irresponsibility. In: *Contemporary Crises* 5, 63-81
- Kraus, J., 1970: Trends in the rates of non-capital offences among male juveniles in N.S.W., 1959-1969. In: *Australian and N.Z. Journal of Criminology* 3(4), 196-213
- Matza, David, 1964: Delinquency and drift. New York
- Meadows, Arthur W., 1953: Delinquency and its contributing factors. In: *Health Bulletin*, Victorian Department of Health (110)
- Miller, L., o.J.: Runaway girls: uncontrollable or unsupported. Marickville Legal Centre. Sydney
- Miller, W.B., 1958: Lower class culture as a generating milieu of gang delinquency. In: *Journal of Social Issues* 14(3)
- N.S.W., Bureau of Crime Statistics and Research, 1980: Motor vehicle theft in N.S.W. In: *Statistical Bulletin* 10
- Parsons, Talcott, 1947: Certain primary sources and problems of aggression in the social structure of the Western world. In: *Psychiatry*, 10, 167-181
- ders., 1954: Essays in sociological theory. Glencoe (dt.: Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied 1964)
- Pearsons, G., 1978: Goths and Vandals — crime in history. In: *Contemporary Crises* 2(2), 119-139
- Robbins, D., und P. Cohen, 1978: Knuckle sandwich. Harmondsworth
- Seabrook, J., 1982a: Unemployment. London
- ders., 1982b: Working class childhood. London
- Y.A.C.S., 1983: Annual report
- Williams, J., u.a., 1984: Hooligans abroad. London
- Willis, Paul E., 1979: Learning to labour. Westmead (dt.: Spaß am Widerstand: Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt/M. 1979)

Christian Sigrist

Der lange afghanische Krieg

Vorbemerkung. Über Afghanistan schrieb ich bereits in meinem einzigen Aufsatz, der bisher im *Argument* erschienen ist (Sonderband 50, 1969). Es handelte sich dabei freilich nur um einen Exkurs, in dem ich das Verhalten der Pashtunen (des dominanten Ethnos der Afghanen) gegenüber diskriminierten Berufskasten im Kontext meiner Herrschaftstheorie interpretierte. Die empirische Grundlage hierfür hatte ich 1966/67 während eines siebenmonatigen Forschungsaufenthalts in Afghanistan, vor allem im Süden des Landes, erworben. Meine Forschungen in Afghanistan konzentrierten sich auf die Aufzeichnung des Stammescodé Pashtunwali, wobei ich zugleich die Prozesse der Herrschaftsbildung und der Landkonzentration zu beobachten versuchte. Nebenbei konstatierte ich bereits damals den programmierten Fehlschlag des afghanisch-deutschen Paktia-Entwicklungsprojekts.

Meine Erfahrungen mit den außerordentlichen Einschränkungen, denen Feldforschung unter den damaligen Verhältnissen ausgesetzt war, und die Konflikte, in die mich die unausweichliche Annahme der Gastfreundschaft der Großgrundbesitzer gebracht hatte, schließlich meine Lernprozesse in Begleitung der Studentenbewegung nach meiner Rückkehr in die BRD, nicht zuletzt Gespräche mit afghanischen Studenten — all dies ließ es mir richtig erscheinen, eine Fortsetzung meiner unabgeschlossenen Studien vor Ort auf die Zeit nach dem zu erwartenden politischen Umsturz zu vertagen. Diese Erwartung war damals weit verbreitet, bis in die korrupten westlichen Expertenkreise hinein. Allein: Nach der Absetzung des Königs (1973) änderte sich an den realen Verhältnissen nichts außer einer Zunahme repressiver Maßnahmen. Trotz böser Ahnungen (ich hatte meine afghanischen Freunde immer davor gewarnt, eine isolierte städtische Revolution zu machen und damit den traditionalistischen Aufstand auf dem Land zu riskieren) hegte ich nach der Saur-»Revolution« von 1978 Hoffnungen, die jedoch nach wenigen Monaten verflogen, als ich aus Kabul zuverlässige Informationen über die brutalen Methoden der neuen Machthaber erhielt. Die Alternative Scheitern des Regimes oder seine Rettung durch sowjetischen Einmarsch zeichnete sich spätestens seit Anfang 1979 ab. Ich enthielt mich jeder öffentlichen und sei es auch nur verbalen Einmischung, bis die völkerrechtswidrige sowjetische Besetzung des Landes im Dezember 1979 meine Skrupel gegenstandslos machte.

Ich habe nach reiflichem Überlegen die Möglichkeit, von pakistanischer Seite aus »illegal« nach Afghanistan zu gehen, für mich ausgeschlossen. Das bedeutet Verzicht auf unmittelbare Informationen über das Geschehen in den von den Mujaheddin kontrollierten Gebieten. Ich versuche, das auch ohne diesen aktuellen Augenschein Mögliche zu tun, zu einer politischen Lösung des Konflikts einen wie immer minimalen Beitrag zu leisten, d.h., zur Beendigung der Massaker und zur Wiederherstellung der afghanischen Souveränität. Für wichtiger als den aktuellen Augenschein halte ich es, meine Bemühungen nicht durch eine falsche Identifizierung zu gefährden, die mit der spektakulären Ausschachtung der Todenhöfer-Exkursionen vorgegeben sein könnte.

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf die inneren Voraussetzungen des Afghanistan-Konflikts. Sie stellen jene Elemente traditionaler Systeme heraus, welche dem Verständnis des nicht ethnologisch oder regionalanalytisch vorgebildeten Betrachters nur allzuleicht entgehen.

Die Gleichgültigkeit, welche große Teile der westdeutschen Linken diesem Konflikt entgegenbringen, ist in erster Linie dem benannten Unverständnis zuzuschreiben. Eine schematische Wahrnehmung des Konflikts zwischen traditionellen Kulturen und Modernisierungsstrategien verbindet sich mit einer diffusen Islamphobie. Auf seiten der Rebellen haben Feudalherren und islamische Fundamentalisten wichtige Führungsrollen; sie werden in ihrem Widerstand von den USA und von reaktionären islamischen Regimen unterstützt. Diese Tatsachen gelten als Rechtfertigung für das Desinteresse an der Entstehung des Konflikts. Bei meinen Versuchen, unmittelbar nach dem sowjetischen Einmarsch Unterschriften für eine Erklärung gegen diese Intervention zu sammeln, wurde mir häufig als Alibi entgegengehalten, man könne diese fernen Verhältnisse nicht beurteilen. Das Fernhalten des Fremden aus dem eigenen Beurteilungshorizont entspringt vielfach einer durch eurozentrische Entwicklungsschemata vorgezeichneten Abwertung traditioneller Lebenswelten. Es erscheint so als überflüssig, sich die Mühe zu machen, einen Zugang zu ihnen zu finden.

Die Fehleinschätzung des afghanischen Widerstandspotentials durch die sowjetische Führung entspringt einer gleichartigen schematisierten Wahrnehmung fremder Kulturen, die sich progressiven Modernisierungsansätzen verschließen. Die Gleichsetzung der afghanischen Mujaheddin mit den zentralasiatischen Rebellen der 20er und 30er Jahre verrät den nämlichen Schematismus, der historische und kulturelle Qualitäten hinweginterpretiert. In diesem Fall hat er zu einer buchstäblich »verheerenden« Unterschätzung der historischen Tiefe und Mobilisierungsstärke des afghanischen Widerstandes geführt.

Im Rückblick zeigt eine Betrachtung meines Anfang Februar 1980 in der *taz* veröffentlichten Afghanistanartikels, in dem auch die weltpolitischen Aspekte des afghanischen Krieges behandelt wurden (Sigrist 1980), daß mit einer unverblendeten Offenheit für die konkreten regionalen Sozialstrukturen und Traditionen eine realistische Einschätzung der Ursachen und der Tragweite des afghanischen Widerstands möglich gewesen ist.

Der folgende Aufsatz stellt in schematisierter Form die Ausgangslage des Konflikts dar; er berücksichtigt nicht die tiefgreifenden sozialen Veränderungen, welche die Besetzung durch das »beschränkte Kontingent« der sowjetischen Armee und der nationale Befreiungskampf bewirkt haben. Zu diesem Thema sind insbesondere die neueren Veröffentlichungen J.H. Grevemeyers¹ heranzuziehen.

Der hier vorliegende Artikel beruht auf einem Beitrag zu einem Afghanistan-Informationssseminar, das das Dr. Karl Renner-Institut in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Informationsdienst für Entwicklungsfragen im Mai 1983 in Wien veranstaltet hat. Die dort gehaltenen Beiträge wurden 1984 vom Renner-Institut in einer Dokumentation zusammengefaßt. Literaturangaben erfolgen nur, wo sie zum Verständnis des Textes unbedingt erforderlich sind. Das ethnographische Präsenz entspricht bloßen textpragmatischen Zweckmäßigkeiten; es soll nicht von den noch unabsehbaren Veränderungen lokaler Strukturen durch den Krieg ablenken.

Ökologie und politische Krise

1973 und 1974 wurden in Afghanistan und Äthiopien Monarchen gestürzt, deren Autorität jahrzehntelang unangefochten schien: Zahir Shah und Haile Selassie. Beide Herrscher verharrten angesichts der Hungersnöte, die im Gefolge von Dürrejahren ausbrachen, in Passivität. Die Parallelität beider Vorgänge verweist auf den allgemeinen Zusammenhang von Zerstörung ökologischer Gleichgewichte und politischer Krise im semiariden Gürtel.

Die Untätigkeit *Zahir Shahs* während der Hungersnot, die die Dürreperioden 1969-1971 begleitete und Zehntausende von Menschen das Leben kostete, erklärt, warum sich kein Widerstand rührte, als ihn sein Vetter Daud in einem unblutigen Staatsstreich entmachtete. Aber dieses akute Versagen war nicht der einzige und nicht der hauptsächliche Fehler des Zahir-Regimes angesichts ökologischer Probleme gewesen. In jener Passivität kristallisierte sich lediglich die jahrzehntelange Gleichgültigkeit der Zentralinstanz gegenüber den natürlichen Lebensbedingungen des afghanischen Volkes. Der afghanische Staat hatte Fragen des Landschaftsschutzes völlig vernachlässigt. Mehr noch: Das bedeutendste Entwicklungsprojekt des Landes, das Helmandtal-Projekt, scheiterte an der gröblichen Mißachtung ökologischer Gesetze. Mit diesem Projekt begann aber auch die sich rasch verschärfende ökonomische Abhängigkeit von ausländischen Mächten, zuerst von den USA und anderen kapitalistischen Ländern und seit den 60er Jahren in wachsendem Maße von der Sowjetunion.

Am Scheitern dieses Projektes läßt sich exemplarisch die fehlende Anpassung vieler afghanischer Entwicklungsprojekte an natürliche Bedingungen und gesellschaftliche Bedürfnisse aufzeigen. Das Projekt geht auf Konzeptionen

der 30er Jahre zurück. Seine großen Dimensionen erhielt es allerdings erst, als 1946 der US-amerikanische Baukonzern Morrison & Knudsen Ausarbeitung und Durchführung übernahm. Ziel des Projekts war die Bewässerung von 3 600 km² in der Provinz Kandahar. Zwei große Dämme wurden errichtet, mit denen zwei Seen von 75 bzw. 40 km Länge aufgestaut wurden. Das Projekt erhielt eine kostspielige Infrastruktur: Neben fast 200 km Hauptkanälen wurden Straßen, Brücken, Schleusen und ganze Siedlungen errichtet. Während die Bewässerung der Oase von Kandahar erheblich verbessert werden konnte, erwies sich die Neuerschließung von Wüstengebieten als Fehlschlag. Die notwendigen Bodenuntersuchungen waren unterblieben, so daß versalzungsanfällige Flächen bewässert wurden, für die nachträglich kostspielige Dränagen durchgeführt werden mußten. Die landwirtschaftliche Beratung versagte. Verschlimmert wurde die Situation durch die Ansiedlung von den in der Pflanzenproduktion unerfahrenen Nomaden. Die Produktionsergebnisse blieben weit hinter den Prognosen zurück; in Gebieten, die vorher bereits kultiviert worden waren, waren sie niedriger als vor der Durchführung des Projekts. Ein Großteil der Neuangesiedelten verließ das Gebiet schon nach kurzer Zeit. Mitte der 60er Jahre hatte das Projekt bereits 100 Millionen US-Dollar verschlungen. Bereits 1949 mußte die Regierung einen Kreditantrag an die USA richten. Von da an geriet das bis dahin schuldenfreie Land immer tiefer in äußere Abhängigkeit. Der Fehlschlag des Projekts sprach sich im ganzen Land herum: Damit hatte das politische System eine erhebliche Einbuße an Legitimität erlitten. Den jahrzehntelangen Versäumnissen der Zentralinstanz und der staatlichen Verwaltung auf den Gebieten des Landschaftsschutzes entsprach die aktive Umweltzerstörung durch die Bevölkerung. Mehrere Faktoren bewirkten dies: Bevölkerungswachstum, wachsende Konkurrenz um die natürlichen Ressourcen, die Verstärkung feudaler Ausbeutungsanforderungen, das Eindringen kaufmännischer Elemente in die Stammesgebiete, das Einsickern westlicher Konsummuster. Die wichtigste Auswirkung war die Abholzung der Berghänge. Am Beispiel des deutschen Forstprojekts in Paktia ließe sich zeigen, wie uneffektiv Entwicklungsprojekte realisiert wurden. Während in Alikhel die Maschinenhalle des Projekts errichtet wurde, zogen in Sichtweite die Karawanen mit frisch geschlagenen Zederstämmen nach Pakistan.

Auf der nationalen Ebene scheiterten große Aufforstungsprojekte schon daran, daß sie die Interessen der Nomaden beeinträchtigten, denen sie Weideflächen entzogen hätten. Der Landwirtschaftsminister Adalat ließ zwar in der Umgebung Kabuls einige Baumpflanzungen anlegen, auch wurden die Basarstraßen in der Provinz mit Bäumen bepflanzt. Aber zu einer Aufforstungsaktion auf der Basis von Massenmobilisierung ist es nirgendwo in Afghanistan gekommen. Auch die Außenpolitik trug erheblich zur Zerstörung sozio-ökologischer Gleichgewichte bei. Die afghanische Pashtunistan-Politik führte zur Schließung der afghanisch-pakistanischen Grenze. Insbesondere wurden die afghanischen Nomaden von der Benutzung der Nordwest-Territorien als Winterweide ausgeschlossen. Dies führte zu einer verstärkten Überweidung auf der afghanischen Seite der Durandlinie und zu einer Zunahme von (auch bewaffneten) Konflikten zwischen Bauern und Hirten. Die Knappheit an kultivierba-

rem Land und an Wasser bei gleichzeitiger Konzentration des Landbesitzes verschärfte die Konflikte und die Formen der Konfliktaustragung innerhalb der ländlichen Sozialverbände, aber auch zwischen ganzen Stämmen. Es häuften sich die Auseinandersetzungen um Ackergrenzen und insbesondere um Waldrechte.

In einer größeren historischen Perspektive ist daran zu erinnern, daß die mongolischen und turkomongolischen Invasoren im 13. und 14. Jahrhundert ökologische Zerstörungen angerichtet haben, von denen sich Afghanistan nie mehr erholt hat. Afghanistan hat nie mehr das ökonomische und kulturelle Niveau erreicht, das es zur Zeit der Ghaznaviden (962-1186) und ihrer unmittelbaren Nachfolger gehabt hatte. Dies hängt entscheidend mit der Anfälligkeit der auf künstliche Bewässerung angewiesenen Oasen zusammen. Die verschiedenen Bewässerungssysteme erfordern Instandhaltung und periodische Erneuerung; die Tötung oder Versklavung eines Großteils der männlichen Bevölkerung durch Eroberer wie Timur-Leng entzog dieser Aufgabe die unentbehrlichen Arbeitskräfte. Die schlechte ökonomische Ausgangslage und das Fehlen einer ökologischen Politik hat die Stagnation der nationalen Produktivkräfte und damit den Zwang zum Eingehen externer Abhängigkeitsverhältnisse bedingt. Die Verschärfung der Konkurrenz um kultivierbares Land und um Weidegründe verlängerte das Fortdauern gesellschaftlicher Verhältnisse, in denen Konflikte gewaltsam gelöst wurden. Das Versagen angesichts säkularer Umweltprobleme auf allen gesellschaftlichen Ebenen und die Gewaltsamkeit der Konfliktaustragungen stehen in engem Zusammenhang. Der ökologische Ansatz erklärt zu einem erheblichen Teil die Ausgangslage, die zum gegenwärtigen afghanischen Krieg führte.

Ehe ich mich den gesellschaftlichen Wurzeln des Widerstandes zuwende, möchte ich diesen ersten Aspekt mit der These abschließen, daß die ökologische Dekadenz eine — nicht bewußte und gerade darum sehr wirksame — Quelle des Widerstandes ist: die Basis der Nichtidentifikation mit der Zentralgewalt.

Gesellschaftliche Wurzeln des Widerstandes

Da der Afghanistan-Konflikt von beiden Seiten für eine Auseinandersetzung um Sieg oder Niederlage des Marxismus in Anspruch genommen wird, scheinen mir zwei Klassikerzitate angebracht. Das erste findet sich in einem Aufsatz von Marx aus dem Jahre 1857 über »die Afghanen«:

»Obwohl sie niemals in wirkliche Kämpfe mit Rußland verwickelt waren, pflegen sie es als den ewigen Feind ihrer Religion und als einen Riesen anzusehen, der Asien eines Tages verschlucken könnte.« (MEW 12, 118)

Friedrich Engels schreibt im selben Jahr:

»Die Afghanen sind ein tapferes, zähes und freiheitsliebendes Volk; sie beschäftigen sich ausschließlich mit Viehzucht und Ackerbau und meiden Handel und Gewerbe, die sie voller Verachtung den Hindus und anderen Stadtbewohnern überlassen. Der Krieg ist für sie ein erregendes Erlebnis und eine Abwechslung von der monotonen Erwerbsarbeit. Die Afghanen sind in Clans aufgeteilt, über welche die verschiedenen Häuptlinge eine Art feudaler Oberhoheit ausüben. Nur ihr unbezwinglicher Haß auf jede Herrschaft und ihre Vorliebe für persönliche Unabhängigkeit

verhindern, daß sie eine mächtige Nation werden; aber gerade diese Ziellosigkeit und Unbeständigkeit im Handeln machen sie zu gefährlichen Nachbarn, die leicht vom Wind der Laune aufgewühlt oder durch politische Intriganten, die geschickt ihre Leidenschaften entfachen, in Erregung versetzt werden können.« (MEW 14, 74f.)

Wir können den Zitaten schon entnehmen, daß der Widerstand gegen die sowjetische Invasion nicht einfach nur mit dem Islam und mit dem Atheismus zusammenhängt. Wenn wir das Marx-Zitat ernst nehmen, dann zeigt sich, daß die verbreitete Furcht vor einer Unterwerfung durch die Russen damals begründet war wegen deren Expansionspolitik sowie wegen der Einmischung in afghanische Angelegenheiten.

Der afghanische Widerstand trägt die Zeichen einer uns Mitteleuropäern fremden Kultur. Seine vermischten Motive sind nur sehr schwer nachzuvollziehen. Ein solches Widerstandsverhalten hat es in Mitteleuropa auch früher nicht gegeben, auch nicht im Bauernkrieg. Kollektives Widerstandsverhalten war entweder zeitlich und räumlich beschränkt oder verbandsmäßig organisiert, in erster Linie in bürokratisch geführten Armeen oder militärischen Formationen, die diesen nachgebildet waren. Tapferkeit und Mut verknöcherten in der europäischen Sozialgeschichte zu soldatischen Tugenden, so daß es notwendig wurde, der deutschen Sprache das Fremdwort »Zivilcourage« zu geben. Gérard Chaliand hat darauf hingewiesen, daß der militärische Erfolg der antikolonialen Befreiungsbewegungen, wie z.B. in Vietnam, auf einer Opferbereitschaft beruht, die an bestimmte demographische Konstellationen gebunden ist, nämlich an das, was Demographen zynisch »hohen Bevölkerungsumsatz« nennen: hohe Geburts- und Sterberaten.

Diese Bewegungen entstehen in Gesellschaften, in denen der Tod vieler einzelner, insbesondere im Kindesalter, fast als selbstverständlich hingenommen wird; mit der hohen Kinderzahl richtet man sich in solchen Agrargesellschaften auf diese Tatsache ein. Mit unserem Ein- und Zwei-Kindersystem haben wir in Europa eine Einstellung zu Leben und Tod entwickelt, mit der ein solches Handeln nicht möglich ist.

Der vietnamesische und der afghanische Typ von Widerstands- und Befreiungskampf unterscheiden sich wiederum erheblich voneinander. Während der vietnamesische Typ geprägt ist durch nationale Identität, große historische Tiefe und Aufgehen des einzelnen im Kollektiv, ist der afghanische Typ partikular und vergleichsweise individualistisch. Für Vietnam ist insbesondere die Herausbildung eines komplexen Staates auf der Basis der asiatischen Produktionsweise hervorzuheben. Eine solche Struktur haben wir seit der Timuriden-Zeit in Afghanistan im nationalen Rahmen nicht mehr. Der afghanische Nationalismus ist negativ bestimmt, nämlich durch Abwehr äußerer Aggression; es fehlt hier eine auf der Produktionsweise organisch aufbauende Integration, wie wir sie im kaiserlichen China oder in Vietnam finden. Dieses »Defizit« gleichen die afghanischen Gesellschaften durch den religiösen Faktor aus, den Islam und seine Prämierung kriegerischer Tugenden, die durch regional eigenständige kulturelle Traditionen (wie das Pashtunwali) verstärkt werden. Man muß sich allerdings vor dem methodischen Fehler hüten, den afghanischen Widerstand nach einem einheitlichen Muster, z.B. Stammescode der Pashtu-

nen, zu beschreiben. Die Besonderheit der gegenwärtigen Situation besteht auch darin, daß sich zum erstenmal alle ethnischen Gruppen — mit einer Ausnahme — an einem nationalen Befreiungskampf beteiligen. Die Ausnahme sind die Balutschen, und das hat damit zu tun, daß sie schon immer eine Randstellung im afghanischen Gesellschaftsverband eingenommen haben, weil sie sowohl im Iran als auch in Pakistan verbreitet sind, und zum anderen damit, daß sie Zielgruppe der sowjetischen Politik gewesen sind: Sie sind von den Sowjets privilegiert worden. Alle anderen ethnischen Gruppen beteiligen sich an diesem Widerstand. Hier sind besonders die Hazara anzuführen, die eine wichtige Rolle im Widerstand spielen, obwohl sie von den anderen Ethnien unterdrückt worden waren. Viele Hazara sind Wanderarbeiter, sie wanderten in der Schah-Zeit in besonders starkem Maße in den Iran aus und wurden Zeugen der islamischen Revolution; sie sind Schiiten und Khomeini hat für sie eine wichtige Rolle gespielt.

Die Uzbeken, eine in Nordafghanistan siedelnde Gruppe, unterstützen gleichfalls den Widerstand, obwohl sie auch im ancien régime benachteiligt waren und das Saur-Regime ihre Gleichstellung proklamiert hatte. Aber die Vernichtung der letzten Khanate in der Sowjetunion in den 20er Jahren, die Unterdrückung der panturanischen Bewegung und der als »Basmatschi« (Banditen) stigmatisierten Aufständischen durch die Rote Armee haben damals zur Flucht vieler Uzbeken nach Afghanistan geführt und bei den dort schon seit Jahrhunderten ansässigen Uzbeken antisowjetische Einstellungen verstärkt. Bei den kulturell verwandten Turkmenen überwiegen die Nachkommen der Flüchtlinge sogar die früher Ansässigen. Dieser historische Zusammenhang und die Spontanreaktionen gegen die Invasoren verhinderten, daß die sowjetische Armee den ethnischen Faktor, der ihr zur Verfügung steht, ausspielen konnte: Die usbekischen Regimenter der Sowjetarmee mußten ebenso wie die tadschikischen Einheiten durch russische und ukrainische Truppenteile ersetzt werden. Die sprachliche und religiöse Identität der durch die Amu Darya-Grenze zerteilten Ethnien bewirkte die Fraternalisierung mit der afghanischen Seite.

Bis 1973 konnte man Afghanistan politisch als eine fragmentierte Monarchie charakterisieren, die sich aus einem Feudalkern — also Gebieten mit feudaler Produktionsweise — und aus Stammesgesellschaften zusammensetzte, die als segmentäre Gesellschaften organisiert waren. Eine 1964 in Moskau erschienene Geschichte Afghanistans hat in ihrem Index ethnischer Bezeichnungen mehr als zweihundert Eintragungen (Snoy, in: Afghanistan, 166). Nach Morgensterne, einem norwegischen Linguisten, gibt es in Afghanistan mindestens 32 verschiedene Sprachen, darunter auch die drawidischsprachigen Brahui im Gebiet der Balutschen. Dieses Puzzle wird durch die wenigen städtischen Zentren nicht vereinheitlicht, sondern weiter kompliziert. Wir müssen davon ausgehen, daß sehr unterschiedliche Strukturen bzw. Strukturtypen in diesem Land ausgeprägt sind; deswegen muß man davor warnen, ein einheitliches Modell der afghanischen Gesellschaft zu rekonstruieren. Das war der wesentliche methodische Fehler der afghanischen Linken, insbesondere der afghanischen Studentenbewegung. Nach der Saur-»Revolution« wurde dieses

Modell weiter verkürzt. Das Fehlen einer aktualisierten materialistischen Analyse der afghanischen Gesellschaft² ist eine Wurzel für das Scheitern des jüngsten Modernisierungsversuches.

Der ethnisch fragmentierte afghanische Staat entzieht sich Versuchen, ihn einem homogenen Gesellschaftsmodell zuzuordnen. Afghanistan hat in verschiedenen Regionen unterschiedliche Entwicklungsphasen durchlaufen und miteinander konkurrierende gesellschaftliche Strukturen hervorgebracht. Nun haben diese Mikrogesellschaften durchaus in einem räumlichen, ökonomischen und gesellschaftlichen Zusammenhang gestanden; Stämme siedelten z. T. in ethnischen Mischlagen und haben andere Stämme überlagert, aber das führte nicht zu einer Vereinheitlichung, sondern eher zur Komplizierung von Sozialstrukturen. Amir Abdurrahman, der Afghanistan — genauer, den verbliebene Rest des afghanischen Reiches — Ende des 19. Jahrhunderts wieder geeinigt hatte, versuchte eine solche Vereinheitlichung dadurch zu erreichen, daß er einen Teil der Pashtunen als Staatsvolk an die verschiedenen Punkte seines Reiches zwangsumsiedeln ließ; ein Teil ist auch freiwillig dorthin gegangen, aber das hat nicht zur Vereinheitlichung geführt. Die Partikularisierung wurde so nur noch weiter vorangetrieben.

Der US-amerikanische Ethnologe Louis Dupree hat die afghanische Gesellschaft als eine geschlossene Gesellschaft, die in sich selbst »hineinglotzt«, bezeichnet. Ich habe selten einen falscheren Satz gelesen. Nicht nur die Handelsnomaden, sondern auch eine große Zahl der seßhaften Ackerbauern hatten vielfältige Beziehungen zu städtischen Zentren innerhalb wie außerhalb der Staatsgrenzen. Insbesondere in den kargen Hochgebirgsregionen zwang die Not sehr viele Afghanen zur Arbeitsemigration. Das ist natürlich auch wieder ein Ergebnis der sich verschlechternden ökologischen Balance. Man konnte in keine Region von Afghanistan kommen, ohne auf Wanderarbeiter zu stoßen, zumeist auf Bauern, die Erfahrung in außerlandwirtschaftlicher Wanderarbeit hatten. Wenn man sich das klarmacht, dann erkennt man, daß über Modernisierung viel Unsinn geschrieben wird: Es gibt keinen Widerstand gegen Modernisierung an sich. Medikamente, das Krankenhaus, den Lastwagen, den Omnibus, auch die Straßen wollen die Leute haben. Was sie nicht haben wollen, ist der Zwang, die Unterdrückung, die mit der Straße kommt. Darum drehen sich die Konflikte.

Agrarische Produktionsweisen

Auf welche Produktionsweise traf die Modernisierungsstrategie der Revolutionäre? Die Revolutionäre von 1978 rechtfertigen den Putsch und die Brutalität in der Bekämpfung ihrer Gegner damit, den Feudalismus abschaffen zu wollen. Dabei übersehen sie, daß in Afghanistan noch sehr viel von dem vorhanden ist, was sich als asiatische Produktionsweise im Sinne der Marxschen Theorie bestimmen läßt. Man kann vier Elemente der *einfachen* asiatischen Produktionsweise unterscheiden (im Unterschied zur *komplexen* asiatischen Produktionsweise, die durch die Integration der Dorfgemeinden durch eine staatliche Organisation [welche auch Wasserbauarbeiten organisieren kann] gekennzeichnet ist):

1. die starke Autarkie durch die Einheit von Agrikultur und Manufaktur; eine vorkapitalistische Arbeitsteilung im Dorf in Form des Deputathandwerkerturns: handwerkliche Leistungen werden nicht mit Geld abgegolten, sondern durch jährliche Deputate (das hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten sehr gelockert, aber Haareschneiden wird auf dem Land noch immer auf dieser Basis geregelt);
2. das Obereigentum der Stämme über die landwirtschaftlichen Nutzflächen, einschließlich der Wälder — Kollektiveigentum also, das aber die Nutzung durch die Familien einschließt;
3. die Intaktheit lokaler und überlokaler Verwandtschaftsverbände, der »qaums« und »khels«;
4. die Notwendigkeit, kollektive Bewässerungssysteme zu konstruieren und zu unterhalten sowie ihre Nutzung zu verwalten.

Von Stammesgesellschaften mit dieser Produktionsweise sind weite ländliche Gebiete besiedelt gewesen; Stammesgesellschaft bedeutet, daß sich die Zugehörigkeit durch Abstammung bestimmt. Dies ist insbesondere für das Bodenrecht wichtig. Der Zugang zum Land ist unter traditionellen Bedingungen gebunden an die Zugehörigkeit zum Stamm; die Zulassung von Klientengruppen bedarf der Zustimmung des Stammes. Die Zugehörigkeit bestimmt das Verhalten, und in diesem Zusammenhang gehört der Verhaltenscode der Pashtunwali, dessen Geltung bis in die Städte hineinreicht. Auch Individuen, die in der Stadt leben, unterliegen seinen Normen; Blutrache z.B. wurde noch in den 60er Jahren bis nach Kabul hinein betrieben.

Landnutzungssystem, Kollektivbewässerung, Naturalwirtschaft und Dorfhandwerkertum rechtfertigen die Anwendung des Begriffs der asiatischen Produktionsweise. Darüber sind die Reformer großspurig hinweggegangen. Sie erwähnen zwar in ihrer Reformdeklaration, daß auch vorfeudale Produktionsverhältnisse abgeschafft werden müßten, es wird aber überhaupt nicht begründet, warum. Für einen Kommunisten müßte doch eigentlich die Position von Marx selbstverständlich sein, daß noch bestehende Vorklassenstrukturen und urgesellschaftliche Elemente als Ausgangspunkte für revolutionäre Veränderungen verwendet werden. Daß das nicht geschah, ist das Ergebnis eines sehr unreflektierten Evolutionismus, der alles, was früheren Gesellschaften zugeschrieben wird, als reaktionär einstuft, als überholt ansieht.

Mit diesen Überlegungen soll nicht bestritten werden, daß die afghanische Agrarstruktur dringend einer Reform bedurfte. Drei Hauptprobleme hatte eine Agrarreform anzupacken:

- die schrumpfenden Betriebsgrößen der Kleinbauern,
- den hohen Anteil des Pachtlandes an der landwirtschaftlichen Nutzfläche und
- die mit beiden Problemen in engem Zusammenhang stehende Verschuldung der Kleinbauern, die zum weiteren Landverlust und zur Proletarisierung führt.

Das »grawi«-Landverpfändungssystem führt über Verschuldung, Verpachtung an den Schuldner, Degradierung zum Landarbeiter schließlich zur Vertreibung verarmter Bauern.

Die beiden ersten Probleme hat das Saur-Regime mit der Landreform (Dekret vom 28. November 1979), das dritte im Dekret vom 12. Juli 1978 »Über die Befreiung von Millionen unserer hart arbeitenden Bauern vom Joch der unterdrückenden Ausbeuter« zu lösen versucht.

Eine (auf Teiluntersuchungen fußende) Betriebsgrößenstatistik ergibt folgendes ungefähre Bild:

weniger als 0,5 ha	25 % der Betriebe
0,5 ha bis 2 ha	40 % der Betriebe
mehr als 2 ha bis 8 ha	28 % der Betriebe

Die durchschnittliche Betriebsfläche beträgt 2,6 ha. Der Anteil der Vollpachtbetriebe beträgt 24 % (Angaben nach: Afghanistan, 225f.).

Man kann zwar sagen, daß der Großgrundbesitzer in Afghanistan nicht die überragende Rolle spielt wie in anderen orientalischen Ländern (ebd., 220), aber die Tendenz zur feudalen Umwandlung unter Bedingungen der Marktintegration war steigend.³ In der Mehrzahl der Pachtverhältnisse zog der Grundherr drei Viertel der Ernte als Naturalrente ein, wovon er allerdings auch die Dorfhandwerker deputatmäßig entlohnte.

Man muß zwei Typen von Großgrundbesitzern unterscheiden:

- die städtischen Händler und höheren Beamten, die einen Teil ihres Vermögens in Grundbesitz, vor allem in den Oasen des städtischen Umlandes, anlegen (die von Bobek so genannten »Rentenkapitalisten«)
- ländliche Feudalherren.

In beiden Bereichen war vor 1978 ein Wachsen der Abhängigkeitsverhältnisse und der Enteignungen festzustellen. Der Prozeß der Feudalisierung erfaßte parallel zum Vordringen der Ware-Geld-Beziehung und zur wachsenden administrativen Kontrolle (bei gleichzeitiger Landverknappung infolge des Bevölkerungswachstums) auch die bisher egalitär strukturierten »freien Stämme«. In Paktia betrug Ende der 60er Jahre das Pachtland 11 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche (Lakanawal 1978, 138).

Die Grundherren koordinierten nicht nur die handwerklichen Dienstleistungen, sie spielten auch eine wichtige Rolle bei den Arbeiten an den »qanaten« (den unterirdischen Wasserkanälen). Die Abhängigkeitsverhältnisse gingen über den wirtschaftlichen Kern hinaus und sicherten den Großgrundbesitzern eine, wenn auch instabile, Gefolgschaft. Landarbeiter und Pächter wurden auch zu häuslichen Diensten herangezogen; vor allem aber bildeten sie bewaffnete Erzwingungsstäbe, die von den Khanen⁴ auch herangezogen wurden, um Schulden und Grundrenten einzutreiben und sich weiteres Land anzueignen. Ein erheblicher Unterschied zum europäischen Feudalismus bestand zumindest in den pashtunischen Stammesgebieten in der durchgehenden Bewaffnung der bäuerlichen Basis. Bei den Nomaden führen auch die Frauen Gewehre.

Auch wenn Khane und andere Großgrundbesitzer Leibgarden aufstellen, mit denen sie sich vor Vergeltung und Militäraktionen schützen und mit denen sie die Aufteilung der Ernte erzwingen können, so findet ihre Macht eine Schranke in der Wehrfähigkeit ihrer abhängigen Klienten. Solange sie ihren Status als Stammeshäuptlinge nicht aufgegeben haben, unterliegen sie den egalitären Normen des Pashtunwali. Es gibt viele Berichte über gewaltsame Reak-

tionen auf herrschaftliche Anmaßung von Khanen, Reaktionen, die bis zur Tötung gingen.

Unter diesen Voraussetzungen bekommt die Optionsfreiheit der Freien auch unter den Bedingungen des Mittelsmännersystems Gewicht: In der Regel konnten die Bauern entscheiden, wen sie als ihren Khan oder Malek⁵ betrachteten, wer in ihrem Namen gegenüber der Regierung auftreten und ihre Steuern einziehen konnte.

Dieses immer noch bestehende Maß an Freiwilligkeit der Gefolgschaft und die relative Funktionalität der Mittelsmännerfunktion erklärt neben der ökonomischen Kontrollfunktion, warum die Agrarreform der Saur-Regierung nicht das erwartete Maß an Zustimmung seitens der begünstigten Bauern gefunden hat.

Segmentäre Basis der Guerilla

Zum Verständnis des afghanischen Widerstandes gehört der bereits gebrauchte Begriff der segmentären Gesellschaft. Der von Durkheim in die Sozialwissenschaften eingeführte Begriff hat in der Analyse afrikanischer Gesellschaften (ich erwähnte nur die klassischen Analysen in: Fortes/Evans-Pritchard 1940) empirische Bedeutung gewonnen. Trotz erheblicher struktureller Verschiedenheiten läßt sich dieser Begriff auf asiatische Vorklassengesellschaften anwenden.

Die gleichen egalitären Mechanismen, welche segmentäre Gesellschaften in Afrika bestimmen, sind auch in Afghanistan wirksam. Ich will das an einem konkreten Beispiel zeigen. Segmentäre Gesellschaften zeichnen sich dadurch aus, daß sie keine Zentralinstanz haben, daß es keine großen Unterschiede zwischen den männlichen Mitgliedern dieser Gesellschaften gibt, daß sie (auf der Basis sexueller Diskriminierung!) egalitär sind. Diese Gleichheit muß durch gesellschaftliche Prozesse immer wieder reproduziert werden. Es gibt immer einzelne, die versuchen, mehr Nutztiere zu züchten, mehr Früchte zu ernten, mehr Frauen zu heiraten und mehr Kinder zu zeugen. Das würde sich akkumulieren, wenn es nicht Gegenmechanismen gäbe. Dabei spielt der Neid eine ganz wichtige Rolle; er führt dazu, daß solche prominenten Personen als Hexer verdächtigt und anschließend getötet werden. Dadurch nivellieren sich soziale Unterschiede. Solche Erscheinungen habe ich unter modernen Bedingungen 1967 in Afghanistan angetroffen. Als ich mich mit einem Gewerbeschullehrer, der in der Gewerbeschule in Khost unterrichtete, über Hochzeitsbräuche unterhielt, sagte er, daß er selber nicht mehr zu Hochzeitsgesellschaften ginge. Auf meine Frage, warum, antwortete er, das Risiko, vergiftet zu werden, sei ihm zu groß. Die Leute würden sagen: »Er ist unser Vetter, er hat genau wie wir angefangen, aber jetzt hat er mehr Bildung und eines Tages wird er versuchen, unser Vorgesetzter, ein uns auch gesellschaftlich Überlegener zu sein. Und bevor es soweit kommt, wollen wir da einmal abhelfen.« Solche egalitären Mechanismen kann man vielfach bei diesen Stammesgesellschaften nachweisen.

Ein zum Verständnis des Widerstandes wichtiger Begriff ist der der Komplementären Opposition (vgl. Sigrist 1979, 47). Analysen afrikanischer Gesell-

schaften haben gezeigt, daß segmentäre Gesellschaften sich nach genealogischen Modellen, nach Abstammungsblöcken intern gliedern, und zwar in der Weise, daß eine solche Gesellschaft in zwei Blöcke zerfällt, von denen sich jeder wiederum eben nach diesem Muster weiter unterteilt. Oder in einer anderen Perspektive formuliert: Diese Gesellschaften bestehen aus lauter Schachteln, die in größere Schachteln eingepackt sind, die mit mehreren anderen in noch größeren Schachteln stecken usw. Konflikte zwischen Mitgliedern dieser Gesellschaft regeln sich nach diesen Blockbeziehungen. Wenn zwei Individuen, die in einem Block sind, miteinander zu tun haben, betrifft das nur ihre kleinen Gruppen. Wenn aber zwei Individuen zwei verschiedenen großen Blöcken angehören, dann führt das automatisch zu einem Konflikt zwischen den zwei großen Blöcken. Auch diese Aussage habe ich in Afghanistan bestätigt gefunden. Konflikte zwischen nahen Verwandten ziehen kaum Kreise, das ist eine Sache innerhalb der Verwandtschaft; sie wird zum Teil mit tödlichen Folgen ausgetragen, aber den Stamm interessiert das nur unter ganz bestimmten Umständen. Bei einem Konflikt zwischen zwei großen Unterstämmen stehen jedoch Zehntausende anderen Zehntausenden gegenüber. Häufig kommt es zu Schießereien zwischen »Stammes-Armeen«. »Relativregeln« bestimmen das Ausmaß und die Intensität gesellschaftlicher Konflikte und nicht allein abstrakte Rechtsregeln. Der Konfliktablauf wird bestimmt durch Verwandtschaftsbeziehungen. Das Prinzip der Relativität aller Konflikte wird mit dem Begriff der Komplementären Opposition bezeichnet: Leute, die sich bis aufs Messer (oder mit dem Gewehr) bekämpfen, etwa wenn es um Land geht, halten in einer anderen Situation, in der es beispielsweise um Wald geht, zusammen gegen einen Angriff von außen, vom Nachbarstamm. Und diese beiden Stämme, die wegen Streitigkeiten um Zedernholz aufeinander geschossen haben, schließen sich dann wieder zusammen, wenn es gegen die Zentralregierung geht, die gegen den Willen dieser Stämme ein Projekt — z.B. eine Mädchenschule — durchführen will. Es gibt dazu ein Liedgedicht, das lautet: »Es ist der schönste Augenblick im Leben eines Mannes, wenn er mit seinem ihm tödlich verfeindeten Vetter im selben Bunker liegt und sie gemeinsam einen Feind im Visier haben.«

Diese Modelle der komplementären Opposition sind keine beliebigen abstrakten Spekulationen. Sie zeichnen vielmehr reale Handlungsmuster nach, mit denen man die Stärke des Widerstands erklären kann. Ohne dieses Prinzip kann man nicht verstehen, warum diese schlecht ausgerüsteten Krieger, deren Organisationen heillos in sich und untereinander zerstritten erscheinen, den Besatzern solche Schwierigkeiten bereiten, warum sie gegen die Besetzer Krieg führen können — allerdings in einer ganz anderen Weise als die Vietnamesen gegen die US-Imperialisten. Die Stärke des vietnamesischen Befreiungskampfes beruhte auf einem hohen Grad an kollektiver nationaler Identifikation, auf Vereinheitlichung des Kampfes. Obwohl davon in Afghanistan nicht die Rede sein kann, bedeutet das nicht, daß dieser Widerstand keinen Erfolg haben kann. Einerseits bestehen kollektive Elemente der asiatischen Produktionsweise, aber andererseits beobachtet man einen auch im Vergleich zu afrikanischen segmentären Gesellschaften ausgesprochenen Individualismus. Das Zusam-

menspiel der männlichen Individualismen mit der segmentären, dezentralen Struktur der afghanischen Stämme ergibt die Gewaltsamkeit der Konfliktaustragung.

Das gewaltsame Austragen von Interessenkonflikten ist nicht nur erlaubt, sondern ethisch geboten und wird kulturell überhöht. Das setzt eine Sozialisation voraus, die Aggressivität fördert. Das ist sicherlich wichtig für die Intensität des Widerstandskampfes. Trotzdem darf man auch hier nicht ahistorisch anthropologisieren. Knappheit an kultivierbarem Land und an Wasser bei gleichzeitiger Konzentration des Landbesitzes verschärft die Konflikte und die Form der Konfliktaustragung innerhalb der ländlichen Sozialverbände, aber auch zwischen solchen Verbänden. Es haben sich in den letzten Jahrzehnten auch Auseinandersetzungen um Ackergrenzen und insbesondere um Berg- bzw. Waldrechte gehäuft. In historischen Feldstudien wäre zu analysieren, wie der Feudalismus ursprünglich in diese Gesellschaften eingedrungen und wie es zur inneren Differenzierung gekommen ist, zur Landkonzentration und zur teilweisen Proletarisierung auch von Stammesangehörigen, was dann zu einer sehr starken Landflucht führte. Kabul hatte 1978 bereits 700000 Einwohner, 1967 waren es noch 350000.

Eine wichtige Konsequenz dieser Prämierung und kulturellen Institutionalisierung der gewaltsamen Konfliktaustragung ist ihr Übergreifen auf den modernen Sektor und auf die nationale Politik. Das betrifft sowohl die blutigen Auseinandersetzungen innerhalb der demokratischen Volkspartei als auch die rabiaten Versuche, ein abstraktes Modell des peripheren Sozialismus in kürzester Zeit einer »rückständigen« Bevölkerung aufzuzwingen.

Am Beispiel der paschtunischen Stämme läßt sich exemplarisch zeigen, aus welchen sozialstrukturellen Quellen der nationale Widerstand gespeist wird. Man versteht so besser, warum trotz der Zerstrittenheit und der fehlenden Vereinheitlichung des Widerstands dieser nationale Befreiungskampf erfolgreich ist. Die dezentrale, segmentäre Struktur der traditionellen Gesellschaft in Afghanistan entspricht in hohem Maße den Erfordernissen der Guerilla (vgl. dazu eine afghanische Analyse: Taniwal/Nuristani 1985).

Nicht alle ländlichen Gebiete sind freilich von segmentären Stämmen besiedelt. Im Panjir-Tal handelt es sich z.B. nicht um segmentäre Strukturen, sondern vielmehr um lokalisierte Dorfstrukturen. Allerdings lassen sich segmentäre Mechanismen auch bei einigen nicht-paschtunischen Gruppen nachweisen, zumindest als Ergebnis zwangsläufiger Übernahme. Die Paschtunen als dominantes Ethnos haben anderen Gruppen ihre Methoden und Sozialmechanismen aufgezwungen.

Zum Schluß möchte ich nochmals auf den Zusammenhang von Ökologie und Politik zurückkommen. Ich glaube, daß die Diskussion über die vorrangigen nationalen Aufgaben — abgesehen von der negativen, die Besatzer zum Rückzug zu zwingen — insbesondere an den Problemen der Land- und Wassererhaltung ansetzen könnte und allgemeiner an den gesellschaftlichen Konsequenzen einer ökologisch orientierten Politik. Diese Diskussion könnte zum Abbau des Fraktionismus führen, also im positiven Sinn Entideologisierung bewirken. Die Frage des Fundamentalismus »ja oder nein« relativiert sich

dann. Die von Apologeten der sowjetischen Invasion aufgeworfene Frauenfrage käme hier mit zusätzlicher Dringlichkeit ins Spiel, denn wir wissen, daß sich Probleme einer zerrütteten Ökologie ohne eine aktive Teilnahme der Frauen nicht lösen lassen. Ihre Unterdrückung und Marginalisierung sind wesentliche Gründe dafür, daß die ökologischen Verhältnisse degenerieren.

Literaturverzeichnis

- Afghanistan 1973, hrsg. v. W. Kraus. Basel/Tübingen (darin: Bobek)
 Bobek, H., 1967: Probleme eines unterentwickelten Landes. O.O.
 Chaliand, G., 1976: Mythes révolutionnaires du tiers monde. Paris
 Dupree, L., 1973: Afghanistan. Princeton
 Durkheim, E., 1977: Über die Teilung der sozialen Arbeit (1893). Eingel. v. N. Luhmann. Frankfurt/M.
 Engels, Fr., 1974: Afghanistan (1857). In: Marx Engels Werke, Bd. 14. Berlin/DDR
 Fortes, M., und E. Evans-Pritchard (Hrsg.), 1940: African Political Systems. London
 Ghobar, M., 1979: Afghanistan dar masir-e tarikh. Kabul
 Gluchoded, W., 1981: Einige Probleme der ökonomischen Entwicklung. In: Afghanische Vergangenheit und Gegenwart. Moskau
 Grevemeyer, J.H., 1985: Religion, Ethnizität und Nationalismus im afghanischen Widerstand. In: Leviathan 1
 Lakanwal, A., 1978: Situationsanalyse landwirtschaftlicher Beratungsprogramme in Entwicklungsländern. Saarbrücken
 Marx, K., 1974: Der Krieg gegen Persien (1857). In: Marx Engels Werke, Bd. 12. Berlin/DDR, 117-122
 Reisner, J., 1964: Rasvitie feodalizma i obrazovanie gosudarstva u Afgancev. Moskau
 Sigrist, Ch., 1969: Der Begriff der Herrschaft und das Problem der Anarchie. In: Kritik der bürgerlichen Sozialwissenschaften. In: Das Argument 50, 147-158
 ders., 1979: Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas (zuerst 1967). Frankfurt/M.
 ders., 1980: Die afghanische Krise und die Großmachtspolitik der Sowjetunion. In: Afghanistan. Eine Dokumentation. Hrsg. v. Deutschen Freidenkerverband, Wuppertal
 Taniwal, H., und A. Nuristani, 1985: Pashtun Tribes and the Afghan Resistance. In: WUFA, No. 1 (Peshawar)

Anmerkungen

- 1 Grevmeyers Aufsatz leistet eine fundierte Analyse der politisch-ideologischen Parteibildungen innerhalb des afghanischen Widerstands, wobei er den Unterschied von traditionalistischer und fundamentalistischer Orientierung klar herausarbeitet. Von besonderem Interesse ist seine Darstellung der Herausbildung neuer Führungsstrukturen in den Kampfzonen.
- 2 Die Studien von Reisner und Ghobar bieten ausgezeichnete historische Grundlagen, auf denen eine solche Analyse aufbauen könnte.
- 3 Auch der sowjetische Autor Wladimir Gluchoded muß einräumen, »daß im Lande der kleinbäuerliche Bodenbesitz vorherrschte« (Gluchoded 1981, 250), auch wenn, je nach Schätzung, 18 bis 35 Prozent aller Bauernwirtschaften keinen eigenen Boden hatten.
- 4 Khan = Turkomongolischer Herrschertitel, den auch afghanische Herrscher führten. Bei den pashtunischen Stämmen bezeichnet er einen Stammessprecher, der persönliche Autorität kraft Tapferkeit und Beredsamkeit ausübt. Wohlstand ist eine Voraussetzung für die von ihm auszuübende Gastfreundschaft.
- 5 Malek = Mittelsmann zwischen lokalen Gemeinschaften und der Staatsverwaltung; u.a. mit der Steuereinzahlung beauftragt.

Michèle Barrett

Die »Dinner Party« von Judy Chicago*

Vorbemerkung. Als Neuinterpretation des christlichen Abendmahlmotivs aus der Sicht derer, die bisher in der Geschichte immer das Kochen besorgen mußten, versteht Judy Chicago ihre Konzeption der »Dinner Party«, die von vielen Frauen für das bedeutendste Kunstwerk zur Frauengeschichte gehalten wird. Trotzdem steht es verschlossen in einer Londoner Lagerhalle. Frankfurter Frauen kämpfen nun darum, die Ausstellung in ihre Stadt zu holen. Das Neue an der antizipierenden Rezeption bei uns ist die Bewegung, die die Kampagne für die »Dinner Party« ausgelöst hat: Dezentral und vielfältig betreiben Frauen nun in vielen Städten und Dörfern Geschichtsforschung, um die Biografien der in der Installation dargestellten oder erwähnten, vielfach kaum bekannten oder vergessenen historischen Frauenfiguren für die »Gala der 1.000 Frauen« aufzuarbeiten. Zwar meinen wir, daß eine Politik der Identifizierung mit Vorbildern der Frauenbewegung keine ausreichende Perspektive bietet, wir sollten jedoch nicht übersehen, welche motivierende Wirkung das Gefühl von Solidarität und historischer Kontinuität hat. Die Initiative der Frankfurter Frauen hat eine begeisternde und ansteckende Eigendynamik entwickelt, die in gewisser Weise auch die Diskussion darum relativiert, was denn ein Kunstwerk vom Kunsthandwerk oder von feministischen kulturellen Ereignissen unterscheidet; auch das sehen wir als innovative Perspektive. Mit den von ihr ausgelösten Aktivitäten ist die Diskussion um die »Dinner Party« als feministisches Kunstwerk jedoch nicht abgeschlossen. Deshalb veröffentlichen wir aus aktuellem Anlaß einen Ausschnitt aus einem längeren Aufsatz von Michèle Barrett, in dem sie sich mit dem Verhältnis von Produktion und Rezeption von Kunst auseinandersetzt und fragt, nach welchen Kriterien wir zwischen Frauenkunst und feministischer Kunst und — ob überhaupt — zwischen kulturellen und künstlerischen Produkten unterscheiden sollen.

Die Frauenredaktion

Kulturpolitik ist für den Feminismus von zentraler Bedeutung, weil sie Kämpfe um Bedeutungen einschließt. Die gegenwärtige Frauenbewegung hat im großen und ganzen die Möglichkeit verworfen, unsere Unterdrückung sei ausschließlich durch natürlich gegebene Geschlechtsunterschiede oder ökonomische Faktoren bedingt. Wir haben die Bedeutung von Bewußtsein, Ideologie, Bildlichkeit und Symbolismus für unsere Kämpfe hervorgehoben. Die Definitionen von Weiblichkeit und Männlichkeit werden ebenso auf dieser Basis konstruiert wie die gesellschaftliche Bedeutung des Familienlebens und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Der Feminismus hat das Alltagsleben, d.h. die Kultur im anthropologischen Sinn als die gelebten Praxen einer Gesellschaft in nie gekanntem Ausmaß politisiert. Genauso hat er die verschiedenen Formen des künstlerischen Ausdrucks und der Phantasie politisiert, die gemeinhin eher unter den Begriff Kultur fallen: Film, Literatur, Kunst, Theater usw. wurden neu bewertet und verändert.

Sobald wir anfangen, darüber nachzudenken, wird es schwierig, genau zu sagen, was Kulturpolitik denn bedeutet. Wenn ich eine sexistische Werbung übersprühe, ist das Kulturpolitik. Aber wenn ich das so phantasievoll mache, daß eine feministische Fotografin es für die Wände einer alternativen Kunstgalerie festhält, ist mein illegales Graffiti dann feministische Kunst geworden?

* Auszug aus »Feminism and the Definition of Cultural Politics«. In: Rosalind Brunt and Caroline Rowan (eds.): *Feminism and cultural politics*. London 1982, 37-58. Übersetzt von Nora Räthzel.

Der Unterschied zwischen Kultur und Kunst ist umstritten, aber es gibt politische (und wissenschaftliche) Gründe, gründlicher darüber nachzudenken.

Raymond Williams, der kürzlich ein Buch mit dem Titel »Kultur« (1981) veröffentlicht hat, weigert sich sinnvollerweise, eine Kurzdefinition des Begriffs zu geben. Statt dessen stellt er deren verschiedene historische Bedeutungen dar und diskutiert neuere Strömungen, die seine eigene Verwendungsweise des Begriffs beeinflußt haben. Zusätzlich zu dem von mir schon erwähnten anthropologischen und alltäglichen Gebrauch behandelt er das aktuelle Interesse an der Bedeutungsproduktion (»signification«), d.h. an Zeichensystemen, die die traditionelle Trennung von Kunst und Alltagskultur durchkreuzen und durch die Bedeutung konstruiert, repräsentiert, konsumiert und reproduziert wird.

Es ist schon schwierig genug, Kultur zu definieren, bei der Kunst geht das gar nicht mehr. Da es keine überzeugende Theorie darüber gibt, was eigentlich »ästhetisch« ist, kann Kunst immer nur das sein, was in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit als Kunst definiert wird. »Kunst« ist keine universelle Kategorie. (...)

Nach welchen Kriterien können wir einen Film oder ein Bild als »sexistisch« oder als »feministisch« bezeichnen? In neueren Filmen wie »Freundinnen«, »Eine unverheiratete Frau« oder »Coma« werden Frauen weniger passiv und abhängig dargestellt als in früheren kommerziellen Filmen. Können wir sie deshalb schon als »feministische« Filme bezeichnen? Auch die geheiligte Orthodoxie der Fernsehserien erlebt eine Invasion gefährlicher Themen wie Abtreibung und sexuelle Doppelmoral, und wir fragen uns, ob eine Feministin es womöglich geschafft hat, einen Job bei »Crossroads« oder »The Archers«¹ zu bekommen. *Spare Rib*, die am meisten gelesene feministische Zeitschrift in Großbritannien, widmet den Besprechungen von Medienereignissen und Kunst eine Menge Platz. Viele dieser Besprechungen drehen sich um die Frage, *wie feministisch* die Bücher oder Shows sind, die besprochen werden. Das ist eine relativ einfache Fragestellung, soweit sie sich auf degradierende Werbung bezieht oder auf einen neuen provozierenden Roman einer bekannten Feministin, aber es ist sehr viel schwieriger, die Grauzone dazwischen zu bewerten. Diese Grauzone nimmt allerdings einen enormen Raum ein. Wir wollen uns zwei Beispiele vornehmen.

An der Pornographie hat sich eine Kontroverse entzündet. Viele Feministinnen sagen, Pornographie, insbesondere diejenige, die gegenwärtig in Großbritannien produziert wird, sei nicht nur sexistisch, sondern auch Ausdruck männlicher Gewalt gegen Frauen. Sie müsse deshalb bekämpft und ausgerottet werden. Pornographische Bilder beuteten Frauen unmittelbar aus, degradierten sie und seien mit Vergewaltigung und anderen Formen männlicher Gewalt verknüpft. Die Bewegung »Rückeroberung der Nacht« (Reclaim the Night) betont diese Verknüpfung durch ihre politische Kampagne, mit der sie die Straßen für Frauen sicherer machen will: Sie demonstrieren in Gegenden wie Soho, wo es viele Sex-Läden und Sex-Kinos gibt. Viele Feministinnen haben trotzdem ambivalente Gefühle gegenüber einer totalen Zensur oder sind dagegen. Sie fragen, wann ist Erotik Pornographie und umgekehrt. Zum Teil liegt

das Problem darin, daß ein Bild nicht an sich notwendig erotisch oder pornographisch ist — es wird das eine oder das andere, wenn es so gesehen wird. Einige Frauenbuchläden tragen dem Rechnung, indem sie eine Abteilung mit lesbischer erotischer Literatur nur Frauen zugänglich machen: Für uns ist diese Literatur eine legitime Form, weibliche Sexualität künstlerisch zu feiern, aber für voyeuristische Männer wäre es Pornographie, ist ihr Argument. (...) Das Bild selbst kann oft mehrdeutig sein, mindestens teilweise offen für die verschiedenen Bedeutungen, die wir darauf aufbauen. (...)

Wann ist Frauenkunst feministische Kunst?

Feministinnen haben die Einheitlichkeit und Kontinuität der kreativen Arbeit von Frauen hervorgehoben und tendenziell feministische Kunst einfach mit Kunst von Frauen gleichgesetzt. Rosalind Coward problematisiert die gegenwärtige Popularität von Frauenliteratur und behauptet, sie habe nicht unbedingt etwas mit Feminismus zu tun. Feminismus ist ihrer Meinung nach ein Zusammenschluß aufgrund politischer Interessen und nicht einfach geteilte weibliche Erfahrung; eine weibliche Kunsttradition ist demnach wenig relevant.

Das trifft ins Zentrum einiger kontroverser Fragen zum Verhältnis von Feminismus und Kultur. Ist die Wiederentdeckung historischer Kunstwerke von Frauen Bestandteil unseres sich entwickelnden feministischen Projekts oder bloß die sentimentale Wiederauferweckung von Marginalien, die man besser in dem Dunkel gelassen hätte, in das die etablierte Kritik sie verbannt hatte? Was gewinnen wir, wenn wir die Ergebnisse traditionellen Handwerks wie Sticken und Stricken in den Status eines Kunstwerks erheben und in Kunstgalerien aufhängen? Was ist die Bedeutung einer Kunstaussstellung, in der die ausgestellten Objekte Küchenutensilien sind und die sorgfältig arrangierte Erinnerung an das Aufziehen eines Kindes? Wie sollen wir auf eine Kunst reagieren, die beansprucht, auf einer »weiblichen Sprache« aufzubauen oder auf der künstlerischen Darstellung des weiblichen Körpers und der weiblichen Genitalien? Mit welchem Blick können diese verschiedenen ideenreichen Kommentierungen der weiblichen Erfahrungen als »feministische« Kunst gesehen werden? Ist ein Kunstwerk feministisch, weil die Künstlerin das sagt, oder weil das produzierende Kollektiv seine feministischen Arbeitsprinzipien bekanntgibt?

Diese Fragen spitzten sich für mich zu, als ich mir die Ausstellung von Judy Chicagos »The Dinner Party« ansah. Im Prospekt zur Ausstellung heißt es, »das Ziel der 'Dinner Party' besteht darin, sicherzustellen, daß die Leistungen von Frauen Bestandteil unserer Kultur werden«. Das Ausmaß der Ausstellung paßt zu dem ehrgeizigen Wunsch.

Die zentrale Einheit besteht aus einem dreieckigen Eßtisch; auf seinen drei Seiten finden wir Symbole für 39 Frauen: vorchristliche Göttinnen, historische Figuren wie Sappho und Boadicea, Frauen wie die Frauenrechtlerin Susan B. Anthony und die Künstlerin Georgia O'Keefe. (Dieser Eßtisch ist ein Widerhall des »letzten Abendmahls«, das für unsere männlich dominierte christliche Kultur so bedeutend ist.) Jede Figur am Tisch hat einen Tischläufer, ein Be-

steck, einen Kelch und einen Teller, deren Design ihre Persönlichkeit hervorheben soll. Ringsherum, auf dem »Erbschaftsboden«, sind die Namen von 999 Frauen eingraviert, die weniger berühmt, aber noch einigermaßen bekannt sind. Dieses Zentrum der Ausstellung ist umgeben von Transparenten, die für den Eingang geschaffen wurden, von einer Dokumentation der fünfjährigen Arbeit von Judy Chicago und ihrem Helfer/innen-Team, einer Ausstellung von Porzellanmalerei und der Sammlung von Glückwunschtelegrammen feministischer Künstlerinnen aus der ganzen Welt. Die Größe der Ausstellung, die ausschließlich den Leistungen von Frauen gewidmet ist, ist im wahrsten Sinne des Wortes spektakulär. Als ich sie sah, war der Ausstellung ein ganzes Stockwerk des Museums für moderne Kunst in San Francisco überlassen worden. Der Esstisch ist fast 45 Meter lang, jeder Platz einer Frau nimmt etwa einen Meter ein. Durch die Kombination von eindrucksvoller Dimension, verschwenderisch schöner Keramik und Stickerei wurde der Besuch der Ausstellung für viele Frauen ganz offensichtlich zu einem bewegenden Erlebnis. Es schien, als ob Frauen die Kulturarena niemals zuvor so selbstbewußt und glänzend betreten hätten. Auch die Stimmung war wunderbar: Sie rief die beste schwesterliche Atmosphäre einer großen Versammlung der Frauenbewegung in Erinnerung, weil so viele Feministinnen dort waren. Es war für mich eine umwerfende Erfahrung, dort zu sein, und ich konnte mich sofort für das Projekt erwärmen. Es vermittelte einen realen Sinn für die Leistungen von Frauen, und vielleicht weigern wir uns zu häufig, stolz darauf zu sein. Das Gefühl, daß Frauen hier einfach für ihr Geschlecht gefeiert werden, war neu und sehr angenehm. Andere Aspekte der Ausstellung jedoch waren außerordentlich ärgerlich.

Erstens zeigte die Dokumentation, daß Judy Chicago sich das Projekt nicht nur ausgedacht, sondern die Arbeit ihrer vielen Assistent/inn/en auch mit diktatorischem Eifer geleitet hatte. Die Prinzipien kollektiver Arbeit, die hier gepriesen wurden, würde ich nicht als feministisch bezeichnen. Sie waren eher ein Versuch, die »Schule« oder das Studio eines »Künstlergenies« wie Michelangelo wiederzuerwecken. Obwohl Hunderte von Leuten dem Projekt viel Zeit und Arbeit gewidmet haben, streicht Judy Chicago persönlich, und offensichtlich nicht ungern, die internationale Anerkennung dafür ein.

Zweitens müssen wir uns fragen, ob es wirklich ein Fortschritt ist, wenn Stickerei und Porzellanmalerei aus der undankbaren Rolle befreit werden, Ergebnis weiblicher Plackerei (oder im günstigsten Fall weiblichen Handwerks) zu sein und in die Sphären der »hohen Kunst« erhoben werden. Das ist zweifellos die Absicht der Schau, und die steckt voller Probleme. Was ist mit den einst radikalen Künstler/inne/n geschehen, die angetreten waren, die herrschenden Auffassungen über den »angemessenen« Inhalt von Kunstaustellungen in Frage zu stellen? Das ist keine reaktionäre Frage, denn die Antwort ist: Nach und nach wurde ihr Bildersturm von einem anpassungsfähigen Establishment abgeschwächt und in eine künstlerische Novität verwandelt. Ins Establishment Einzug halten, ohne dieses Problem zu sehen, heißt der Frage ausweichen, was »Kunst« überhaupt ist und wie sie sich von anderen Arbeitsformen unterscheidet. Es reicht nicht aus, einfach durchzusetzen, daß Frauentätigkeiten als »Kunst« anerkannt werden.

Drittens hat mich gestört, wie »großen Frauen« ein Rang zugewiesen wird. Wenn die Komponistin Ethel Smythe und die Schriftstellerin Virginia Woolf (um britische Beispiele zu nehmen) für wert erachtet werden, einen Einzelplatz am Eßtisch zu bekommen, während Jane Austen und Dorothy Wordsworth nur eine Inschrift auf dem Boden verdienen, scheint mir das recht willkürlich. Die Heldinnen des Feminismus werden hier nach höchst subjektiven Kriterien gemessen und eingeordnet. (Auf welcher Grundlage wurde entschieden, daß Eleonore von Aquitanien einen größeren Beitrag zum Feminismus geleistet hat als die Jungfrau Maria? Ist es nicht bizarr, wenn Emily Dickinson den urzeitlichen Göttinnen gleichgeordnet wird?) Die Namensliste im Katalog ist mit Attributen verziert wie »Pionierin«, »preisgekrönt«, »Kulturführerin« und »hervorragende Intellektuelle«: ausnahmslos Bewertungsbegriffe, zu denen wir einen kritischen Standpunkt entwickelt haben. Die Suche nach Heldinnen und Vorbildern, nach den großen Frauen in der Geschichte wirft eine Reihe von Schwierigkeiten auf.

Schließlich ist die Art und Weise problematisch, wie die Frauen in der Ausstellung dargestellt werden. Es überrascht vielleicht nicht und ist sogar angebracht, daß mythologische Göttinnen durch klitorale und vaginale Bilder symbolisiert werden; schließlich wissen wir wenig über sie. Für andere Frauen jedoch, über deren Leben und Überzeugungen wir weit mehr wissen (weil sie historische und keine mythologischen Figuren sind), ist die Vagina-Bildlichkeit weniger angemessen. Entsetzt war ich, eine »Virginia Woolf« zu sehen, deren Bild mir eine Lesweise ihres Lebens darzustellen schien, die allem widersprach, wofür sie je gestanden hatte. Da sitzt sie, die reliefartig herausgearbeitete Skulptur eines Genitals (ungefähr 10 cm hoch) auf einem blaßgelben Tischläufer aus Gaze mit aufgestickten blauen, wellenförmigen Linien. Wolfs Theorie der Androgynität und ihre Liebe zur Geschlechterambiguität sind dahin, dahin ist die polemische Stimme in der Öffentlichkeit, dahin die komplexen symbolischen Abstraktionen in ihren Werken. Ich empfand diese ausschließliche Konzentration auf Genitalien und die Sentimentalität der Ausschmückung als Betrug — ebenso »Emily Dickinson«, deren Vagina mit weißer Spitze über dem blassesten Rosa garniert ist. Nur wenige unserer gepriesenen Schwestern konnten diesem furchtbaren posthumen Schicksal entkommen. Ethel Smythe erscheint hier als fein gearbeiteter Flügel vor einem Hintergrund grauer Nadelstreifen. Ich fürchte aber, das hängt damit zusammen, daß Chicago sie als Lesbe wahrnimmt.

Es ist für Chicagos biologistische Herangehensweise typisch, daß viele Protagonistinnen dafür gelobt werden, »weibliche Formen« von Kunst und Literatur geschaffen zu haben — eine umstrittene Leistung, denn es muß erst noch festgestellt werden, ob es »weibliche« Kunstformen überhaupt geben kann. Die Behauptung, daß bestimmte Kunstformen an sich weiblich (oder männlich) sind, ist umstritten.

Alle diese Vorbehalte gegenüber »The Dinner Party« sind unter der Fragestellung wichtig, was als feministische Kunst bezeichnet werden kann. Dieser Fall ist deshalb interessant, weil Chicago mit ihrer Ausstellung beansprucht, ein Projekt zu entwickeln, das die Anerkennung der Leistungen von Frauen als

Kunst sichert. In der Art, wie sie diesen Anspruch realisiert, zeigt sich eine spezifische Herangehensweise an feministische Kulturpolitik. Ihr Argument, der etablierte Kunstbetrieb schließe Kunst von Frauen systematisch aus, wurde zunächst dadurch bestätigt, daß die Ausstellung nach der außerordentlich erfolgreichen und populären Tournee durch die Vereinigten Staaten auf Halde gelegt wurde.²

Dennoch bleiben Fragen offen: 1. Es bleibt die Schwierigkeit, unter Feministinnen zu einem Konsens darüber zu kommen, worin »feministische Kunst« besteht. 2. Die Verwendung weiblicher Biographien, Geschichte und Erfahrungen führt nicht notwendig zu einer kohärenten feministischen Lesweise von Chicagos Werk — was sie zu wünschen scheint. In diesem Sinn scheint mir »The Dinner Party« die Warnung Rosalind Cowards zu rechtfertigen, Frauenkunst sei nicht unbedingt feministische Kunst. Feministische Kunst ist nicht dasselbe wie irgendeine Kunst, die Erfahrungen von Frauen hervorhebt. Dennoch können wir feministische Kunst nicht völlig von weiblicher Erfahrung ablösen, und ich würde nicht so weit gehen wie Rosalind Coward, wenn sie schreibt:

»Feminismus kann niemals das Produkt einer Gleichsetzung von Erfahrungen und Interessen von Frauen sein — eine solche Einheit gibt es nicht. Feminismus muß immer der Zusammenschluß von Frauen in einer politischen Bewegung mit bestimmten Zielen sein. Es ist ein Bündnis, das durch *politische Interessen* zusammengehalten wird, nicht durch gemeinsame Erfahrungen.« (1980, 63)

Was auch immer die Probleme eines Feminismus sein mögen, der auf den von Frauen geteilten Erfahrungen basiert, noch größere Probleme entstehen, wenn frau versucht, den Feminismus (als politisches Projekt) vollkommen von den Erfahrungen der Frauen abzutrennen. Das führt zu einer Position, die behauptet, gemeinsame Erfahrung von Frauenunterdrückung spiele keine entscheidende Rolle beim Aufbau einer feministischen Kulturpolitik, was wiederum zum Schluß führen muß, feministische Kunst könnte ebensogut (zum Beispiel) von einem Mann entwickelt werden. Obwohl also die Hervorhebung der Erfahrungen von Frauen oder weibliche Autorenschaft oder die Beschäftigung mit dem weiblichen Körper nicht ausreichen, um aus einem Kunstwerk feministische Kunst zu machen, kann ich andererseits auch nicht sehen, wie der Feminismus Frauen jemals als eine zu vernachlässigende Kategorie betrachten kann. Die Betonung auf Frauen ist zwar keine hinreichende Bedingung dafür, daß ein Kunstwerk feministisch ist, zumindest jedoch ist sie eine *notwendige* Voraussetzung. Anders gesagt: Feministische Kunst kann als eine Kategorie *innerhalb* der Tradition von Frauenkunst betrachtet werden, aber ich sehe nicht, wie sie außerhalb dieser Tradition entwickelt werden kann. Mag die Kunst von Frauen für den Feminismus auch nur indirekt nützlich oder inspirierend sein, so ist es doch nicht möglich, sich eine feministische Kunst vorzustellen, die abgehoben von der gemeinsamen Unterdrückungserfahrung existiert. (...)

Die Mythen über Kunst und Künstler/innen müssen bekämpft werden. Der Status eines Werks als »Kunst« und die Intentionen des »Künstlers« oder der »Künstlerin« produzieren nicht an sich die Bedeutung der Arbeit. Diese Bedeutung wird durch die Art und Weise gesellschaftlich konstituiert, wie die Ar-

beit konsumiert wird. Obwohl ich also den Anspruch der »Dinner Party« in Frage gestellt habe, ein an sich feministisches Werk zu sein, würde ich deshalb nicht leugnen, daß es ein feministisches Ereignis ist. Das liegt aber daran, daß diese Bedeutung kollektiv produziert wurde. (...)

Anmerkungen der Übersetzerin

- 1 Traditionelle Familienserien im britischen Fernsehen und Rundfunk.
- 2 Erst im Frühjahr 1985 war sie in London zu sehen.

Literaturverzeichnis

Coward, Rosalind, 1980: Are Women's Novels Feminist Novels? In: Feminist Review 5
Williams, Raymond, 1981: Culture. London



Michèle Barrett
Das unterstellte Geschlecht — Umriss
eines materialistischen Feminismus
Frauen und Ideologie, Frauenunterdrückung
und kapitalistische Produktionsweise,
Männerherrschaft und Frauenknechtschaft:
In diesem Rahmen erarbeitet M.Barrett
Bausteine für einen marxistischen
Feminismus. »... keine andere
Veröffentlichung aus der englischen
Frauenbewegung wäre geeigneter, die
dortige Diskussion in Deutschland bekannt
zu machen.« (Feministische Studien)
240 S., frz.Br., DM 24,-/Ln. DM 34,-

Veikko Pietilä

Antwort auf eine mißlungene »Polemische Aufforderung zu einer ernsthaften Auseinandersetzung«

Michael Weingartens Aufforderung leidet leider daran, daß sie weder polemisch — sieht man einmal von einer Geschmacklosigkeit wie »horizontales Gewerbe« (68) ab — noch ernsthaft ist. Sie beruht auf »ernsthaften« Mißverständnissen. Diese ergeben sich aus seiner Lesart; er neigt zu sehr dazu, meine Ansichten im Rahmen eines Bewußtseinsparadigmas zu interpretieren, das diesen nicht gerecht wird.

1. W. glaubt, daß ich meine Argumentation nach »genau demselben Strickmuster« aufbaue wie das Projekt Ideologie-Theorie in den »Theorien über Ideologie«: daß ich das Ideologische in den Wissenschaften in der Umregelung derselben durch ideologische Instanzen sehe. Das stimmt so nicht. Ich betrachte z.B. ganz im Gegenteil, die neuzeitliche Physik selbst als eine ideologische Instanz, die sich in gewisser Hinsicht (also nicht in jeder Hinsicht) gegenüber anderen gesellschaftlichen Praxen und der Natur »verselbständigt« hat. Dabei richte ich besonderes Augenmerk auf die »Verselbständigung« gegenüber der Natur, weil dieser Aspekt in den herkömmlichen Betrachtungen über das Ideologische in den Naturwissenschaften allzu oft ignoriert wird. Wie sich diese »Verselbständigung« aus der — letzten Endes ökonomisch bedingten — Umstrukturierung der gesellschaftlichen Praxen als komplexes Ganzes ergibt, habe ich u.a. in meinem Artikel »Wissenschaft als Kampffeld« (1986) zu zeigen versucht.

2. Das Ideologische ist also durch die Art der jeweiligen Beziehungen von gesellschaftlichen Praxen zueinander und zur Natur zu bestimmen. Je mehr diese Praxen zueinander und zur Natur eine vertikale Struktur bilden, wobei sich die oben stehenden Praxen im Verhältnis zu den unteren Praxen und zur Natur »verselbständigen«, desto ideologischer sind die Beziehungen in dieser Struktur (ausführlicher dazu Pietilä 1984a, 160ff.). Wenn ich sage, bei der Untersuchung des Ideologischen in den Wissenschaften gehe es »zunächst nicht so sehr etwa um ihre Inhalte, ihre Denkformen« (ebd., 164), dann meine ich (vgl. ebd., 166ff.; Pietilä 1986), daß die Art der jeweiligen Beziehungen der Menschen zu ihren Praxen und zur Natur auf naturwissenschaftliche Denkformen u. dgl. konstituierend wirkt. Deshalb muß man zuerst diese Beziehungen ins Auge fassen, und erst danach kann man zu den Denkformen, Inhalten u. dgl. der Wissenschaften fortschreiten. W's. Unterstellung, ich würde »das Ideologische in den Wissenschaften« (wenn damit die Bewußtseinsseite gemeint ist) zugunsten der »Beziehungen der Wissenschaften zu anderen Praxen« ignorieren, ist unbegründet.

3. Mein Beharren auf Wissenschaft als Handlungsform stellt meine Betrachtungsweise in einen Gegensatz zu den vom Bewußtseinsdiskurs ausgehenden Auffassungen. Es bleibt aber unverständlich, wie dies z.B. zu der Wahrnehmung führen kann, mir sei entgangen, daß es »völlig konträre Handlungs- und Arbeitstheorien gibt«; und noch unverständlicher ist, warum W., der selbst vom Bewußtseinsdiskurs bei der Explikation des Ideologischen in den Wissenschaften auszugehen scheint, nach der näheren Bestimmung des Gegenbegriffs, also des Handlungsbegriffs ruft.

Dabei steckt hier in meinem Aufsatz tatsächlich ein Problem; das aber scheint W. entgangen zu sein: Ich gehe davon aus, Wissenschaft sei eine Handlungsform, vergleiche aber z.B. die aristotelische und die galileisch-newtonsche Physik nicht als Handlungsformen, sondern als Bewußtseinsformen, also nicht als Produktionsweisen von Theorien, sondern als produzierte Theorien. Dies ergibt sich natürlich daraus, daß uns diese Physiken praktisch nur als produzierte Theorien vorliegen.

4. Es ist W. weiterhin »völlig unverständlich«, wie ich »zu der Behauptung kommen

kann«, in meiner Theorie »sei die Trennung zwischen Ideologischem und Wissenschaftlichem scharf«. Hier hat mich W. nun wirklich nicht verstanden. Noch einmal: ich gehe davon aus, daß das Ideologische primär mit der Art der Beziehungen im obigen Sinne zu tun hat; das Wissenschaftliche hingegen mit der Produktion von Wissen, die in ideologischen oder anti-ideologischen Beziehungen stattfinden kann. Sie haben es also mit unterschiedlichen Dimensionen zu tun, und insofern ist ihre Trennung scharf! Das Wissenschaftliche ist vom Ideologischen logisch unabhängig — das produzierte Wissen kann also z.B. auch, wie u.a. die neuzeitliche Naturwissenschaft zeigt, in ideologischen Beziehungen im gängigen Sinn wissenschaftlich sein. Ich kann mithin zwischen ideologischer und anti-ideologischer Wissenschaft scharf trennen. Aber weil das Ideologische und das Wissenschaftliche *logisch* unabhängig sind, können wir nicht vorweg ableiten, welche Effekte der Kampf gegen ideologische Beziehungen der Wissenschaften auf ihre Denkformen, Inhalte u. dgl. haben wird, obwohl die Art der Beziehungen auf sie einwirkt.

5. W. behauptet, daß ich »als Kampffeld für die Entwicklung einer anti-ideologischen Wissenschaft nur und alleine die Wissenschaftstheorie« bestimme. Wo habe ich so etwas gesagt? Ich will ja nicht leugnen, daß ich einen Aufsatz über »Wissenschaftstheorie als Kampffeld« geschrieben habe, aber darin geht es — leicht nachzulesen — gar nicht um einen Kampf für eine anti-ideologische Wissenschaft. Überdies wirft mir W. vor, daß ich »die handlungs- und arbeits-theoretischen Ansätze in der Wissenschaftstheorie ganz außer acht« lasse. Das stimmt, aber in einem kurzen Artikel muß man eben eine Auswahl treffen.

6. W. scheint mir auch übel zu nehmen, daß ich die Genese der Geldform nicht entwickle, sondern sie »als quasi natürlichen Sachverhalt« akzeptiere. Nun: schon Marx hat dies geleistet, und ich habe die Entwicklung in einem anderen Zusammenhang erörtert (Pietilä 1984b). Da überdies die Genese der Geldform für meine Überlegung nicht erstrangig ist, kann ich legitimerweise so verfahren.

W. scheint allerdings zu meinen, daß der Entwicklung der Wertformen — oder genauer: der allgemeinen Wertform — etwas Wichtiges für das Begreifen naturwissenschaftlicher Denkformen innewohnt. Er sagt ja, daß wir die »Form von Äquivalentgleichungen«, die im analytischen Ausdruck »für die allgemeine Wertform« zum Vorschein kommt, »auch in den Naturwissenschaften, insbesondere in der Physik (Notwendigkeit eines Meßstandards für Raum, Zeit und Masse)« finden. Meint er nun, daß die Notwendigkeit oder überhaupt die Idee eines Meßstandards irgendwie durch die »Form von Äquivalentgleichungen« konstituiert würde bzw. davon ableitbar wäre? Wenn ja, so wäre diese Auffassung nichts anderes als noch eine Variante der zahllosen Denkformentheorien *à la* Sohn-Rethel *et consortes*. Sie wäre auch mit ähnlichen Schwierigkeiten belastet. Würde es stimmen, daß die Idee des Meßstandards schon durch die mit der allgemeinen — also, nach Marx, dem Geld vorangehenden — Wertform gebundene »Form von Äquivalentgleichungen« konstituiert ist, dann fragt sich, warum sich erst »Physiker in der Tradition von Newton« verzweifeln um den Meßstandard bemühen. Man dürfte doch vielmehr erwarten, daß diese Bemühungen spätestens mit dem Auftauchen des Geldes da wären.

7. Meine Idee, daß durch die nutzenmaximierende Praxisform eine Subjektform konstituiert wird, der die Natur als ein von den Subjekten »völlig getrenntes, ihnen subordiniertes und zu ihrer freien Verfügung stehendes Objekt erscheint«, wird von W. offenbar zu den Alltagsplatitüden gerechnet. Er übersieht jedoch, daß diese Subjektform ein Zwischenglied in einer längeren Argumentationskette darstellt, mit dessen Hilfe ich versuche, die Form der neuzeitlichen Physik mit der durch die Entwicklung der Funktionen des Geldes konstituierten nutzenmaximierenden Praxisform zu vermitteln. Diese Argumentationskette mag für W. banal sein; ich meinerseits habe Entsprechendes noch nie vorgefunden.

8. Am Ende seines Aufsatzes behauptet W., mein Arbeitsbegriff leide an einer ökonomistischen Verkürzung. Es bleibt mir völlig unklar, worauf sich eine solche Behauptung gründet.

9. In dem Aufsatz W's. gibt es nur eine wichtige Stelle, wo ich mit ihm einverstanden bin: daß »die Naturwissenschaften kein homogener Block sind — weder als Gesamtdisziplin noch in ihren einzelnen Bereichen«. Also vom abstrakten Räsonnieren zu konkreten Analysen! D.h. aber nicht, daß ich damit einverstanden bin, daß sich das Ideologische in den Wissenschaften ausschließlich im Rahmen dieser Wissenschaften, und sogar durch die Konzentration auf ihre Erkenntnismittel, untersuchen lasse. Dies scheint wieder eine allzu einseitig-abstrakte Auffassung zu sein. Ich kann es schon allein deshalb nicht akzeptieren, weil für mich das Ideologische immer vorrangig mit Beziehungen im oben dargelegten Sinn zu tun hat.

Literaturverzeichnis

- Pietilä, Veikko, 1984a: Ideologie und Wissenschaft: eine theoretische Skizze. In: Die Camera Obscura der Ideologie (AS 70). West-Berlin, 123-182
- ders., 1984b: The Logical, the Historical, and the Forms of Value — Once Again. In: Hänninen, S., u. L. Paldan (Hrsg.), Rethinking Marx (AS 109). West-Berlin, 62-67
- ders., 1986: Wissenschaftstheorie als Kampffeld. In: Das Argument 155, 57-66
- Weingarten, Michael, 1986: Ideologieproduktion in den Naturwissenschaften. Polemische Aufforderung zu einer ernsthaften Auseinandersetzung. In: Das Argument 155, 67-73

LOUIS ALTHUSSER
PHILOSOPHIE
UND
SPONTANE
PHILOSOPHIE
DER
WISSENSCHAFTLER



SCHRIFTEN 4

Louis Althusser Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler

Einer der philosophischen Schlüsseltexte des französischen »Vor-Mal«, der die studentische Wissenschaftskritik entscheidend mitgeprägt hat. Althusser zeigt, daß Wissenschaften und Ideologien keine getrennten Bereiche bilden, daß vielmehr die Wissenschaftlichkeit der wissenschaftlichen Praxis stets Gegenstand eines politischen Kampfes ist. Diese deutsche Erstveröffentlichung eröffnet eine Ausgabe der Schriften Althussters, die theoretisch, politisch und biographisch wichtige Texte langfristig zugänglich machen soll.

Schriften Band 4, 180 S., br., 24,- DM

Etienne Balibar, Gérard Bensussan, Georges Labica und Jean Robelin

Inquisition statt Kritik

Antworten auf Goldschmidt und Lambrecht

Vorbemerkung der Redaktion. — Zum ersten Mal hat Georges Labica, der französische Herausgeber des »Kritischen Wörterbuchs des Marxismus« (KWM), mit einigen Mitarbeitern selbst in die Kontroverse eingegriffen, die unsere Leser im *Argument* verfolgen konnten. In der letzten Nummer der Zeitschrift *Dialektik* unterzogen Werner Goldschmidt und Lars Lambrecht die Gesamtkonzeption des Lexikons und einige Stichwortartikel des ersten Bandes einer ausführlichen Kritik; Labica erwiderte zusammen mit Autoren der inkriminierten Stichwortartikel im selben Heft. Wir veröffentlichen diese Repliken, soweit sie uns im Manuskript vorlagen, ebenfalls im *Argument* und antworten damit zugleich auf Werner Goldschmidts KWM-Kritik in *Argument* 147 (738-741).

Der Text wurde von Karl-Heinz Götze nach dem Manuskript aus dem Französischen übersetzt. Die in *Dialektik* erschienene Fassung enthält eine Reihe von Übersetzungsfehlern, die besonders die Intentionen von Labica zum Teil unverständlich machen, manchmal sogar auf den Kopf stellen. So liest man z.B.: »Die genetische bzw. historische Methode erforderte Eindeutigkeit, wie sie allein der Entwicklung der Kategorien angemessen ist.« (219) Im Manuskript steht: »La méthode généalogique, ou historique, s'imposait d'évidence comme la seule adéquate au procès de formation des catégories«, zu deutsch: »Die genealogische oder historische Methode kam als einzige für uns in Frage, dann es ist klar, daß nur sie dem Prozeß der Begriffsbildung angemessen ist.« Der erneute Abdruck soll auch verhindern, daß die Intervention der französischen Marxisten schon an den Sprachbarrieren hängenbleibt.

Zuvor dokumentieren wir in Auszügen die Kritik von Goldschmidt und Lambrecht. Sie erschien unter dem Titel »Marxistische Enzyklopädie? Vorläufiger Versuch einer Kritik« in *Dialektik* 10, 192-214.

Dokumentation: »Unter aller Kritik« (Goldschmidt/Lambrecht)

Der Artikel beginnt mit der Darstellung von Konzeption und Anspruch des KWM, wie sie in Labicas »Vorrede« und in Haugs »Vorwort zur deutschen Ausgabe« formuliert sind. Er kommt, nach Prüfung verschiedener Stichwortartikel, zu dem Schluß, »daß dieses *Kritische Wörterbuch des Marxismus* den selbstformulierten Ansprüchen nicht genügt«. Die Argumentation ist im folgenden auszugsweise, aber weitgehend wörtlich wiedergegeben. Zuvor sei notiert, daß sich bereits in der Darstellung der »Ansprüche« des KWM durch Goldschmidt/Lambrecht die Gegenstände der Kontroverse unterderhand verschoben haben: Festgehalten wird der Anspruch, den »historisch-logischen Bildungsprozeß« der Kategorien zu rekonstruieren — nirgends erwähnt ist der im Titel fierte Anspruch der »Kritik«; das Konzept eines »Pluralen Marxismus« wird als pragmatischer Pluralismus der Konzeption diskutiert; die Frontstellung gegen die spekulative Form des Philosophischen als Absage an Philosophie und Aufklärung.

Historisch-logische Methode. — Goldschmidt/Lambrecht referieren zustimmend die in der »Vorrede« (mit Bezug auf Engels) formulierte Herangehensweise: »Die Begriffe sind nicht in 'starre Definitionen' einzukapseln, 'sondern in ihrem historischen, resp. logischen Bildungsprozeß' zu entwickeln.« Sie stellen fest, daß diese »knappen (und — zumindest für Marxisten — keineswegs neuen) Reflexionen ... die theoretische Basis für die praktisch-redaktionelle Bearbeitung der aufgenommenen Stichwörter bilden« sollen, daß aber offen bleibt, »was unter einem 'historisch-logischen Bildungsprozeß' von Kategorien zu verstehen ist«. Ebenso offen bleibe »etwa die Frage nach dem Verhältnis beider Momente dieses Prozesses zueinander«. Sie bezweifeln, daß das von Labica den Autoren vorgegebene »doppelte Lektüremuster« — Rekonstruktion der »Genealogie« des Begriffs und der »Problematik«, in der er vorkommt — eine brauchbare »Operationali-

sierung jener methodischen Regel« ist: seine Formulierung bleibe metaphorisch (»Jeder Ausdruck wurde wie ein Angeklagter behandelt ...«), sei deshalb kaum geeignet als praktische Anweisung. Sie weisen darauf hin, daß viele Autoren sich nicht daran gehalten haben. Sie problematisieren kurz den »'logischen' Aspekt des Bildungsprozesses der Kategorien« und kommen dann zum »historischen«. Dieses verweise auf das »vielleicht schwierigste Problem dieses wie jedes anderen Versuchs einer marxistischen Enzyklopädie: die — auch begrifflich-theoretischen — Kontroversen innerhalb der sich auf Marx berufenden Fraktionen bzw. Organisationen der praktischen Arbeiterbewegung wie der theoretischen 'Schulen'. Das wesentliche, von Labica explizit nicht, dafür von Haug um so nachdrücklicher hervorgehobene Schlüsselwort ist in diesem Zusammenhang der Begriff des 'pluralen Marxismus'«.

Pluralismus-Konzeption. — »Haug beruft sich bei der Einführung des Begriffs »Pluraler Marxismus« ohne nähere Erläuterung auf L. Sève (vgl. 8). In der lapidaren Zitierung eines einzelnen Wortes liegt freilich eine Irreführung; denn, wo immer Sève von der faktischen Pluralität des Marxismus in Theorie und Praxis ausgeht, ist sie ihm als solche niemals Programm, sondern lediglich Indiz eines lebendigen Prozesses, dessen Ziel jedoch die Herausbildung einer konkreten und universellen Einheit des Marxismus ist (vgl. L. Sève: *Introduction à la Philosophie Marxiste*. 2^eéd., Paris 1980, 581ff.). Ganz offenkundig scheuten Labica und Haug die theoretische Begründung ihrer Pluralismus-Konzeption — möglicherweise aus Gründen politischer Opportunität, etwa auch, um vermeintliche oder tatsächliche Dogmatiker nicht auszuschließen? Die Annahme, man könne eine theoretisch nicht durchdachte Konzeption durch ein pragmatisches Verfahren bei der pluralistischen Auswahl der Autoren legitimieren, erscheint uns naiv. Die reale Konzeption dieses, wie jedes anderen Wörterbuchs ergibt sich schließlich aus der konkreten Entscheidung, wer — und das heißt doch immer auch, von welcher Position aus — schreibt welches Stichwort; und eine solche Entscheidung ist niemals neutral. Labica versichert uns, dieses Buch sei 'in keiner Weise das einer Denkschule oder Clique' und ebensowenig ein 'Who's Who' des französischen oder internationalen Marxismus. Ob allerdings eine unreflektierte Verbindung, wie sie in dem Wort 'freundschaftliche Komplizenhaftigkeit' der Autoren zum Ausdruck kommt, einen angemessenen Zusammenhang für ein 'kritisches Wörterbuch des Marxismus' mit internationalen Ambitionen stiften kann, muß bezweifelt werden«.

Gewißheit verschaffen sich Goldschmidt/Lambrech durch Prüfung einzelner Stichwortartikel. Sie beschränken sich auf den ersten Band der deutschen Ausgabe (A-B); die Autoren der Artikel werden nicht genannt. Die Stichworte des KWM werden in vier Bereiche aufgliedert, die nacheinander an ausgewählten Artikeln behandelt werden: die »allgemeinste Sphäre« oder das »Gebiet der abstrakten Begriffe und philosophischen Kategorien« (*Absolut/Relativ, Abstrakt/Konkret, Altes/Neues, Allgemeines/Besonderes, Arbeit, Arbeiter, Arbeitskraft, Basis*); der »Bereich der marxistischen Kritik der politischen Ökonomie« (*Akkumulation, Arbeitslosigkeit, Arbeitszeit*); die »Gruppe der mit dem Komplex 'Staat' verknüpften Stichwörter« (*Apparat, Bürokratie, Absterben des Staates*); der »Bereich Klassenstruktur und politische Bewegung« (*Bourgeoisie/Bürgertum, Arbeiterbewegung, Anarchismus, Bakunismus, Austromarxismus, Bucharinismus, Bolschewismus*).

Ende der Philosophie. — Bei den philosophischen Kategorien wird als »erfreuliche Tendenz« hervorgehoben, »die aus der wissenschaftshistorischen Tradition des Marxismus heraus zusammengehörenden Verhältnisbegriffe geschlossen zu behandeln — z.B. Abstrakt/Logisch etc.« und zugleich kritisiert, »daß dieses Prinzip keineswegs einheitlich durchgeführt wurde«, indem etwa Sein/Bewußtsein, Basis/Überbau, Bourgeoisie/Proletariat analytisch getrennt behandelt werden. Den Grund für diese »Uneinheitlichkeit« sehen Goldschmidt/Lambrech in der Ablehnung der Hegelschen Philosophie

und der philosophischen Tradition überhaupt durch viele Autoren. »Notwendig für ein adäquates Verständnis dieser Verhältnisbegriffe ist das angemessene Erfassen und die Kenntnis der Hegelschen Tradition, obwohl sie selbst Gegenstand heftigster Kontroversen innerhalb der marxistischen Entwicklungsgeschichte ist«; aber: »Viele Franzosen haben trotz beachtlicher Ausnahmen traditionell Schwierigkeiten mit der Hegelschen Philosophie bis zur totalen Negation durch Althusser. (...) Der praktische und wissenschaftliche Nutzen dieser Begriffsverhältnisse zerrinnt; die zur Strategie erstarrten Verweise auf die Philosophiegeschichte und Hegelsche Tradition verdammen sie ins historische Skurrilitätenkabinett. (...) Die Aufklärungsfunktion und die Chance, im philosophischen Allgemeinen die breiteste Front der Gemeinsamkeiten zu erzielen, sind vertan.« Der »Gesamteindruck« lasse sich »nicht verwehren, als ob es sich um eine Wiederauflage antiaufklärerischer Positionen und Beteuerungen vom 'Ende der Philosophie' handelt, das man ihr in dieser Form selber praktisch bereitet«.

Im folgenden, wörtlich zitiert, die Kritik an einzelnen Stichwortartikeln; die Auswahl beschränkt sich auf diejenigen, deren Autoren weiter unten erwidern (die einfachen Seitenangaben beziehen sich auf Bd. 1 des KWM):

Apparat. — Zunächst muß der Autor ... einräumen, daß »Marx und Engels nicht von Staatsapparat, sondern von Staatsmaschine« sprechen, bei Lenin sei dagegen der Ausdruck »Apparat« geläufig. Ohne weiteres wird daraus die überraschende Schlußfolgerung gezogen: »Der Ausdruck 'Staatsapparat' ist also erst vom Marxismus der II. Internationale eingeführt worden« — Lenin als theoretischer Repräsentant der Zweiten Internationale! Das ist das wichtigste Resultat des »genealogischen« Abschnitts.

Im *Kapital* gebe Marx dem »Ausdruck Maschine« eine »ausgedehnte Tragweite«, die über den »eigentlichen (technologischen) Wortsinn« hinausreiche und »auch die politische Dimension« mit umfasse. Marx komme zu dem Schluß, daß sich im Maschinensystem das Verhältnis des Arbeiters zu seinem Werkzeug umkehre. Und dann wörtlich: »Der mechanische Automat wird dadurch zum Subjekt: Die Maschinerie ist nicht nur ein Automat, sondern auch ein Autokrat.« (73) Die deutschen Übersetzer haben dieser Stelle den Nachweis »(KI, MEW 23, 446f.)« hinzugefügt. Dort ist aber nicht von der Autokratie der Maschinerie oder des Automaten die Rede, sondern von der Autokratie des Kapitals, das sich einen disziplinierenden Fabrikkodex ersann, um die Arbeiter unter den Rhythmus des Maschinensystems zu zwingen, eine »kapitalistische Karikatur der gesellschaftlichen Regelung des Arbeitsprozesses, welche nötig wird mit der Kooperation auf großer Stufenleiter und der Anwendung gemeinsamer Arbeitsmittel, namentlich der Maschinerie« (MEW 23/447; vgl. auch 25/397ff.). Die Maschine ist und bleibt ein Ding, ein Produktionsmittel; in der Hand des Kapitals wird sie zugleich zum Ausbeutungs- und Disziplinierungsmittel für die Arbeiter, soweit Marx. Sie ist also an sich weder »Subjekt« noch gar — wie es im Text des KWM gleich weiter heißt — »ein gesellschaftliches Verhältnis«: »Die Maschinen sind ebensowenig eine ökonomische Kategorie wie der Ochse, der den Pflug zieht, sie sind nur eine Produktivkraft. Die moderne Fabrik, die auf der Anwendung von Maschinen beruht, ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis, eine ökonomische Kategorie.« (MEW 4/149; vgl. auch 27/456) In dem Bestreben, eine allgemeine herrschaftssoziologische Theorie des »Apparates« zu formulieren, ist der Autor dieses Artikels gezwungen, Marx auf den Kopf zu stellen. In seiner kritischen Auseinandersetzung mit der bürgerlichen und kleinbürgerlichen politischen Ökonomie hat Marx gegen die Verdinglichung von gesellschaftlichen Verhältnissen gekämpft — der »kritische Marxist« von heute versucht nun, seinerseits ein Ding in gesellschaftliche Verhältnisse umzudeuten.

Bürokratie. — Ein Abschnitt ist dem Thema »Lenin und die Bürokratisierung des sowjetischen Regimes«, ein weiterer der Frage »Ist die Bürokratie eine herrschende Klasse?« gewidmet. Die zuletzt genannte Frage wird vom Autor offenbar als zentrale Problematik des Bürokratiebegriffs angesehen. Dabei bezieht er sie fast ausschließlich auf die Verhältnisse in den sozialistischen Ländern. Er geht von der Durchsetzung der »Bürokratisierung des sowjetischen Regimes seit 1919« (201) als unumstrittener Tatsache aus. Gleichzeitig lehnt er die auf Trotzki zurückgeführte These von der Homogenität der Bürokratie als herrschender Klasse ab und gibt zu bedenken, ob »hier nicht, wie in der Bürokratie der westlichen Staaten, eine Unterscheidung zwischen

den tatsächlichen Führungs- und Leitungsaufgaben und den bloß ausführenden Aufgaben« zu machen sei, »die aus einem Teil der Bürokratie eine Art von Klientel der herrschenden Klasse macht?« (203) Die Frage läßt sich mit dem Material des vorliegenden Artikels schon deshalb nicht beantworten, weil die angedeuteten Unterschiede in der Bürokratie der westlichen Staaten überhaupt nicht behandelt werden.

Wir bestreiten nicht die Bedeutung des Bürokratieproblems für die sozialistischen Staaten; wir bezweifeln aber, ob dieses für Marxisten in Frankreich oder in der Bundesrepublik die vorrangige Problematik unter dem Stichwort »Bürokratie« darstellt.

Absterben des Staates. — ... eine der fundamentalen Fragen des Marxismus: Welches ist die spezifische Organisationsform des zukünftigen kommunistischen Gemeinwesens? Der Autor dieses Stichworts bemerkt richtig, daß die marxistische Formel vom »Absterben des Staates« eine doppelte Stoßrichtung besitzt, und zwar gegen den (lassalleanischen) Staatssozialismus einerseits und gegen den (bakunistischen) Anarchismus andererseits. (...) Der Autor verweist mit Recht auch auf die gemeinsame Quelle der marxistischen und der anarchistischen Konzeption einer staatsfreien Gesellschaft im Saint-Simonismus und auf dessen Nähe zum Ideal des ökonomischen Liberalismus.

Bei der Darstellung des Prozesses der Differenzierung dieser unterschiedlichen Positionen stößt er jedoch auf vielfältige »wissenschaftliche«, »philosophische« und »politische« »Schwierigkeiten« (vgl. 29), wobei es ihm allerdings kaum zu zeigen gelingt, daß diese in der Sache selbst und nicht etwa im subjektiven (Un-)Vermögen des Verfassers begründet sind. Den Abschluß dieses Artikels bilden einige Hinweise auf »erbitterte Diskussionen« (29) in der Sowjetunion. Die Position Paschukanis' (»Absterben des Rechts«) wird derjenigen Reinsners und Wyszinskis (»Sozialistisches Recht«) gegenübergestellt. Hier, wie an anderer Stelle des Wörterbuchs, erscheint es mehr als fragwürdig, wenn als letztes Wort der Gesamtproblematik eine Formulierung Stalins aus dem Jahre 1939 (der Staat »wird erhalten bleiben, wenn die kapitalistische Umkreisung nicht beseitigt, wenn die Gefahr kriegerischer Überfälle von außen nicht überwunden wird ...«) und eine Kritik Mao Zedongs hieran zitiert werden. Damit bleibt die richtige, wenngleich noch abstrakte Ausgangsfrage des Autors, ob das »Absterben« sich als spontanes Resultat einer bloß ökonomischen Praxis ergibt, oder inwiefern es dazu bewußter (politischer?) Maßnahmen bedarf (vgl. 29), schließlich ebenso unbeantwortet wie die Frage nach dem Begriff des Politischen im Kommunismus gar nicht erst auftaucht.

Bakunismus. — Obwohl ... das wichtige »Problem« der »gesamten Theorie des revolutionären Übergangs« (140f.) im Mittelpunkt stehen sollte, muß der Autor einräumen, daß »die zentralen Formulierungen Bakunins ... als solche oft wenig originell sind« (141), daß sie sich »in der Praxis als nur wenig nützlich« und als kein Ausweg aus der »Krise der 'Parteiform' und ganz allgemein der Arbeiterbewegung« (144) erweisen. Hervorgehoben wird jedoch, daß Bakunins antimarxistische Polemiken »eine der Quellen der modernen 'Organisationssoziologie' und der 'Gruppendynamik' als theoretische Alternative zum historischen Materialismus ... (und) ebenso (eine) direkte Inspirationsquelle« für M. Weber, Sorel und Michels darstellen (142). Indem der Autor so das eigene Anliegen einer offenen Diskussion einer historisch-materialistischen Politiktheorie ad absurdum geführt hat, erschöpft sich dieser Artikel in der Anklage gegen den Sozialismus als »Abweichung der proletarischen Politik in Richtung auf eine 'Diktatur' von Berufsrevolutionären ..., deren Selbstverewigung sich dann hinter der Autorität der 'wissenschaftlichen Theorie' versteckt« (143).

Vorläufiges Vorab-Urteil. — Goldschmidt/Lambrecht bemerken zum Schluß: »... unsere Einschätzung (bleibt) insofern vorläufig, als wir die wesentlich erweiterte zweite Auflage des DCM — die noch nicht erschienen ist — nicht zur Hand haben. Es erscheint uns aber wenig wahrscheinlich, daß der Charakter des Werkes in der zweiten Auflage so wesentlich verändert werden könnte, daß unser Urteil über diesen 'Stützpunkt' für die deutsche Ausgabe entscheidend revidiert werden müßte.«

T.L.

Georges Labica und Gérard Bensussan: Eine Gesinnungsprüfung

»Wir halten die Lehre von Marx keineswegs für etwas Abgeschlossenes und Unveränderliches: Im Gegenteil, wir sind überzeugt, daß sie lediglich die Eckpfeiler der Wissenschaft gesetzt hat, welche Sozialisten in alle Richtungen hin weiterentwickeln müssen, wenn sie nicht hinter dem tatsächlichen Leben hinterherhinken wollen.« *Lenin*

Autoren können sich eigentlich nur beglückwünschen zum Interesse, das ihr Werk gefunden hat, wenn sich darauf der Blick von außen richtet und es im besten Falle sogar Anlaß einer Debatte wird. Mit dieser Haltung haben wir die Studie von Goldschmidt und Lambrecht begrüßt. Der Umfang ihrer Intervention erschien uns zunächst als Zeichen ihres Interesses, und dieses hat verständlicherweise das unsere auf sich gezogen. Die aufmerksame Lektüre erfüllte freilich unsere Hoffnungen nicht. Rundheraus gesagt: wir haben nur absichtsvolle Unterstellungen bar jeden Fundaments gefunden, obwohl wir doch aufgrund unserer theoretischen Gemeinsamkeiten von *Dialektik* eine zugleich kritische und herzliche Zusammenarbeit erwarten durften.

Zunächst der Ton: er erscheint uns kaum akzeptabel. Nicht wegen seiner Heftigkeit, die in einer Grundsatzdiskussion bisweilen wünschbar ist, sondern wegen dem, was sich darin ausdrückt, und der dadurch hergestellten Diskrepanz zwischen hochgeschraubten Ansprüchen und Hohlheit der Argumentation. Der Ton schon läßt spüren, daß es weniger darum ging, ein Werk zu rezensieren, d.h., eine Kritik zu entwickeln, als autoritär ein Urteil zu fällen über die ideologische Grundkonstruktion, die diesem Werk unterstellt wird. In den Augen unserer Zensoren (ganz recht!) hat sich das KWM doppelt veründigt: einerseits durch die theoretisch-politische Logik, die ihm innewohne und die es als Schuld einzugestehen habe, andererseits durch den schrankenlosen Empirismus, die Prinzipienlosigkeit, die seinen naiven Dilettantismus zeige. Unter gediegener Handwerkelei komme der unerbittlichste Krypto-Revisionismus zum Vorschein. Diese doppelte Denunziation setzt auf den kumulativen Effekt, ohne sich je mit strenger Argumentationslogik zu belasten, da sie die Polemik der Analyse vorzieht (gelinde gesagt) und somit dem KWM eine geheime Perversität unterstellt, so verborgen, daß sie uns, den Autoren, ganz entgangen ist.

Von daher rührt auf der einen Seite die höchstrichterliche Zurückweisung des »kritischen« Marxismus (die Anführungszeichen sind von Goldschmidt/Lambrecht, für die sich beide Wörter vertragen wie Feuer und Wasser) oder des »Pluralen Marxismus«. Auch wenn wir unsererseits nicht die Notwendigkeit gesehen haben, diesen letzten Begriff vorzuschlagen oder gar zu »begründen«, haben wir ihn selbstverständlich ständig praktiziert nach der breiten Devise des Vorworts, »ins marxistische Feld alle die einzuschreiben, die sich darauf berufen haben«. Wir warten immer noch darauf, daß man diesem Prinzip einen anderen praktikablen Weg entgegenstellt, und der nicht zurückfällt in das Lehrbuch-Schema mit seiner willkürlichen Trennung der Spreu (Nicht-Marxismus) vom Weizen (Marxismus), von der Goldschmidt/Lambrecht besessen sind. Dies führt sie nolens volens zu einem Vor-Urteil — über ein Wörterbuch von tausend Seiten, aufgrund einiger ausgewählter Stichworte allein aus dem ersten Band der deutschen Ausgabe. Das verrät recht amüsant das »Vorläufige«, das sie im Titel ihrem »Versuch einer Kritik« beistellen: eine Verneinung im Freudschen Sinne, da das Fallbeil, das in jeder Zeile fällt, immer schon definitiv ist und weder die anderen sechs Bände der deutschen Ausgabe, noch die zweite, vollständig überarbeitete, im Erscheinen begriffene französische Ausgabe etwas daran ändern können — wie man uns abschließend warnt. Zudem sind Goldschmidt/Lambrecht offenbar entschlossen, dem pluralistischen Pragmatismus des KWM, den sie verurteilen, das Geständnis seiner tatsächlichen Wahrheit in Abwe-

senheit zu entlocken. Mit einer Konzeption von der Entstehung des Marxismus, die dem magischen Dreieck oder der heiligen Dreifaltigkeit stärker verpflichtet ist als dem Materialismus, rufen sie diejenigen Artikel auf, die in ihren Augen die redseligsten, die besten Belastungszeugen sein müssen: die Vertreter der »Philosophie«, der »Politischen Ökonomie« und des »Sozialismus«, ohne sich über diese Trennung Fragen zu stellen. Goldschmidt/Lambrecht sind sich der Legitimität ihrer Prozedur so sicher, so wenig bekümmert um ihre Effektivität, daß sie völlig an ihrem Ziel vorbeischießen. Sie haben sich gar nicht die Mühe gemacht, in den unmittelbar politischen, praktischen, konkreten Stichworten nachzusehen (u.a. *Bauernschaft, Castrismus, Wettbewerb, Frauen, Streik, Inflation, Bürgerliche Ehe, Zionismus, Gewalt, Moral, Schule, Immigration*), und dabei werfen sie uns ständig vor, die praktisch-politische Verwendbarkeit des KWM mißachtet zu haben. Eine entschuld bare Nachlässigkeit, die passieren kann, wenn jemand den Ton des Staatsanwalts annimmt, oder die Absicht, alles aus der Akte verschwinden zu lassen, was den Angeklagten entlasten könnte?

Es geht im Grunde darum, wie Marx und der Marxismus behandelt werden; Marx, der für uns ein Wissenschaftler war, und der Marxismus, der eine ungleichmäßig entwickelte Theorie ist, durchzogen von theoretischen und politischen Aporien, reich, bewegt und lebendig. Dieser Konzeption des Marxismus, zerlegt in seine konstitutiven Bestandteile und problematisch, stellen Goldschmidt/Lambrecht den Marxismus als doktrinaire, normative, exklusive und legitimierende Instanz gegenüber, die vor allem dazu dient, Thesen zurückzuweisen, Positionen für ungültig zu erklären und deren Anhänger auszugrenzen, allein kraft ihrer selbst proklamierten Wahrheit. Dieser Korpus, von dem man nie erfährt, was er wirklich ist, woher er kommt und wie er sich als solcher institutionalisiert hat (man kann es sich natürlich denken!), beruht auf einer bestimmten Anzahl von Axiomen über 1. das Werk von Marx (abgeschlossen, beendet), 2. den etablierten Marxismus (als Produzent von diskriminierenden Kriterien, von Gesetzen) und 3. die kommunistische Bewegung (als Verwaltung dieser in der und durch die Geschichte sanktionierten Gesetze). Dafür kennzeichnend ist, daß systematisch der Anfang der Artikel als zu global und der Schluß als zu offen kritisiert wird. Stets scheint mehr Enge, stricto sensu, erwünscht: bei der Einführung in die jeweilige Problematik, deren Feld das »marxistisch« Notwendige überschreite, um sich im Überflüssigen, »Nicht-Marxistischen« zu verlieren, und in der Frageform der Antwortversuche; wobei dann »der« Marxismus die rechtmäßigen Aussagen hervorbringen soll. Daher der allgemeine Stil dieses Textes, der durch unkontrolliertes Behaupten und hyperbolisches Verweigern zur Schließung der Mäuler und zum Verstummen der Fragen aufruft.

Die »orthodoxistische« Ausrichtung, auf die Goldschmidt/Lambrecht stillschweigend abzielen, hat ihre Adelsbriefe, ihre Verteidiger und ihre Beispiele (vgl. einige der im Vorwort zum KWM erwähnten Lehrbücher). Wenn sie auch ins Auge fällt, so wird sie doch nicht ganz eingestanden. Mit schrittweisen Reduktionen sucht sie das KWM politisch zu inkriminieren und seine wahre, hinter dem »Liberalismus« seiner Konzeption und Ausführung versteckte Natur zu enthüllen. Das Theoretische wird so auf das Ideologische zurückgeführt (was die trinitarische Formel der Vorgehensweise anzeigt), das Ideologische auf das Politische (was die Ablehnung der jeweils am Schluß aufgeworfenen Fragen zeigt) und, schlimmer, das Politische auf ein triviales Instrument. Das KWM beschreibt zwangsläufig eine Perspektive, eine politische Linie, wenn man so will. Aber das war nie der Ausgangspunkt unseres Unternehmens: keinerlei doktrinaire Kohäsion am Anfang, relative theoretische Kohärenz am Ende. Die so erlangte Stringenz berührt bekanntlich die Frage nach dem Status des Marxismus als Wissen und als Wiederaufnahme, als Wirkammachen dieses Wissens. Zweifellos hat das auch einige politische Implikationen, aber die theoretische Gesamtlinie kann nicht einfach auf diese reduziert werden. Man hätte sich jedenfalls gewünscht, daß diese Artikulation diskutiert wird — und nicht

das, was das KWM nicht sein konnte, nämlich ein Organisationszentrum, und auch nicht das, was es nicht entwickeln konnte, nämlich eine politische Strategie, die sogar gewerkschaftliche Taktiken oder Anweisungen für den Kampf ersetzt. Jeder soll, wenn er dies für möglich hält, aus dem KWM seinen Nutzen ziehen, da wo er steht und für seinen Kampf; aber er muß wissen, was er darin suchen und vielleicht finden kann. Dieser Gebrauch des KWM soll dem theoretischen und historischen Gedächtnis aufhelfen; es hat keinen Sinn, es daran zu messen, ob es eine parteipolitische Linie definieren und Mittel der Aktion angeben kann!

Was Goldschmidt/Lambrecht »Aktualität«, »aktuell« etc. nennen, sollte übrigens hinterfragt und sehr mißtrauisch betrachtet werden, weil das sehr relative Begriffe sind, die ganz unterschiedlich verwendet werden. Das Stichwort *Arbeitslosigkeit* wird z.B. im Hinblick auf die französische und westdeutsche Situation als nicht hinreichend »aktuell« beurteilt. Das *Absterben des Staates* ist hingegen — leider, seufzen Goldschmidt/Lambrecht (aber an wem liegt das, möchte man fragen) — ein nicht-aktuelles Problem. Die »Bürokratie« in den Ostblockstaaten? Natürlich nicht aktuell und nicht opportun! Die Kritik der Parteiform? »Thema verfehlt«, schreiben Goldschmidt/Lambrecht empört mit Rotstift an den Rand, ebenso wie bei den Fragen, die sich auf die »historische Rolle der Arbeiterklasse«, die Möglichkeit einer Revolution im Westen, die Gültigkeit des Bolschewismus beziehen, usw. Das »Aktuelle« wird hier unmittelbar von einem Ort der Wahrheitsverkündung definiert, außerhalb der real-historischen Zeit. Darin liegt, scheint uns, eine extreme Gefahr für das Überleben des Marxismus als »eingreifendes Denken«, deren sich Goldschmidt/Lambrecht ganz offensichtlich gar nicht bewußt sind.

Stil und Inhalt des »Versuchs einer Kritik« scheinen uns nachträglich (und wenn es dessen noch bedurf hätte) die theoretische und politische Notwendigkeit des kollektiven Unternehmens zu bestätigen, das mit der ersten Ausgabe des KWM begonnen und mit den Ergänzungen und Modifikationen der zweiten fortgesetzt wurde — auch um den Preis von Mängeln oder quasi unvermeidlichen Ungleichmäßigkeiten. Die Gefahr liegt im Stehenbleiben: Es geht darum, im Marxismus das wieder zu aktivieren, was ihn lebendig macht, seine unauflösbar kritische, revolutionäre und wissenschaftliche Funktion, wenn man nicht will, daß er weiter mumifiziert wird und sich wie Staub in alle Winde zerstreut.

Georges Labica: Zur Vorrede

Da ich in dieser langen Schmähschrift als einziger die Ehre hatte, genannt zu werden, während meine Mitarbeiter unerwähnt bleiben, auch wenn sie angegriffen werden, werde ich hier nun allgemein-ergänzend einiges als Herausgeber sagen, dies aber wohlgernekt in Übereinstimmung mit dem Autorenkollektiv. Ich beschränke mich auf Grundsatzzfragen, die in meinem Vorwort klar expliziert sind, aber von Goldschmidt/Lambrecht ziemlich entstellt werden.

a) In der Frage, welcher Art die Definitionen sein sollen, die ein »Kritisches Wörterbuch des Marxismus« hervorbringen muß, um seinem Gegenstand gerecht zu werden, sehe ich keinerlei Einwände. Woher also die Reserviertheit? Liegt sie nicht daran, daß Goldschmidt/Lambrecht sich weigern, das entschieden *Neue* in unserer Vorgehensweise, verglichen mit den zahlreichen Werken dieses Genres, überhaupt zur Kenntnis zu nehmen? Eines Vorgehens, das in der Linie von Engels und Lenin den Geist des Marxismus respektieren will, nämlich den der *Kritik* — ein Wort, das nicht zufällig im Titel unseres Buches steht, bezeichnet es doch die Haltung, zu der Marx sich sein Leben lang ausdrücklich bekannte, und von der sein gesamtes Werk geprägt ist. Der Gegensatz zur Kritik — die nichts mit Pluralismus zu tun hat — ist aber notwendigerweise, wie Kant bereits wußte, der Dogmatismus.

b) Die genealogische oder historische Methode kam als einzige für uns in Frage, denn es ist evident, daß nur sie dem Prozeß der Begriffsbildung angemessen ist. Klar ist auch, daß sie nicht erschöpfend sein konnte. Der durch sie eingeführte Aspekt der jeweiligen (theoretischen oder politischen) »Problematik« des Begriffs, der in den Stichwortartikeln manchmal in Form von »Bemerkungen« auftauchte, variierte zwangsläufig mit dem jeweiligen Gegenstand. Man behandelt *Organische Zusammensetzung* oder *Barrikaden* nicht wie *Bourgeoisie* oder *Frauen*. Darin liegt nichts »Metaphorisches« oder gar Unbegründetes.

c) Was ich bei der Wahl der Mitarbeiter das Prinzip »freundschaftlicher Übereinstimmungen« (*complicités amicales*) genannt habe, war ausdrücklich die Ablehnung eines Who's Who, einer Kirche oder einer Schule. Es bestreiten kann nichts anderes bedeuten, als nach den Pfaffen, den Autoritäten oder den approbierten Wächtern der reinen Lehre zu rufen. Wer will heute eine solche Position beanspruchen? Außerdem sind alle Mitarbeiter ohne Ausnahme nicht nur Spezialisten in diesem oder jenem Bereich, sondern ausgewiesene Marxisten und auch, durch die Differenzen der Generationen und des politischen Engagements hindurch, Aktivisten, die Erfahrungen in praktischen politischen Auseinandersetzungen gewonnen haben.

d) Wenn die Begriffspaare, die ja für die dialektische Herangehensweise in der Tat typisch sind, wegen ihrer Bedeutung rein aus Platzgründen getrennt wurden, so ist dies jeweils kenntlich gemacht. Es beleidigt geradezu den Leser, zu unterstellen, daß er z.B. den Artikel *Basis* liest, ohne den Artikel *Überbau* zur Kenntnis zu nehmen. (Nota bene: Das Stichwort *Gesellschaftliches Sein/Bewußtsein*, bearbeitet von G. Bensussan, dessen Fehlen beklagt wird, gibt es sehr wohl!) Tatsächlich scheinen sich unsere »Kritiker« gar nicht um die »Querverweise« zu kümmern, die doch bei dieser Art von Werken entscheidend wichtig sind. Ebenso wenig haben unsere »Bibliographien«, die gewiß immer unvollständig und zugegebenermaßen zu sehr auf die französische Literatur orientiert sind, ihre Aufmerksamkeit gefunden. Das eine wie das andere gibt dem Leser noch einmal explizit die Möglichkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden, und das betrifft auch die nicht im engen Sinne marxistischen Literaturhinweise, die nach unserer Überzeugung für ein richtiges Verständnis der jeweiligen Problematik notwendig sind. Der Marxismus ist schließlich kein Goldfischglas (in Frankreich heißen sie »poissons rouges« [Rotfische; d. Übers.]) und keine Aufstellung der »Sieger«.

e) Schließlich: Das KWM, das schon Gegenstand von gut hundert Analysen, Kritiken und Besprechungen war — von den Elogen eines Lucien Sève (»eine bemerkenswerte Bereicherung der verfügbaren Hilfsmittel für das ernsthafte Studium des Marxismus«, *Le Monde* vom 25.11.1982) bis zur Empörung eines Maximilien Rubel (»ein apologetisches ABC des Bolschewismus«, *Tel* vom 17. 2. 1983) — hat nirgends so viele Invektiven gezeitigt wie bei Goldschmidt/Lambrecht (»Irreführung«, »Verworrenheit«, »fundamentale Fehlleistung«, »unter aller Kritik«, »erschwerende Umstände«, »Skandal«, »Unvermögen« u. dgl. mehr). Die zweite Auflage wird zeigen, daß wir unser Versprechen gehalten und auf die Beiträge der Kritiken allergrößten Wert gelegt haben. Aber was sollen wir mit der von *Dialektik* anfangen? Die Leser werden selbst urteilen.

Wir haben die Studie von Goldschmidt/Lambrecht allen Mitarbeitern zukommen lassen, deren Artikel in Frage gestellt wurden. Die meisten wollten antworten. Ihre Repliken drucken wir hier, unter ihrem Namen, vollständig ab. Wie man sehen wird, stimmen wir (leider!) in unseren Einschätzungen überein, ohne daß wir uns irgendwie abgestimmt hätten.

Etienne Balibar: Zu *Apparat, Absterben des Staates und Bakunismus*

Apparat. — 1. Es ist nicht abwegig, in Lenin einen Theoretiker der Zweiten Internationale zu sehen, in der er sich gebildet und an der er am meisten mitgearbeitet hat. Abwegig wäre nämlich, aus ihm einen Theoretiker der Dritten zu machen, d.h., einen »Leninisten«! Es fehlt hier aber in der Tat an genauen Verweisen auf die Beiträge *anderer* Theoretiker der II. Internationale, trotz einer kurzen Andeutung zum Einfluß der positivistischen Rechts- und Sozialwissenschaft auf den Marxismus oder zur Diskussion Lenin-Luxemburg (aber nichts über Kautsky, Adler, Bogdanov, Cunow usw.).

2. Die Marx-Zitate über den Automaten als »Subjekt« (was *nicht* das gleiche ist wie »gesellschaftliches Verhältnis«) und als »Autokrat« finden sich im *Kapital* (MEW 23, 442). Das eigentliche Problem ist hier, wie mit den Feststellungen von Ure umzugehen ist. Die Ausführungen von Marx in diesem Kapitel zielen darauf ab, daß im Verhältnis zur Arbeitskraft die Maschinen und die kapitalistische Teilung der Arbeit ein Ganzes bilden (das ist der Gedanke der »reellen Subsumtion«). Sind sie mehrdeutig? Möglicherweise ja, denn die Frage, ob es spezifisch kapitalistische Technologien gibt, beantwortet Marx nicht. Mir scheint, daß der Taylorismus eine ganz klare Antwort geliefert hat. Man kommt also nicht mehr um die *politische* Frage herum, die Marx gestellt hat: was heißt, den Arbeitsplatz »revolutionieren«? Ausgeschlossen ist jedenfalls die gute alte ökonomistisch-technizistische These der KPen, die unsere ehrenwerten Korrespondenten wiederaufnehmen: Unterscheidung zwischen den »Subjekten« und den »Objekten«; Reduzierung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf eine Form; soziale Neutralität der Techniken. Das Zitat aus dem *Elend der Philosophie* kann dem nicht entgegengehalten werden. Man muß es in seinem polemischen Kontext betrachten (MEW 4, 148f.): Es richtet sich gegen Proudhon, für den es eben eine »gute Seite« und eine »schlechte Seite«, einen guten und einen schlechten Gebrauch der Maschinen gibt. Marx zeigt dagegen, daß die Maschinen außerhalb der Arbeitsteilung, d.h., der *Fabrik*, nichts Historisches sind (nur eine »Produktivkraft«). Aber er geht dabei etwas zu mechanistisch vor (das *Kapital* ist dann deutlich dialektischer). In der gleichen Schrift erklärt er, daß die Wassermühle den Feudalismus hervorbringt und die Dampfmaschine den Kapitalismus ...

3. Was die Möglichkeit betrifft, eine »allgemeine Soziologie des Apparats« (oder der Herrschaft) zu entwickeln: da hat die Kritik nichts begriffen. Gerade das wird in meinem Artikel abgelehnt (vgl. auch zu einem angrenzenden Thema den Artikel *Macht*). Gerade deswegen fragt der Artikel nach dem Grund für die erweiterten oder übertragenen Bedeutungen von »Apparat« — ein Ausdruck, der ja keine begriffliche Kategorie ist, sondern eine deskriptive Metapher. Zweifellos hängt dies damit zusammen, daß die Analyse des Staates oder der Partei als *gesellschaftliche Verhältnisse* nie auf die gleiche wissenschaftliche Basis gestellt werden konnte wie die der Produktionsverhältnisse. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß der Schluß *offen* bleibt, denn ich kenne keine »marxistische Lösung« (die erst recht nicht von den organisatorischen Rezepten der »Arbeiterbewegung« geliefert wird). In einem anderen Sinne gibt es freilich eher einen *Abschluß*: ein Kreislauf ist vollendet, die kritische Kraft des Ausdrucks Apparat ist erschöpft. Im Artikel *Diktatur des Proletariats* behandle ich das gleiche Thema.

Absterben des Staates. — 1. Dies ist ausdrücklich ein Parallelartikel zu *Diktatur des Proletariats*. Es hat keinen Sinn, ihn allein zu diskutieren (von anderen, wie *Bürokratie, Kommunismus* usw., ganz zu schweigen).

2. Sind die Formulierungen von Paschukanis, Stalin, Mao das letzte Wort in dieser Sache? Nach meiner Auffassung ja, was das marxistische Feld betrifft, d.h. als Versuche, die Sache *von den Klassikern her* zu diskutieren oder zu begründen. Ich selbst sehe dagegen zwei Fehler in meiner Darstellung: Sie hätte viel ausführlicher auf die chinesische Kulturrevolution eingehen müssen. Und sie hätte offen die Frage stellen sollen:

Kann der Marxismus, der auf diesem Gebiet ein reiner *Soziologismus* ist, eine befriedigende Theorie des Rechts entwickeln? Ich zweifle daran, weil das Recht andere Grundlagen hat als der Klassenkampf. Aber das führt aus dem Marxismus heraus.

3. *Selbstverständlich* bleibt die Frage [von Lambrecht/Goldschmidt; Anm.d.Übers.] nach dem »Begriff des Politischen im Kommunismus« und erst recht die nach der »spezifischen Organisationsform des zukünftigen kommunistischen Gemeinwesens« unbeantwortet. Das ist kein »subjektives Unvermögen«, das ist ein Tatbestand. Oder man zeige uns die »Antwort«.

Bakunismus. — 1. Unsere Kritiker wundern sich, daß ich die Linie, die als »Alternative zum Marxismus« vom Anarchismus bis zur Organisationssoziologie führt, als Argument bringe. Sie haben nicht gemerkt, daß es mir genau darum ging, die *bürgerliche* Verwendung des Bakunismus deutlich zu machen, und nicht darum, mich gegen den Marxismus auf die Soziologie zu berufen. Das Problem Nr. 1, um das sich der ganze Artikel dreht, und das sie mit keinem Wort erwähnen, ist hingegen folgendes: Warum steht Marx Bakunin *theoretisch* so wehrlos gegenüber, wo doch der politisch zweideutige Charakter des Bakunismus in der Praxis so offensichtlich ist? Welche Schwächen oder Widersprüche seiner Staatstheorie treten hier zutage? (Parallelen würde man finden in seiner Position gegenüber Lassalle; vgl. den Artikel *Lassalleanismus*.)

2. Unsere Kritiker entrüsten sich, daß ich mich in Polemiken gegen die Diktatur des Proletariats »erschöpfen« würde, die als »Diktatur von Berufsrevolutionären« präsentiert wird. Das ist der Höhepunkt der Infamie (*mauvaise foi*): Sie haben den Artikel *Diktatur des Proletariats* nicht gelesen — der ganze Schluß des Artikels *Bakunismus* zeigt gerade die *Unbrauchbarkeit* der anarchistischen Thesen, um die wirklichen Probleme der revolutionären Partei richtig zu stellen. Denn die anarchistische »Lösung« der Widersprüche ist: tabula rasa. Aber die Widersprüche existieren! Mein unverzeihliches Verbrechen ist zweifellos das, einmal mehr gezeigt zu haben, daß der bürgerliche Etatismus in der Arbeiterbewegung und im Kommunismus selbst am Werke ist ...

Jean Robelin: Zu *Bürokratie*

Ich habe nicht die Absicht, der Kritik an meinem Artikel größere Bedeutung beizumessen, als deren Autoren dem Wörterbuch selbst zugestehen. Vor allem werfen sie mir vor, abstrakt zu sein. Weil der Artikel die Formen der Bürokratie im kapitalistischen Staat nicht untersucht, gehe er an der praktisch wichtigsten Frage vorbei. Es sei noch einmal betont, daß ein solcher Artikel keine allgemeine marxistische Analyse des bürokratischen Phänomens sein kann, sondern nur eine Untersuchung der marxistischen Konzeptualisierungen der Bürokratie. In dieser Perspektive habe ich eine Kritik der Abstraktion versucht, die mir meine eiligen Kritiker generös zuschreiben: Ich habe nämlich auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Existenz einer staatlichen Bürokratie an die einer Bürokratie des Kapitals zu knüpfen, und habe gezeigt, daß die Staatsbürokratie als Teilung der Arbeit im Staatsapparat, als allgemeines Trennen und Separieren der geistigen Arbeit in der Leitung der Gesellschaft, die Arbeitsteilung in der Fabrik und unter kapitalistischem Kommando in spezifischer Form reproduziert.

Ich glaube, ich habe die Bedeutung des bürokratischen Phänomens um so weniger unterschätzt, als ich drei Formen der kapitalistischen Bürokratie ausdrücklich in Verbindung setze: die des Staates, der Fabrik und der Parteien, und zwar nicht zuletzt die Bürokratie der Arbeiterparteien, die von der Kritik unerwähnt bleibt. Und wenn es für die westeuropäischen Marxisten ein politisch entscheidendes Problem gibt, dann doch wohl dieses. *Ich* aber soll derjenige sein — so meine wackeren Kritiker —, dem es an praktischem Sinn fehlt.

Daß meine Kritiker darüber hinwegsehen, befremdet noch mehr, wenn man es mit ihrem zweiten Vorwurf konfrontiert: ich habe es gewagt, die Bürokratisierung der UdSSR ab 1919 als *fait accompli* hinzunehmen. Aber nicht ich habe dies gewagt, liebe Freunde, sondern alle bolschewistische Führer haben es einmütig getan. Auch Stalin hat sich später nicht getraut, bürokratische Phänomene in der UdSSR zu leugnen. Ihr seid ja päpstlicher als der Papst. Die schlimmsten Schmeichler der sogenannten sozialistischen Länder haben die Leugnung nie so weit getrieben. Auf dieser Ebene verlassen wir die Kritik und kommen auf ein Gelände, das ich nicht näher bezeichnen will; sollen sie darin herumpantschen.

Mir fehlt es vielleicht an praktischem Sinn, aber mir scheint, daß die Frage der Bürokratisierung in den Ostblockstaaten (und was sie genau bedeutet) zu denen gehört, die die Arbeiterbewegung im Westen am meisten belastet haben, vor allem seit dem letzten Krieg. Auch ist sie vom Standpunkt der marxistischen Theorie von größter Bedeutung, denn dort befindet sie sich sozusagen auf dem Prüfstand, dort sind Theorie und Praxis augenscheinlich auseinandergetreten, obwohl doch der Marxismus gerade von ihrer Einheit lebt.

Ein letztes Wort zur Lesemethode meiner Kritiker. Sie meinen, ich würde die These einer homogenen Bürokratie als herrschender Klasse Trotzki zuschreiben. Das ist natürlich absurd, denn Trotzki sagt ausdrücklich das Gegenteil. Die These wird, nach einer Kritik der Positionen Trotzkis, Castoriadis zugeschrieben. Was dieser aufgreift, ist die Hypothese der Homogenität der Bürokratie, die ich wiederum anzweifle.

Es sei mir erlaubt, abschließend unsere Kritiker aufzufordern, daß sie entweder lesen lernen oder aufhören, einen Streit vom Zaun brechen zu wollen — ein Vorgang, den wir in einer glücklich überwundenen Vergangenheit eine »querelle d'Allemand« nannten.

**Rezensions-
Beiheft
zum
Kritischen
Wörterbuch des
Marxismus**

**Rezensions-Beiheft
zum Kritischen Wörterbuch des Marxismus**
Besprechungen von 99 aktuellen Büchern dokumentieren die Erfahrungen, Methoden und Probleme der verschiedenen Strömungen im internationalen Marxismus. Ein einmaliger Überblick über neue Literatur zu Marx — zu zentralen Gegenständen der marxistischen Theorie: Arbeit, Klassen, Staat, Politik etc. — zur Geschichte, den Bewegungen und wichtigen Vertretern des Marxismus: von Lenin bis Angela Davis, vom Black Marxism bis zum Marxismus in China. 216 S., 17,60/14,60 DM f. Stud. (Argument- und AS-Abonnenten, KWM-Subskribenten: 14,60/12,60 DM)

Interventionen

Hanno Egner und Frank Schulze

Parteiische Solidarität?

Als wir den Südafrika-Aufsatz von Mervyn Hartwig und Rachel Sharp (*Argument* 155) zum Übersetzen erhielten, fanden wir zunächst sehr gut, daß *Das Argument* eine ausführliche politische Analyse der Situation in Südafrika veröffentlichen wollte. Bei näherem Hinsehen wies der Text jedoch schwerwiegende Mängel auf, die über den sprachlichen Fauxpas des »Nichtweißen«¹ weit hinausreichen. Einige Passagen erscheinen uns nicht nur inhaltlich falsch, sondern auch politisch verantwortungslos. Worum geht es konkret?

In ihrem Aufsatz analysieren Hartwig/Sharp die organische Krise, in die das Apartheidsregime geraten ist; das Kernstück ihrer Analyse besteht in einer Darstellung der Optionen, die dem Regime heute nach dem Scheitern der »totalen Strategie« offenstehen. Nun ist einerseits die organische Krise in entscheidendem Maße durch die Widerstandskaktionen der schwarzen Bevölkerung hervorgerufen worden, andererseits hängen auch die zukünftigen Handlungsmöglichkeiten der Herrschenden in Südafrika vom Agieren der Bevölkerung ab. Gerade hier liegen die entscheidenden Schwächen der Analyse von Hartwig/Sharp: Die Komplexität und innere Dynamik der Widerstandsbewegung wird bei ihnen auf die Positionen *eines* Teils des Widerstandsspektrums reduziert, nämlich die des ANC und der UDF. Darüber hinaus werden die politischen Unterschiede zwischen der seit 1912 existierenden Befreiungsbewegung und dem breiten Bündnis verschiedenster Organisationen, das 1983 mit dem Minimalkonsens des »Nein zur Apartheid« gegründet wurde, stillschweigend übergangen: Die UDF (die den Autoren zufolge ihre »ideologische Stärke« aus der Freiheitscharta bezieht, 96) machte dieses Dokument bewußt *nicht* zu ihrer Grundlage, um möglichst vielen Organisationen den Beitritt zu ermöglichen.

Diese Reduktion vermittelt nicht nur ein ungenaues oder einseitiges Bild des Widerstandsspektrums in Südafrika, sondern führt an einigen Stellen zu einer politisch unverantwortlichen Darstellungsweise, etwa wenn behauptet wird, »daß nur der ANC und die radikaleren Führer der Coloureds und Inder, die nicht mit dem Regime zusammenarbeiten, eine nennenswerte Legitimität bei den nicht-weißen Massen besitzen« (99). Mit solchen Formulierungen werden alle Widerstandsorganisationen, die nicht die Ziele des ANC vertreten (wie z.B. das National Forum Committee (NF) oder die AZAPO) diffamiert und in die Nähe von Kollaborateuren gerückt. In einer Situation, in der das Regime mit äußerster Brutalität gegen *alle* Widerstandsgruppen vorgeht (so wurde z.B. im Dezember 1985 die gesamte Führungsspitze der Cape Action League, einer der wichtigsten Organisationen im NF, verhaftet), sollte doch etwas gründlicher nachgedacht werden.

Wer sich auch nur ein bißchen mit der Geschichte des südafrikanischen Widerstands beschäftigt hat, müßte wissen, daß sich einzelne Organisationen hinsichtlich ihrer Perspektive eines zukünftigen Südafrika (oder Azania) durchaus unterscheiden, und daß dies selbstverständlich Auswirkungen auf die Strategien des Befreiungskampfes hat. Wenn man Szenarios für die zukünftige Entwicklung in Südafrika entwerfen will, sollten die wichtigsten Streitfragen analysiert werden, die sich während der langen Geschichte des Kampfes gegen die weißen Machthaber innerhalb des Widerstandsspektrums herausgebildet haben. Dazu gehören eben auch die Fragen, auf Grund derer sich der PAC (Pan-African Congress) vom ANC abgespalten hat und die sich dadurch stellen, daß

beide Organisationen in Südafrika seit 1960 gebannt sind und vom Exil aus tätig sein müssen, sowie die Hintergründe der Entwicklung der Black Consciousness Bewegung in den 70er Jahren, ohne die Soweto 1976 wohl nicht möglich gewesen wäre; die Kontroversen, die das enorme Erstarken der Gewerkschaftsbewegung gerade in den 80er Jahren begleitet haben ebenso wie unterschiedliche politische Auffassungen, die der Formierung der UDF und des NF 1983 zugrunde lagen.²

Gerade in der Einschätzung der schwarzen Mittelklasse im Befreiungskampf bestehen zwischen NF, UDF und den verschiedenen Gewerkschaften erhebliche Unterschiede. Dieses Problem wird von Hartwig/Sharp nur von der Seite des Apartheidstaats und des Kapitalinteresses her analysiert. Daß eines der Hauptziele der »totalen Strategie« (die Herausbildung einer kollaborierenden Schicht in der schwarzen Bevölkerung) nicht erreicht wurde, beruht keineswegs nur auf den ökonomischen Ursachen (wie z.B. mangelndes Wirtschaftswachstum), die die Autoren immer wieder herausstellen (de facto existiert eine schwarze Mittelklasse längst).³ Vor allem die politische Dynamik der Widerstandsbewegung hat bis jetzt verhindert, daß diese schwarze Mittelklasse als eigenständige (vielleicht auch kollaborierende) Kraft in Erscheinung getreten ist. Unter dem Druck der radikalisierten Jugendlichen und der erstarkten Arbeiterbewegung sind die bereits etablierten Instrumente der Kollaboration (z.B. die schwarzen Stadträte) zusammengebrochen. Auch in Zukunft wird die Rolle, die die schwarze Mittelklasse in der südafrikanischen Gesellschaft spielt, von der Stärke des politischen Widerstands abhängen — und nicht nur von den materiellen Anreizen, die das Apartheidsregime zu bieten hat.

Analysiert man die unterschiedlichen Positionen derer, die sich in Opposition zum Apartheidsregime befinden, so ergeben sich grob vereinfacht drei politische Perspektiven: 1. eine Veränderung in zwei Phasen, nämlich zunächst einer bürgerlichen und anschließend einer sozialistischen Revolution. Die politischen Aktivitäten müssen also zunächst auf eine Bürgerrechtsbewegung zielen. Anhänger dieser Perspektiven sind, vereinfacht gesagt, primär in UDF und ANC zu finden; 2. eine Veränderung hin zu einem Sozialismus, und zwar nicht über den Weg einer bürgerlichen Revolution. Einige Gewerkschaften vertreten die Position, daß dies allein unter der Führung der Arbeiterschaft erreicht werden kann, während das NF eher davon ausgeht, daß sich fortschrittliche Intellektuelle der Arbeiterschaft anschließen; 3. eine Veränderung hin zu einem nicht-rassistischen Kapitalismus, eine Position, die u.a. von PFP (Progressive Federal Party) sowie den liberalen Elementen in UDF, NF und in den verschiedenen Gewerkschaften vertreten wird. — Alle drei Positionen sind in unterschiedlicher Gewichtung sowohl in UDF, als auch im NF und den verschiedenen Gewerkschaften vorhanden. Darüber hinaus kommt noch eine wichtige Kraft hinzu, auf die jede grundlegende Gesellschaftsveränderung unabdingbar angewiesen ist, und die sich nicht in die aufgeführten Organisationsschemata einpaßt, nämlich die *spontane Massenaktion*, die die jetzige Krise des Apartheidsregimes entscheidend mitverursacht hat.

Wichtig ist, daß Vertreter der verschiedenen Richtungen in inhaltlichen Punkten zusammenarbeiten — wie etwa 1984 bei der Mobilisierung zum Wahlboykott.

Angesichts dieser Entwicklung in Südafrika selbst ist die saloppe Einseitigkeit, die nicht nur die beiden Autoren, sondern leider auch wichtige Teile der Solidaritätsbewegung hierzulande im Umgang mit der Widerstandsbewegung an den Tag legen, besonders unerträglich geworden. Statt einer offenen Auseinandersetzung über die kontroversen Positionen im Widerstandsspektrum und einer Solidarität, die den Mut aufbringt, *alle* entschiedenen Gegner des Apartheidsregimes zu unterstützen, findet sich gerade in der Bundesrepublik viel zu oft nur ein taktisch-bürokratisches Gerangel. Viele Energien, die für die Organisation einer politisch und ökonomisch wirksamen Boykottkampagne nötig wären, werden immer noch durch Bemühungen gebunden, ja nur die »authentische« Widerstandsbewegung zu Wort kommen zu lassen.

Die Aufgabe einer kritischen Gesellschaftswissenschaft müßte in dieser Situation sein, bestehende Vorurteile und einseitige Sichtweisen abbauen zu helfen, die Ziele, Erwartungen und Hoffnungen der Akteure im südafrikanischen Widerstand *selbst* zu thematisieren und nicht eine falsch verstandene »Parteilichkeit« zu praktizieren, die kontroverse Positionen totschweigt, anstatt sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Die Handlungsperspektiven, die im Spektrum des Widerstand entwickelt werden, haben gewiß Besseres verdient als nebulöse Phrasen über »Kräfte«, die »Vorbehalte« (101) gegenüber Strategien und Taktik des ANC haben.

Die politische Dynamik der Widerstandsbewegung in Südafrika nicht in ihrer vollen Tragweite zur Kenntnis zu nehmen, heißt nicht nur, das Verständnis der weiteren politischen Entwicklung in Südafrika zu erschweren, sondern auch, wichtige Teile des Widerstandsspektrums aus dem politischen Diskurs auszugrenzen. In einer Situation, in der das Apartheidsregime entschlossen scheint, den Widerstand durch immer blutigere Repression zu ersticken, kann sich die internationale Solidaritätsbewegung weder das eine noch das andere leisten.

Anmerkungen

- 1 Spätestens seit der Black Consciousness Bewegung wird der Begriff »non-white« als diffamierend betrachtet, da hiermit die Bevölkerungsmehrheit als ein Negativum der Bevölkerungsminderheit bezeichnet wird. Heutzutage ist der Ausdruck »Nichtweißer« ein Synonym für Kollaborateure.
- 2 Eine gute Einführung in die Geschichte des Widerstands in Südafrika gibt das von AKAFRIK Münster, AZAKO und Informationszentrum 3. Welt (iz3w) herausgegebene Heft *Südafrika: Geschichte, Kultur, Widerstand* (Münster, Freiburg i.Br., Dezember 1985).
- 3 Vgl. z.B. die Ausführungen zu black petty bourgeoisie und black capitalism, in: Davies/O'Meara/Dlamini, *The Struggle For South Africa* (London 1984).

Gerhard Bauer

»Sich mit dem Schöpfertum der Massen sättigen«?

Eine ratlose Reaktion*

Die Intention ist unschwer zu erkennen. Für die Redaktion geht es, anders als für die marktpolitisch interessierten Kremlauguren des Westens, nicht um den »Modernisierungs-« und Dynamikappeal des neuen Mannes, sondern um die Verwirklichung des Sozialismus. Diese müßte sich ja vor allem in der Mitbestimmung der unmittelbaren Produzenten an ihrem Produkt und ihrer Produktion, schließlich in der Mitbestimmung aller Bürger an »ihrem« Staat zeigen. Versprechungen von mehr »Selbstverwaltung«, mehr »Kontrolle von unten« lassen aufhorchen. Sollen wir, dürfen wir (wieder einmal) hoffen?

Die Hoffnung schmilzt zu fast nichts, wenn wir uns die Ausführungsbestimmungen zu diesen Desideraten, ja schon die sprachliche Regie ansehen. Die gewaltige Initiative und Energie der Massen aus den Anfangsjahren des Sowjetstaats wird beschworen. Es wird aber nicht gefragt, was diesem »lebendigem Schöpfertum der Massen« in den 30er

* Zu »Gorbatschow über Kontrolle von unten und Selbstverwaltung« (*Das Argument* 155, 106-107).

Jahren das Kreuz gebrochen, was es in den 50er bis 80er Jahren weiter zermürbt hat. Die heute real existierenden, meist mühsam von der Partei herangezogenen »selbständigen Massenorganisationen« sollen aus der Hand der Partei entlassen werden — aber auch klar von ihr politisch angeleitet bleiben, und der Plan zu dieser Veränderung wie ihre Durchführung kommen wiederum von der Partei. Wenn hier wenigstens noch das Dilemma benannt wäre, das sich auftut! So aber, ohne Widerspruch, ohne Sinn für die produktive Kraft des Widerspruchs, dürfte es mit neuen Slogans bei den alten Zuständen bleiben. Demokratie oder, wie Ihr richtiger Übersetzer, »Demokratismus« ist nichts, wofür in erster Linie das Volk zuständig wäre. Es geht um »demokratische Methoden in der Tätigkeit aller staatlichen und gesellschaftlichen Organisationen«, und diese sollen jetzt, per Parteitagsbeschluss und soweit tunlich, »vertieft« werden. Die »demokratische Natur des Sozialismus« soll »genutzt« werden. Wer nutzt sie? »Wir«, die Partei. Wozu? Keine direkte Antwort, aber nirgends wird die Selbstbestimmung der Massen als ein Selbstzweck anvisiert. Immer muß ihr Nutznießer, die Partei, ihr andere weise Zwecke verordnen. Die verheißungsvollste Aussage ist auch die fatalste: Der Sozialismus hat es um seines eigenen Lebens und Wachstums willen nötig, »sich mit dem Schöpferum der Massen zu sättigen«. Ist er der bessere Vampir nach dem abgelösten Monster Kapitalismus?

Aufforderungen, Versprechungen bleiben stehen, nur eben im reglementierenden, kontingierenden ductus der staatlichen Planung. »Kein nützlicher Gedanke, kein Vorschlag darf unbeachtet bleiben«. Sogar »kritische Signale« aus der Bevölkerung sollen gehört, berücksichtigt werden. Ein gewaltiger Teil der »Schöpferkraft« der Massen, auch den Sowjetmenschen bis heute nicht auszutreiben, ist die Kritik an den materiellen wie ideellen, also auch moralischen, auch kulturellen Lebensumständen, in denen sie gehalten werden. Wer auf diese »nützlichen Gedanken« wirklich eingehen wollte, fände darin mehr beflügelnde Impulse zur Verwirklichung des Sozialismus als in der Ansammlung von 5 000 älteren Herrschaften zum Parteitag. Schließlich kommen auch von Sowjetsoldaten in Afghanistan »kritische Signale«, z.T. unter Lebensgefahr geäußert, daß sie ihr Schöpferum überall sonst lieber verwirklichen würden als in diesem unsagbar schmutzigen, ihr Land kompromittierenden Krieg. Dürfen wir hoffen, daß eine Sowjetregierung, daß der ganze Parteiapparat einmal lernt, ebenso sehr auf die eigene Bevölkerung zu hören wie ihr und uns zu erzählen?



Kanada: Geschichte — Politik — Kultur
Hrsg. v. W. Kloob und H. Lutz

Eine Einführung in die noch junge Disziplin der »Kanadastudien« mit den Themenschwerpunkten: Die kanadischen »Thirties« — Das Regionalismusproblem — Die Métis-Revollen des 19. Jahrhunderts — Die »frontier« im kanadischen Prärieroman — Literatur kanadischer Erzählerinnen — Die soziale und sprachpolitische Situation in Québec — Unterrichtseinheit: kanadische Literatur und Landeskunde — Entstehung und Entwicklung der »Kanadastudien«.
Gulliver 19, Argument-Sonderband AS 140
17,60 DM/f. Stud. 14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Kongreßberichte

Treffen Linker Frauen Europas

vom 21. bis 22. März 1986 in Rom

Weniger auffällig als »das kommunistische Gespenst« im vorigen Jahrhundert oder auch der Eurokommunismus in den 70er Jahren beginnt sich eine europäische Linke zu formieren. Daß die Grünen in einigen Ländern eine politische Kraft darstellen, daß die Sozialdemokraten in der Opposition sind, führt zu vorsichtigen Versuchen, ein breites Bündnis herzustellen. In diesem Kontext werden die ersten Gehversuche der europäischen Frauen, sich als eigene Kraft und doch im linken Verbund zusammenzuschließen, über den jeweiligen Anlaß hinaus wichtig (vgl. auch den Bericht über die sozialistisch-feministische europäische Konferenz in *Das Argument* 154). Eingeladen hatten die kommunistischen Frauen Italiens, die zugleich den Vorsitz des Bündnisses der Linken Frauen im Europaparlament innehaben (Lalla Trupia). Deshalb war die Ausstattung so großzügig, wie in männlichen Konferenzen üblich: im großen parlamentarischen Saal saßen die gut zwanzig Eingeladenen verstreut, während ihre einzelnen Beiträge simultan in drei Sprachen übersetzt wurden. Bis auf mich kamen alle Teilnehmerinnen von (kommunistischen und sozialistischen bzw. sozialdemokratischen) Parteien, waren z.T. Abgeordnete aus Italien, Frankreich, Spanien, Griechenland, Belgien und der Bundesrepublik (hier sprachen für die SPD Edda Contenius, für die Grünen Brigitte Heinrich und ich für *Das Argument*). Das Training in diesen Organisationen und die Schwierigkeit der Sprachen sowie die räumliche Anordnung machten wohl, daß wenig »Feministisches« die Form dieses Treffens bestimmte. Drei bis vier Stunden am Tag folgte Redebeitrag auf Redebeitrag, ohne daß auch nur Ansätze einer Diskussion wahrgenommen wurden. Wichtig aber war der gemeinsame Aufbruch in den Beiträgen selbst. Die Antworten auf die zuvor verschickten Fragen nach der Situation der Frau im eigenen Land, dem Stand der Frauenbewegung, der Antwort der Linken auf diese Bewegung und der Position der Frauen in den linken Organisationen, um schließlich die Frage nach der zukünftigen Politik der Frauen zu stellen, brachten folgenden Konsens:

Nach den mehr oder weniger bekannten und überall gleichen Bestandsaufnahmen über die politische und ökonomische Randständigkeit der Frauen, die weltweit eine Feminisierung der Armut hervorbringt und in keinem Land einen nennenswerten Beitrag der Frauen zur Politik erlaubt, einigte man sich schnell, daß eine Quotierung auf allen Ebenen die Tagesaufgabe sei. Konsens herrschte, daß männliche Privilegien und das Familienleben die Gesellschaftsstruktur und die Lebensweise in einer Art bestimmen, daß nur ein entschlossener Kampf auch gegen die Männer in den eigenen Organisationen erfolgreich sein könne. Der einzige Widerspruch, der gegen die Forderung nach der Hälfte aller Positionen laut wurde, kam von Luciana Castellina, die 75% für Frauen forderte, eine Disproportion, die sie wegen der männlichen Gesellschaftsstruktur für notwendig hielt, und politisch deswegen für besonders radikal, weil Frauen am meisten ausgebeutet seien. Diese Größenordnung führte wohl dazu, daß niemand Kompromisse wie 25% oder »gemäß dem Anteil der organisierten Frauen«, die in der BRD üblich sind, vorschlug.

Eine Linke, die überhaupt eine Chance haben soll, die kulturelle Umwälzung zu erreichen, die zur Veränderung der Gesellschaft notwendig ist, kann — so kamen wir überein — die Frauen nicht nur verbal einschließen: Die Frauen selbst müssen diese Linke ausmachen, wenigstens zur Hälfte. (Die Materialien dieser Konferenz werden durch die PCI-Frauen veröffentlicht werden.)

Frigga Haug (West-Berlin)

Kritik der instrumentellen Vernunft

Konferenz anlässlich des 90. Geburtstags von Max Horkheimer am 20. und 21. September 1985 in Frankfurt/M.

Herbert Schnädelbachs Rekonstruktion der Kritik Horkheimers an der »Moralphilosophie des deutschen Idealismus« zeigte, daß der materialistische Gedanke der Verwirklichung der Moralphilosophie durch ihre Aufhebung in einer befreiten Gesellschaft das kontinuierliche Motiv von Horkheimers »politischer Ethik« ist; ein Motiv, das sich gegen idealistische Letztbegründungen der Moral wendet und auf Marx und Schopenhauer verweist. Schnädelbach führte eine klare Abgrenzung dieser Moraltheorie gegen moralischen Dezinismus und Gefühlsethik durch. Er legte dar, daß die Diskursethik, die aus bestimmten Schwierigkeiten der Horkheimerschen Moralkritik herauszuführen versucht, sich dann mit Horkheimer kritisieren lassen muß, wenn sie selber idealistisch wird. — *Matthias Lutz-Bachmanns* Vortrag »Humanität und Religion. Max Horkheimers Deutung des Christentums« erwies, daß Horkheimer die positive theologische Idee des Absoluten als dogmatische Setzung kritisierte und in ihr zugleich eine Gestalt der Sehnsucht nach Aufhebung bestehender Negativität erkannte. Wie wichtig dabei vor allem Elemente der Tradition des jüdischen und des deutsch-jüdischen Denkens für Horkheimer waren, demonstrierte der eindrucksvolle Vortrag »Jüdisches Erbe aus deutschem Geist« von *Josef Maier*. Dagegen vermochte die These von *Hans-Günther Holl*, daß Horkheimer eine Synthese von Kritischer Theorie und Religiosität angestrebt habe und sich selber gar »als Religionsstifter zu sehen« schien, nicht zu überzeugen.

Alfred Schmidts Ausführungen zu »Aufklärung und Mythos im Werk Max Horkheimers« gingen von einer überzeugenden Vergegenwärtigung von Horkheimers Interpretation der Geschichtstheorie Vicos aus, die die Mythen als Folge der menschlichen Furcht vor übermächtigen Naturgewalten entschlüsselt hatte. Kritik der Mythologie als eines dergestalt »geschichtlich-gesellschaftlich wirkmächtigen« Phänomens wurde zu einem konstitutiven Moment der Selbstkritik der Aufklärung durch Horkheimer und Adorno. Deren ungebrochene Geltung wäre nach Schmidt durch die Aufarbeitung des gegenwärtigen Standes der Mythenforschung zu bestätigen. Auch *Alfred Lorenzers* Vortrag »Psychoanalyse als Kritische Theorie«, der die »gemeinsame methodologische Grundlage«, »die radikale Negativität« von Psychoanalyse und Kritischer Theorie herausarbeitete, bezugte den aufklärerischen Charakter der Kritischen Theorie. Beide wollen durch Erkenntnis des schlechten Bestehenden die Menschen zu selbstbewußt-emanzipatorischem Handeln und damit zur Veränderung der Gesellschaft befähigen. Von da aus kritisierte Lorenzer stringent Ich-Psychologie und revidierte Psychoanalyse und wies nach, daß eine emphatisch gesellschaftskritische Psychoanalyse »zurück zu Freud« und zurück zur Vermittlung mit der Kritischen Theorie zu kommen hätte, um neue Antworten auf die Frage zu finden, wie die Triebstruktur der Individuen »gesellschaftlich hergestellt« wird.

Herbert Schweppenhäuser konstruierte im Hinblick auf die realistisch-nominalistische Dialektik der Sprache den »antinominalistisch-materialistischen Sprachbegriff« von Horkheimer und Adorno, für den die Polarität der sprachlichen Elemente »Repräsentation« und »Ausdruck« charakteristisch ist. In der Stärke der Sprache, der »Generalisierung«, erkannten beide ihre Schwäche und visierten in dieser Schwäche zugleich die Einlösung der prekären Intention der Sprache als gelungenen Ausdruck, als »rechten Namen« des einzelnen, an. Schweppenhäuser wies nach, daß die sprachreflexive »Wende« der Kritischen Theorie entweder gut gemeint ist, aber nichts Neues bringt, weil Vernunftkritik ja gerade durch »linguistische Reflexivität und Selbstreflexivität« bestimmt ist — oder aber gefährlich, wenn sie darauf hinausläuft, daß kritische Einsichten der Theorie an Standards geläufiger Kommunikation oder szientistischer Sprachen an-

gepaßt und verkürzt werden. *Gunzelin Schmid-Noerr* erläuterte, wie Horkheimer seine Kritik am identifizierenden Denken zunächst um die Kritik des subsumierenden Charakters der Kopula im sprachlichen Urteil zentrierte, und dann, im Gespräch mit Adorno, die Intention der Sprache auf authentischen Ausdruck dessen, wofür die Begriffe stehen, akzentuierte.

Horkheimers Versuch, verborgene Gehalte der Kantischen Erkenntniskritik in Gesellschaftstheorie aufzuheben, war das Thema des Vortrags von *Erwin Rogler*. Daß sich dabei die immanente Vernunftkritik Horkheimers nicht für den Defaitismus der Vernunft der »Postmodernisten« vereinnahmen läßt, war die zwingende Konsequenz des Vortrags »Kritik der Vernunft oder kritischer Gebrauch des Pessimismus« von *Gérard Raulet*, der die übliche Aufteilung in einen marxistischen frühen und einen resignativ-metaphysischen späten Horkheimer eindringlich zurückwies. *Kurt Lenk* demonstrierte an »Vorurteil und Ideologie im Werk Max Horkheimers« konkret, wie in der Entwicklung seines Denkens — gemäß dem Theorem von der »Historizität der Wahrheit« — die geschichtliche Entwicklung auf den Begriff gebracht wurde. Im Gegensatz zum relativistischen Ideologiebegriff der Wissenssoziologie ist der Horkheimersche in seinem Bezug auf den Wahrheitsbegriff »rettende Kritik liberaler Ideologie«, die in bestimmter Negation das Wahrheitsmoment des gesellschaftlich notwendigen Scheins aufhebt. Mit dem Übergang vom Liberalismus zum Monopolkapitalismus wechselt diese Kritik, als Analyse der Kulturindustrie, Stellenwert und Struktur. Horkheimer führt materialistisch die Kantische Erkenntniskritik fort, indem er die Präformierung der Gegenstände der Erscheinung durch den Verstand als Resultat gesellschaftlicher Arbeit und damit auch als gesellschaftliche Deformation erweist. Damit wird Kulturindustrie als »materialisierter Positivismus«, als richtige Spiegelung der falschen Welt, die er verabsolutiert, kritisierbar.

Während Lenk überzeugend darlegte, wie Horkheimer die wechselnden Erscheinungsformen gesellschaftlichen Unwesens denunzierte, glaubte *Jürgen Habermas* in seinen »Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte des Horkheimerschen Werkes« der »Dialektik der Aufklärung« und späteren Schriften einen Bruch mit dem »Projekt eines die Sozialwissenschaften fundierenden interdisziplinären Materialismus« nachweisen zu können. Der »genaue Blick für die gesellschaftlichen Entwicklungen« sei beim späten Horkheimer durch »Katastrophenvisionen« getrübt worden.

Das Reden vom »Projekt eines interdisziplinären Materialismus« suggeriert, daß Horkheimer materialistische Gesellschaftstheorie nur anvisiert, nicht aber durchgeführt habe. Eine konsistente Gesellschaftstheorie war jedoch für ihn Grundlage der Analyse gesellschaftlicher Fakten und Entwicklungen, eine Grundlage, die sich eingedenk der prinzipiellen Unabschließbarkeit von Erkenntnis wiederum an den konkreten Analysen modifizierte. Habermas' zumindest erstaunlicher Vorwurf schließlich, Horkheimer habe nach dem Kriege »schlicht nichts mehr gegen die Institutionen der westlichen Welt einzuwenden« gehabt, fällt, auch angesichts der unangemessenen Horkheimer-Interpretation, doch wohl eher auf seine eigene Theorie zurück.

Demgegenüber stellte der Vortrag von *Iring Fetscher* zum Abschluß der Konferenz eine fruchtbare Auseinandersetzung mit Horkheimers politischer Theorie dar. Fetscher machte gewichtige Kritikpunkte zu einzelnen Einschätzungen im Zusammenhang der Theorie des Staatskapitalismus geltend. Vor allem aber führte er vor, daß Horkheimers Diagnose des Übergangs von der liberalistischen Marktwirtschaft zur sogenannten »Racketgesellschaft« (Gangstergesellschaft) sich gerade auch an Phänomenen der Nachkriegszeit bestätigt. Das illustrieren z.B. die Skandale um Flick oder die Pharma-Lobby, aber auch der Verzicht integrierter Gewerkschaftspolitik auf ein revolutionäres Programm.

Rolf Johannes (Lüneburg), Gerhard Schweppenhäuser (Hamburg)

Kongreßankündigungen

3. Österreichische Frauensommeruniversität

6. bis 13. Juli 1986 in Innsbruck

Die Sommeruniversität möchte Frauen aus möglichst verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen zusammenbringen. Wir Frauen möchten die Institution Universität offensiv zu einem Treffen der Frauenbewegung nutzen, um Fraueninteressen in Politik, Wissenschaft usw. aktiv weiterzutreiben. An den folgenden sechs Thementagen soll eine Woche lang ein intensiver Diskussionsprozeß stattfinden: 1. Geschichte und Positionen der Frauenbewegung in Österreich; 2. Erwerbsarbeit; 3. Hausarbeit und Familie; 4. Bildung; 5. Gesundheit und 6. Politische Strategien, oder »wie machen wir weiter?«

Anmeldungen, Vorschläge, Fragen (Schlafmöglichkeiten und Kinderbetreuung werden organisiert) an: ÖH-Frauenreferat, Josef-Hirn-Str. 7/II, A-6020 Innsbruck (Telefon: 27 58 45).

Frauen in der Wissenschaft

28. Juli bis 7. August 1986 in Schwerte

Im Mittelpunkt stehen die Fragen nach einer »feministischen Hermeneutik« und den möglichen praktischen Folgen einer solchen Hermeneutik. Nähere Informationen, Anmeldungen an: Gabriele Henschker, Evangelisches Studienwerk, Haus Villigst, 584 Schwerte 5, Tel.: 02304 / 75 52 08).

Civil Rights, Public Opinion and the State

10. bis 14. September 1986 in Madrid

Kontinuität und Wandel staatlich organisierter Kontrolle als Ausdruck nationaler Politikformen stehen im Mittelpunkt der XIV. Konferenz der »European Group for the Study of Deviance and Social Control«. Die Konferenz nimmt die Erkenntnis der letzten Konferenz in Hamburg auf, daß sich der Schwerpunkt polizeilicher und staatlicher Intervention in Richtung einer verschärften Kontrolle, Abschreckung und zunehmend längerer Inhaftierung von Gesetzesbrechern verschoben hat. Es soll versucht werden, eine sozialistische Antwort auf die »law and order«-Offensive zu finden.

Anmeldungen und weitere Informationen: Timm Kunstreich c/o Aufbau- und Kontaktstudium Kriminologie, Jungiusstr. 6, 2000 Hamburg 36.

Cultures and Conflict

Dritte Konferenz für Anglistik/Amerikanistik in Schule und Hochschule

17. bis 19. Oktober 1986 in Westberlin

Nach Bremen (1983) und Bielefeld (1984) lädt das Institut für Fachdidaktik Deutsch und Fremdsprachen der TU Berlin zu einer weiteren Tagung zur Entwicklung einer demokratischen und alternativen Anglistik/Amerikanistik ein. Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen konservativen Kulturoffensive soll das Terrain politisch-ideologischer Auseinandersetzungen, sollen Fragen kultureller Hegemonie in den achtziger Jahren am Beispiel kultureller Bewegungen und Aktivitäten in Großbritannien, Irland, den USA und Südafrika erforscht werden. Die Tagung soll sowohl der kulturtheoretischen und fachpolitischen/-geschichtlichen Diskussion wie auch der praxisbezogenen Erörterung didaktischer Konsequenzen für den Englischunterricht und das Hochschulstudium Raum bieten. Um Projekte, Unterrichtsvorschläge usw. vorzustellen, ist ein offenes Forum ge-

plant. Für die Workshops gibt es folgende Themenvorschläge: minority cultures in GB and USA; youth cultures; working class cultures; alternative cultures; regional/folk cultures; culture and mass media — new developments; cultural conservatism in the USA; resistance and culture in South Africa; gender and culture (wobei die Kategorie »gender« nicht nur Frauen betrifft, sondern in allen Workshops berücksichtigt werden sollte). Die Veranstalter laden zur *Mitarbeit* ein.

Anmeldungen, Anregungen, Vorschläge für Referate und Workshops bitte an: Helene Decke-Cornill, Alemannenstr. 16, 1000 Berlin 38 (Tel. 803 36 27) / Jürgen Enkemann, Großbeerenstr. 70, 1000 Berlin 61 (Tel. 251 46 27).

European Forum of Socialist Feminists

7. bis 9. November 1986 in Hamburg

Nähere Informationen: Nora Rätzkel, Rutschbahn 38, 2000 Hamburg 13.

3. Hochschulpolitischer Ratschlag

14. bis 16. November 1986 in Bielefeld

Der Bund demokratischer Wissenschaftler e.V. (BdWi) will eine Bilanz der vier Jahre christlich-liberaler Wissenschafts-, Forschungs- und Hochschulpolitik ziehen und eine Denkschrift für eine alternative Hochschulpolitik vorstellen.

Nähere Informationen: BdWi, Postfach 543, 355 Marburg/Lahn.

Hinweise

Die *Guernica-Gesellschaft. Verein zur Erforschung und Förderung antifaschistischer Kunst und Antikriegskunst e.V.* ist in Osnabrück gegründet worden und bittet um Mitarbeit und (finanzielle) Unterstützung: Ihre Absicht ist es, ein Dokumentationszentrum für diese Kunst der Vergangenheit und Gegenwart aufzubauen, sie zu erforschen und zu veröffentlichen. Nähere Informationen: Prof. Dr. Jutta Held, Voigts-Rhetz-Str. 1A, 4500 Osnabrück; Spendenkonto: 14043, Stadtparkasse Osnabrück, Stadt Osnabrück, Kulturamt, Haushaltsstelle 1.3400.177000.0, Kennwort: Guernica-Gesellschaft (vgl. auch *Das Argument* 153, 701-710).

Die Hilfsorganisation *medico international* bittet um finanzielle Unterstützung ihrer Arbeit in Südafrika: »Notwendig ist eine materielle Solidarität, die sich konkret bezieht auf die Basis des Widerstandes im gewerkschaftlichen Bereich, in der Gesundheitsversorgung, auf dem Land und in den massenhaften Elendsquartieren der Townships und Ghettos.« Weitere Informationen: *medico international*, Hanauer Landstr. 147-149, 6000 Frankfurt/M. 1 (Spendenkonto: 1800, Stichwort. Südafrika, Stadtparkasse Frankfurt/M.).

Die *Forschungsgruppe Lehrerzentrumsbewegung* (c/o Manfred Huth, Itzehoher Weg 3, 2000 Hamburg 20, Tel. 422 62 64) sucht für eine wissenschaftliche Aufarbeitung der autonomen Lehrerbewegungen Zeitzugnisse (Dokumente, Konzeptionen, Flugblätter, Thesenpapiere u.a. Materialien) über Lehrerzentren (bestehende, nicht mehr bestehende, gescheiterte, geplante ...); Kosten werden erstattet.

Besprechungen

Philosophie

Kluge, Thomas: Gesellschaft, Natur, Technik. Zur lebensphilosophischen und ökologischen Kritik von Technik und Gesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1985 (281 S., br., 39,80 DM)

Kluge vertritt die These, daß die Auseinandersetzung um das Problem der ökologischen Krise in der Ökologiebewegung mit Begriffen und Argumentationsmustern geführt wird, die der konservativen Kulturkritik der 20er Jahre und der nationalsozialistischen Ideologie entlehnt sind.

Ausgehend von Oswald Spenglers Werk zeigt er, wie ein kulturkonservativer Ansatz seine Technikkritik begründet. »Im Mittelpunkt meiner Auseinandersetzung steht die Spenglersche These, daß Technik als Verfahren in der Auseinandersetzung mit der Natur einen Widerspruch von Leben und Denken produziert habe. Spengler begründet diesen Übergang aus einer Auflösung der ursprünglichen Einheit des Menschen mit der Natur durch die Entfaltung des Denkens.« (5) Dieses Denken setzt anfangs Technik als »Taktik des Lebens« (27) ein; in der weiteren Entwicklung habe sich die Technik dem Menschen gegenüber immer weiter verselbständigt und entfremdet: Es komme zu unbewältigten Problemen wie Arbeitslosigkeit und Umweltzerstörung. Als Ausweg aus dieser Krise postuliere Spengler in Kategorien von »Blut und Rasse« die antiindustrielle Gesellschaft. Seine Agrarideologie und seine These vom Ende der Technik konvergiere in dieser Weise mit der nationalsozialistischen Ideologie.

Die diagnostizierte Unvereinbarkeit bzw. Gegensätzlichkeit einer rationalen Industriegesellschaft mit dem »Leben« findet nun Kluge auch bei »Autoren der 'Alternativen Szene'« (210). Exemplarisch scheint ihm die Industriekritik Otto Ullrichs zu sein: »Die Ausschaltung lebender Substanzen und Instanzen durch die Industrialisierung hat jedoch für das Individuum noch sehr viel direktere Bedeutung: Es ist die Ausschaltung wichtiger Dimensionen des Lebens: der Spontaneität, der Geselligkeit und personenbezogenen Kommunikation, der Gefühle und Zuneigungen, der Erotik und Sexualität« (185). Ähnlich entwerfe Erich Fromm eine philosophische Anthropologie und Kritik der Industriegesellschaft mit der Antithetik von Leben und Nicht-Leben, allerdings in Kategorien von Haben und Sein. Fromms Kritik an den Wissenschaften folge der gleichen Dialektik von Leben und Tod.

Kluges Fazit: Die gegenwärtigen Analysen und Konsequenzen, die aus dem gestörten Verhältnis Mensch-Natur gezogen werden, sind einerseits identisch mit der Argumentationsweise einer konservativen bzw. nationalsozialistischen Ideologie und andererseits nicht geeignet, die Krise zu überwinden, weil sie die tatsächlichen Ursachen eskamotieren oder verkennen und damit die ökologische Katastrophe einschließen. Notwendig sei vielmehr eine Analyse der politischen und ökonomischen Ursachen und Zusammenhänge und deren ökologischen Folgen, d.h., auch die »Infragestellung kapitalistischer Produktionsweisen« (132).

Soweit Kluge die Parallelen in den Argumentationsmustern herausarbeitet, sind seine Ausführungen exakt und plausibel. Einschränkend stellt sich jedoch die Frage, inwieweit die analysierten Autoren repräsentativ für die jeweiligen politischen Weltanschauungen sind bzw. ob diese die von Kluge unterstellte Homogenität besitzen. Die Nationalsozialisten hatten z.B. zur Technik und zur Großindustrie ein zwiespältiges Verhältnis: Einerseits gab es die von Kluge beschriebene Agrarideologie, andererseits waren wirtschaftspolitische Forderungen wie Abschaffung des Profits und Verstaatlichung der Großindustrie nur solange aktuell, wie die NSDAP nicht an der Macht war. Als Regie-

rungspartei betrieben die Nationalsozialisten eine auf Modernisierung orientierte Industriepolitik, die die Massen- und Rüstungsproduktion forcierte. Auch in der Alternativ- und Ökologiebewegung gibt es keine Homogenität, sondern unterschiedliche Kräfte, die miteinander um die »richtige« Problemsicht und deren Lösung streiten. Die Parallelen in der Argumentationsweise finden sich also lediglich zwischen bestimmten Autoren.

Michael Novak (West-Berlin)

Löw, Reinhard: *Leben aus dem Labor*. Gentechnologie und Verantwortung — Biologie und Moral. Verlag C. Bertelsmann, München 1985 (251 S., br., 29,80 DM)

Im Unterschied etwa zur Debatte um die Kernkraftwerkstechnologie ist bei der Gentechnologie noch die Chance vorhanden, vor der endgültigen Einführung dieser Technologie in kritischer Diskussion das Für und Wider abzuwägen. Allerdings ist bisher der Versuch eines konstruktiven Dialoges von Befürwortern und Kritikern dieser neuen Technologie gescheitert — nicht zuletzt aus dem Grunde, weil gerade die Kritiker der Gentechnologie ihre naturphilosophischen und ethisch-moralischen Einwände meist nur abstrakt artikulierten, diese also nicht bis in die Forschungspraxis der Genetik und Molekularbiologie verlängern konnten.

Insofern stellt die Arbeit von Löw einen unbestreitbaren Fortschritt dar, versucht er doch, seine Einwände gegen die Gentechnologie und insbesondere gegen gentechnologische Versuche an Menschen bzw. menschlichen Embryonen und Zellen mit der Analyse gängiger evolutionstheoretischer (Fulgurationismus à la Lorenz und Riedl) und genetischer (Biologismus, Soziobiologie) Theorien zu untermauern. Löw zeigt auf, daß weder die Berufung auf den »Egoismus der Gene« (alles, was der Erhaltung und Durchsetzung von Genen nützt, soll bzw. muß gemacht werden) noch die These, daß das, was von den Gentechnologen gemacht wird, auch von der Natur gemacht wird, einen Rechtfertigungsgrund für diese Praxis darstellt. Denn rechtfertigungsbedürftig ist nicht die Natur, sondern allemal nur menschliches Handeln.

Grundlage für die Entfaltung seiner eigenen Argumentation in ethischen und moralischen Fragen ist für Löw das Naturrecht. So muß über die Legitimität von gentechnischen Experimenten an nicht-menschlichem Leben per Güterabwägung entschieden werden; unter bestimmten Bedingungen und unter Angabe bestimmter gerechtfertigter Ziele ist es also legitim, das »Eigenrecht« von Organismen zu verletzen. Für gentechnische Experimente am Menschen gilt dagegen ein kategorisches Verbot. Begründung: der Mensch wird nicht erst im Verlaufe der Ontogenese zum Menschen, sondern *jeder* befruchtete menschliche Keim stellt schon eine — im naturrechtlichen Sinne — vollausgebildete *Person* dar. »Der Mensch *wird* nicht Mensch, sondern er *ist* Mensch von der Befruchtung der Eizelle an, in jeder Phase seiner Entwicklung. Alles, was zum personalen 'Ich-Sein' des Menschen gehört, ist bereits von Anfang an da. Die befruchtete Eizelle enthält alles, was die Persönlichkeit eines Menschen ausmacht, nichts fehlt und müßte etwa nachträglich hinzukommen. Die Ausfaltung und Entwicklung des Menschen ist von Anfang an von der Embryonalentwicklung der Tiere verschieden.« (154f.) Indem so schon ein personales Eigenrecht für den gerade befruchteten Keim postuliert wird, werden nicht nur gentechnische Experimente an bzw. Abtreibungen von Embryonen auf Grund negativer genetischer Diagnosen verboten, sondern *jegliche* Abtreibung, aus welchen Gründen auch immer, fällt unter dieses Verbot (191ff.). Angesichts der grausamen Realität von schlimmsten Mißbildungen bei Embryonen und Säuglingen (soweit es überhaupt zu einem solchen Stadium der Entwicklung kommt) erscheint mir die Argumentation von Löw mehr als problematisch; geradezu zynisch ist der »Trost«, den Löw für die betroffenen Eltern bereithält (Löw postuliert zwar ein personales Eigenrecht der Embryonen, aber kommt den Eltern dieses Recht nicht auch zu?): »Die Nähe der Tragik zum Aufleuchten des Göttlichen kann den Glauben und die Hoffnung auf einen gnädi-

gen Richter nur bestärken.« (198) — Spätestens hier sollten auch die naturphilosophischen Argumente, die Löw gegen die moderne Biologie und besonders gegen die darwinistische Evolutionstheorie vorbringt, noch einmal überdacht werden; denn das Eigenrecht alles Lebendigen findet in ihnen seine Begründung.

Sicher sind viele der Argumente gegen den Fulgurationismus, gegen Soziobiologie und genetischen Determinismus richtig. Ist daraus aber der Schluß erlaubt, daß die Vorstellung von Evolution überhaupt nicht zulässig sei? »Das Evolutionsweltbild ist begrenzt darauf, eine Theorie über die Entwicklung materieller Bedingungen im Verlauf größerer Zeiträume zu sein, unter welchen tatsächlich Neues bei Lebewesen bis hin zum Menschen entstanden ist. *Naturwissenschaftliche Kausalerklärungen der Entstehung von solch Neuem sind logisch unmöglich und beruhen ausnahmslos auf Äquivokationen und Zirkelschlüssen.*« (88) Daß es außer den oben genannten Theorien, auf die diese Einwände zutreffen, auch noch andere Evolutionstheorien ohne diese Schwächen gibt, übersieht Löw geflissentlich. Ihm geht es um die Wiedereinführung einer aristotelischen Naturphilosophie, in der eine biologische Entwicklungstheorie keinen Platz hat. Diese skizziert er wie folgt: »Das Ziel der aristotelischen Naturwissenschaft ist es, natürliche Phänomene genauer zu verstehen und zu begreifen, in ihren Details wie in größeren Zusammenhängen, und zwar zu verstehen, wie diese Phänomene von sich selbst her sind — nämlich wenn der Mensch nicht eingreift.« (79) Wie ein solches Verständnis von Naturdingen möglich sein soll, bleibt Löws Geheimnis. Weiter postuliert er eine in den Naturdingen liegende Zielursache, die die Entwicklung der Naturdinge auf die ihnen artspezifische Form hin sichert, *wenn keine Störung von außen eingreift* (82). Der Begriff der Normalität ist so »nicht eine formale Quantität, sondern er zielt auf das bereits genannte Gute für ein jedes Lebewesen« (ebd.). Ein Blick in die pathologische Abteilung einer Klinik oder eines biologischen Institutes könnte Löw aber belehren, daß »Normalität« nur erzwungen werden kann gegen das permanente Anbränden von Abweichungen, die immer und auf jeder Stufe der Entwicklung möglich sind. Nicht die Abweichungen sind so das Erklärungsbedürftige, sondern die »Normalität«!

Insgesamt gesehen, ist also die Argumentation Löws mehr als zweifelhaft. Partiiell richtige Einsichten werden überlagert durch grundsätzlich falsche und unhaltbare Positionen. So kann er zwar wichtige Aspekte in die Debatte um die Gentechnologie einbringen, enthebt aber nicht der Notwendigkeit, die anstehenden biologischen und moralischen Fragen genauestens zu analysieren. Im Gegenteil!

Michael Weingarten (Bodenheim)

Hannah Arendt — Karl Jaspers: Briefwechsel 1926-1969. Hrsg. von Lotte Köhler und Hans Saner. R. Piper Verlag, München 1985 (860 S., Ln., 98,- DM)

29 Briefe bis 1938, 403 von 1945 bis 1969. Wenig Philosophie, einiges über Zeitgenossen, viel Tagespolitik, ausführlich Editionsprobleme, eine Menge Alltagssorgen und -freuden, massenhaft Gefühle und gegenseitige Beweihräucherung. Ein document humain.

Der Verlag präsentiert die »in der Geschichte des Denkens bisher einzige umfangreiche Korrespondenz zwischen einer Philosophin und einem Philosophen«. Zwischen den Briefschreibern ist die Domäne Philosophie umstritten: zu Günter Gaus sagte Hannah Arendt, daß sie »der Philosophie endgültig Valet gesagt« habe und daß ihr Beruf »politische Theorie« sei. Dazu Karl Jaspers: »Dein Valet an die Philosophie ist ja ein Spaß, wenn auch ernsthaft vorgetragen. 'Politische Theorie', das klingt nach ökonomischer oder physikalischer Theorie. Man unterschied theoretische und praktische Volkswirtschaftslehre. Heute sagen die Leute: political science, Politologie. Da ist im philosophischen Grunde etwas nicht in Ordnung ... Bei Spinoza wirst Du sehen, wenn Du ihn nach allen Richtungen studierst, daß er nicht die Politik-Feindschaft hat, die Du allen Philosophen außer Kant aufhalst. Ich möchte fast das Gegenteil behaupten. Alle sind an Poli-

tik mit größtem Ernst, nicht als einem Fremden interessiert, außer Epikur, an dem Du studieren kannst, was Du meinst, und außer den Skeptikern (nicht allen).« (29.10.64) Im Brief vom 4.10.64 steht: »Du willst keine Philosophin sein. Da niemand von uns definieren kann, was Philosophie ist, muß man fragen, was 'keine Philosophin' eigentlich bedeutet. Ich denke an Rickerts Wort zu mir: 'Daß Sie aus Max Weber eine Philosophie machen, ist Ihr gutes Recht. Daß Sie ihn einen Philosophen nennen, ist Unsinn.'« Zum 100. Geburtstag sagt Rolf Hochhuth, ein Freund der Baseler Jahre: »Jaspers lebte zuletzt und starb als politischer Schriftsteller.« (*Die Zeit*, 8/1983) Die 683 Seiten einnehmenden Briefe — 177 Seiten sind Vorwort und Apparat — enthalten jedenfalls weitaus mehr Überlegungen zu tagespolitischen Fragen als zu philosophischen. Sie sind hauptsächlich kommentierend, leitartikelhaft, spekulierend — selten theoretisch und prinzipiell. Also im strengen Sinn sowenig Politologie wie Philosophie. Habermas billigte 1966 Jaspers »Früchte eines intelligenten Zeitungslesers« zu (*Die Zeit*, 13. Mai).

Aber bitte: die Briefe sind authentische Lebenszeugnisse, oft spannend zu lesen und eindrucksvoll nicht so sehr in den Ergebnissen wie in den immer wiederkehrenden Bemühungen um bestimmte Kernfragen: deutsches Wesen, deutsche Schuld, Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Unabhängigkeit des Denkens, deutsche Juden, Zionismus und Israel.

Die beiden Briefschreiber sind zugleich ungewöhnlich und typisch. Das Ungewöhnliche bei Jaspers: keinerlei Karrierezwang infolge familiärer finanzieller Sicherung; übervorsichtiger geregelter Tagesablauf wegen lebenslanger Krankheit; die Philosophieprofessur nach einem Medizinstudium und die Ehe mit einer Jüdin im NS-Staat. Das Typische: die Lebensverhältnisse eines deutschen Professors der philosophischen Fakultät in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Am Leben von Hannah Arendt ist ungewöhnlich die jüdische Herkunft, das Exil, die ununterbrochene intensive Auseinandersetzung mit den Problemen des Judentums. Typisch scheint es mir in hohem Maße für die Art, wie sich eine höhere Tochter der Vorweltkriegszeit als Publizistin und Theoretikerin emanzipiert und dabei die damenhafte Prägung behält. Beide Typen — der Professor und die intellektuelle Dame — gehören inzwischen der Vergangenheit an. In ihrem Briefwechsel begegnet man ihnen.

Die Beziehung zu Jaspers hat für Hannah Arendt mehrfache Bedeutung: er ist Ersatz für den Vater, den sie mit sechs Jahren verlor, er vergegenwärtigt ihre noch unbeschweren und erfolgreichen Studienjahre und repräsentiert für sie eine nicht pervertierte Geistigkeit in Deutschland. Für Jaspers bietet Hannah Arendt enorme Anregung von draußen, speziell aus USA, und unermüdliche dankbare Verehrung. Er vergilt das mit so viel parteiischer und bewundernder Zuwendung, daß der Leser sich unwillkürlich fragt, wer da wen mehr adoriert. Schon 1957 schreibt Jaspers: »Sie, die Sie doch heute, entschuldigen Sie, zu den ersten 'Köpfen' gehören«; und 1963: »Deine Kraft als Schriftstellerin — lessingisch«. Anlässlich der heftigen Kontroverse über »Eichmann in Jerusalem« tröstet Jaspers am 25.10.63: »Es kommt die Zeit, die Du nicht mehr erlebst: daß Juden Dir, wie jetzt dem Spinoza in Israel, einen Granitstein setzen und Dich stolz für sich in Anspruch nehmen.« Ein anderer Vergleich bezieht Hannah Arendts Ehemann Heinrich Blücher mit ein, der Philosophie am Bard College lehrte, aber nichts publizierte: »... wie Platos Gedanken nicht ohne Sokrates wären, so Deine, wie sie geworden sind, nicht ohne Heinrich.« (10.12.65) Auch er selbst sieht sich am Glanz beteiligt: »Durch Dich ist mir und den Zeitgenossen bezeugt, daß auch mein Professorendasein nicht umsonst in der Welt war.« (4.10.64)

Zwei Beispiele für Hannah Arendts Lobsprüche: Zur *Philosophischen Autobiographie* schreibt sie: »Die Erzählung hat einen Stifterischen Reiz ins Geheimnis. Ganz herrlich!« (17.2.57) Zu den *Großen Philosophen*: »Es ist das erste Lehrbuch der Philosophie, das überhaupt je geschrieben wurde, von einer ... ganz unüberbietbaren Originali-

tät ... Wenn Sie mal in den Himmel kommen, und es geht da so zu, wie Sokrates es sich vorgestellt hat, daß man nur fortfährt, sich zu unterhalten, aber nun mit den Besten aller Zeiten, dann wird der alte Kant sich zu Ihren Ehren vom Sitz erheben und Sie umarmen. Den hat noch keiner so verstanden wie Sie.« (29.8.57) Ihre persönliche Bindung rekapituliert sie sehr einfach und sehr bewegend: »Als ich jung war, waren Sie der einzige Mensch, der mich erzogen hat. Als ich Sie nach dem Krieg als erwachsener Mensch wieder fand und eine Freundschaft zwischen uns entstand, haben Sie mir die Garantie für die Kontinuität meines Lebens gegeben. Und heute ist es so, daß ich an das Haus in Basel wie an die Heimat denke.« (18.11.57)

Der Briefwechsel ist in erster Linie das Denkmal einer privaten Freundschaft. In der Exklusivität des Austauschs hagelt es geringschätzigste Urteile über andere, die bei Jaspers meist moralisch getönt sind: unrein, unredlich, verlogen nennt er sie, während Hannah Arendt die Leute oft einfach dumm findet. Dolf Sternberger liest den Herausgebern in der FAZ deswegen die Leviten (3.12.85), er spricht von öffentlicher Indiskretion und Absinken in die Schnüffel-Literatur. Andererseits werden Auslassungen bei solchen Publikationen von manchen Rezensenten mißtrauisch beklagt, und für den nicht betroffenen Leser mag die Teilhabe am »dies unter uns« auch eine Würze sein. Groß ist daneben die Zahl der akzeptierten Menschen aus dem privaten Lebenszusammenhang, einführend, rücksichtsvoll, ja zart wird von ihnen gesprochen. Das alles wird weit übertroffen von der Wärme und Unbedingtheit der ehelichen Liebe zu Gertrud Jaspers und Heinrich Blücher, die ohne Aufheben und völlig unsentimental zu Wort kommt. Die beiden gehören selbstverständlich zu dem Freundschaftsbund und sind mit einigen charakteristischen Briefen in der Sammlung vertreten. Schöner beschreibt es nicht einmal Bloch in dem Abschnitt »Nimbus um die Ehe« (*Das Prinzip Hoffnung* I, Kap. 21). Diese Komponente ungewöhnlicher Musterhaftigkeit gibt dem Buch eine nostalgische oder utopische Note. Früher hätte man gesagt: geeignet für die reifere Jugend. Kurz, ein Erbauungsbuch.

Sibylle Haberditzl (West-Berlin)

Grassi, Ernesto: Die Macht der Phantasie. Zur Geschichte des abendländischen Denkens. Syndikat/Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1984 (267 S., br., 16,80 DM) E. Grassi war 1928 bis 1938 Mitarbeiter von M. Heidegger und erlangte Bedeutung für die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik als Herausgeber von Rowohlt's Deutscher Enzyklopädie. Die Geschichte der Philosophie und des abendländischen Denkens, speziell den Siegeszug des Rationalismus in der Folge von Descartes, greift und beklagt er als einen Prozeß beständiger »Entmythisierung«. In der Philosophie und den Wissenschaften dominiere eine »be-weisende, begründende, rein rationale Sprache« (25). Der Höhepunkt dieser Entwicklung sei Wittgensteins »Forderung nach einer mathematischen, symbolischen Sprache« (26). Dieweisende und sakrale Sprache, die allein »das Ursprüngliche zu bekunden« (28) vermag, werde so aus dem Bereich der Philosophie und Wissenschaften verdrängt.

Der Rationalismus wird als »Terror der Entmythisierung« (25) zur Wurzel des Übels gemacht. Grassi lastet ihm Probleme an wie den »Verlust von Wertmaßstäben« (XVI), das Zerreißen der »Beziehung von Denken und Erlebnisfähigkeit« und das Verharren in einer »unverbindlichen und unverantwortlichen abstrakten Haltung« (XVII). Die Therapie, die aus dieser Problemdiagnose folgt, ist ein Zurück zum Mystizismus der weisenden Sprache. Als Weg dahin schlägt Grassi die »Rückerinnerung« (XVII) an die italienischen Humanisten, insbesondere Vico, vor. Im Zentrum der humanistischen Tradition stehe der Gedanke: »Allein im Bereich der weisenden, ursprünglichen sakralen Zeichen, im Bereich des poetischen Wortes begegnen sich die Menschen mit ihren Bemühungen, das Geheimnis zu entschlüsseln.« (261)

Der metaphysische Boden dieses Restaurationsprojekts einer sakralen Philosophie

gibt sich als anthropologische Semiotik: »Deshalb wird auch die anthropologische Semiotik nur dann ihre Deutungs Aufgabe erfüllen können, wenn sie sich zur Philosophie erhebt, d.h., wenn sie sich immer wieder auf das Problem jener ursprünglichen neuen Macht bezieht, die das menschliche Dasein aus dem Bezirk der biologischen Zeichen herausreißt und der verbalen Kommunikation — die an die Stelle der averbalen tritt — erst ihren Sinn verleiht.« (260)

Die »Rückerinnerung« an die Tradition des Renaissancehumanismus beschränkt sich letztlich darauf, bei Vico den metaphysischen Roman von der verlorenen Einheit mit der Natur und ihrer Wiedergewinnung in der Sprache wiederzuerkennen. Z.B. glaubt Grassi, schon bei Vico Grundmuster der Philosophie Heideggers zu erkennen, etwa, daß »der Mensch nur auf Grund der Entfremdung — d.h. auf Grund der Urangst, sich im Urwald zu verlieren — und durch die Tätigkeit der ingeniosen Phantasie die 'Lichtung' des Waldes zu schaffen vermag: jene 'Lichtung', in deren ausschließlichem Bezirk die geschichtliche Welt des Daseins auftreten kann.« (253)

Was Grassi hier im »Jargon der Eigentlichkeit« verbrämt propagiert, ist die abgestandene Antwort der Gegenaufklärung auf die Herausforderung der Philosophie durch die modernen Wissenschaften: Rückzug auf die »Macht des Wortes« (259) und Sakralisierung der Philosophie. Dieses »höhere Blech«, über dessen Antiquiertheit man heute sicher lächeln kann, hatte seine »besseren Zeiten« während des Faschismus. Der Humanismus der Renaissance sollte als lateinische Traditionslinie in das Heideggersche Philosophieparadigma eingearbeitet werden, und damit sollte eine Brücke zwischen der italienischen und deutschen Philosophie geschlagen werden. (Grassi hielt 1938 Vorlesungen zum Thema: Die italienische Philosophie und ihre Beziehung zur deutschen Philosophie.)

Erstaunlich ist allerdings, daß der Syndikat-Verlag dem »Jargon« jetzt unter dem Stichwort »Macht der Phantasie« — die Anspielungen auf den Pariser Mai von 1968 sind sicherlich gewollt — Gelegenheit verschafft, der latenten Theoriefeindlichkeit des neuen Spontaneismus ein konservatives Echo zu geben. Aber auch im Namen der Phantasie ist Einspruch zu erheben; diese Art der Ermächtigung degradiert das Befreiende der Phantasie zum Befehlsempfänger für das Raunen an-weisender Urmächte.

Gerwin Klinger (West-Berlin)

Schulte, Günter: »Ich impfe euch mit dem Wahnsinn«. Nietzsches Philosophie der verdrängten Weiblichkeit des Mannes. Qumran Verlag, Frankfurt/M., Paris 1982 (184 S., br., 24,80 DM)

Die ganze Darlegung zielt auf die im Untertitel schon angekündigte These ab: Nietzsche »hat sein Liebstes verachtet: sich selbst als Weib« (168). »Das ist also Zarathustras Problem: wie eine Frau geliebt zu werden! Und weil er dies sich nicht zugestehen kann, redet er, und redet den Mann heraus, aber jammert doch nach Liebe, Zärtlichkeit, Weiblichkeit. Das ist Nietzsches Problematik von Anfang an« (163), und der belesene Autor sucht sie von den Schulaufsätzen bis in die Zeit der Ariadne-Klage zu belegen, wobei er auch die Haltung Nietzsches zu den philosophischen Bezugspersonen wie Platon, Darwin, Kant, Wagner einbezieht. Alles erscheint so in neuem Licht, z.B. die negative Wertung des Mitleids — Erbarmungslosigkeit des Philosophen gegen seinen »inversen Eros« (65) — oder die Lehre der ewigen Wiederkehr aller Dinge, darunter auch des Schwachen: sie sei »der zur äußerst heroischen Selbstüberwindung umgemünzte Kurzschluß der homoerotischen Sehnsucht auf sich selbst, auf dieses Dasein, das er wegen dieser seiner Schwäche verachten muß«. »Hier entlarvt sich die Liebe, die er sich verweigerte, weil sie ihn zum Weib verkehrt hätte, als die Liebe zur Ewigkeit, die ihm ein Kind machen soll.« (164)

Ich kann dem Buch, dessen Autor zögernd mitteilt, »daß ich hier und da mit Tränen

schreibe (Nietzsche, wie er sagte, mit Blut!)« (75), den Respekt nicht versagen. Dennoch scheint es mir in der Grundanlage verfehlt. Nicht, weil es einen Zusammenhang zwischen Biographie und Lehre herzustellen versucht. Das wäre kein Gegenargument, wenn seine Studie am Beispiel Nietzsches den Zusammenhang von männlicher Homoerotik und Philosophie lesbarer machen würde. Man könnte sie dann dem wichtigen Buch von Magaret Walters über die homoerotische Dimension der europäischen Kunstgeschichte zur Seite stellen (»Der männliche Akt«, vgl. die Rezension im *Argument*-Beiheft '82). Aber es geht hier nicht nur um Homoerotik. Es geht bei Nietzsche tatsächlich um verdrängte Weiblichkeit. Und das ist nicht dasselbe. Schultes Satz, der Philosoph habe Angst gehabt, »feminin zu sein« (171), bringt die Vermengung zutage: er verwechselt das Weibliche mit dem »Weibischen«.

Damit, daß ich als Mann die »weibliche Schwäche« als Eigenschaft meiner selbst anerkenne, sie womöglich zum Kriterium meiner Sexualität mache, komme ich dem Weiblichen um keinen Flohsprung näher, denn das Weibliche seinerseits läßt sich nicht als das Schwache definieren. Vielmehr, weil es »männlich« ist, der Frau Schwäche zuzuschreiben und sich selbst Stärke, kann auch die bloße Umkehrung dieser Rollen, die sich wechselseitig stützen, aus der Männerimagination nicht herausführen. Das Weibliche nicht verdrängen, hieße etwas ganz anderes: es hieße, den Spiegel des »schwachen Geschlechts«, der mir durch seine auferlegte Stummheit immerzu sagt, wer der Stärkere im Land ist, zu *zerschlagen* und dem *zuzuhören*, was dann befreit würde. So gesehen ist Schulte derjenige, der das Weib verdrängt, ja vollständig ignoriert. Nietzsche aber tut genug, um den Spiegel zu zerschlagen. Gerade deshalb seine manifeste Angst vor den Krallen der Sphinx, die Schulte schon auf dem Cover durch eine Zeichnung ankündigt. Die Polemik gegen Mitleid und andere »Sklavenmoral«, für Schulte bloßer Widerstand gegen das coming out, hat tatsächlich mit der Frage, ob ich das Weibliche bejahe oder verneine, überhaupt nichts zu tun. Sie will vielmehr darauf aufmerksam machen, durch welche Eigenschaften das Weib in seine Sklavenrolle gelangt. »Wie eine Frau geliebt werden« ist eben *für eine Frau* kein Sehnsuchtsziel, und doch kann man nicht folgern, daß Frauen an ihrem Sehnsuchtsziel wären. Nietzsches »heroische Selbstüberwindung« dürfte für Frauen gar nichts Unmenschliches haben. So wenig wie der Verlust der Klassenindividualität für einen (männlichen oder weiblichen) Proletarier, den dieser auch durch Selbstveränderung (»Revolutionierung der Revolutionäre«) herbeiführen müßte, wie Marx hervorhebt.

Nietzsche war übrigens kein Befürworter der Frauen- (und Männer-) Emanzipation. Er hat den Versklavungsmechanismus nicht analysiert, um den Sklaven zu helfen, sondern um sich von ihnen zu distanzieren. Das ist es, was Schulte als Kampf gegen die eigene Weichheit wahrnimmt. Es geht Nietzsche darum, die Position einer Männlichkeit zu formulieren, die mittels Ästhetik über dem drohenden Abgrund des Weiblichen »tanzt«. Wenn man Schulte gegen den Strich liest, werden die widersprüchlichen Konsequenzen deutlich: der nietzscheanische »Herr« *braucht* das Weib als Stütze seiner ästhetischen Existenz — einen Abgrund als Stütze —, *kritisiert* die »weibliche Schwäche«, *rechtfertigt* die eigene Existenz mit der eigenen Nicht-Schwäche und glaubt dadurch auch seinen *unbedingten Selbstbehauptungswillen* gegen das Weib gerechtfertigt (der aber gar keine Funktion hätte, wenn das Weib wirklich schwach wäre). Trotz dieser zweifellos »empörenden« Haltung hat Nietzsche den Respekt Lou Salomé's gewonnen, was wohl nicht viele Männer von sich sagen konnten. Sie war eine der ersten, die für die Verbreitung seiner Philosophie sorgte. Dieser erstaunlichen Beziehung zwischen Frauenfeind und Feministin geht Schulte nicht nach. Seine Behandlung der »Tautenburger Aufzeichnungen für Lou von Salomé« (Studienausgabe Bd. 10, 37-42) ist exemplarisch für den entstehenden Reduktionismus seines Buches. Ohne die »Aufzeichnungen« als solche zu thematisieren, entreißt er ihnen doch den Satz, daß Männer unter Liebe oft die »Anbetung einer

leidenden und verhüllten Gottheit« verstünden (Bd. 10, 37), um erneut zu schließen, das Verhüllte sei Nietzsches eigene, uneingestandenene Homoerotik (173). Was Nietzsche in diesem Text zum Thema »Schwäche« ausführt, interessiert ihn nicht. Es sind Einzelheiten, die seinem Nachweis, daß Nietzsche der Schwäche widerstrebt, nichts Neues sagen. Lou Salomé haben vermutlich gerade die Einzelheiten interessiert. Sie konnte z.B. lesen: »... das schwache Weib glaubt an seine Unmöglichkeit, ungestützt stehen zu können und verwandelt alles, was es leiblich oder geistig umgibt, in *Stützen* — es will nicht sehen, was dies alles wirklich *ist*, es will nicht prüfen, ob das Geländer, an dem es über den Fluß geht, wirklich *hält*, es glaubt an das Geländer, weil es an seine Schwäche und Angst glaubt.« (Bd. 10, 40)

Sehr wichtig ist aber Schultes Nachweis, daß Frauenfeindschaft und *Sozialismusfeindschaft* bei Nietzsche eine undurchschaute Metapher bilden (135ff., 147ff.). Auf beiden Seiten der Metapher dieselbe Problemstruktur: auch die Proletarier/Sozialisten sind bedrohlicher Abgrund, schwächliche Erscheinung (»Herdentrieb«) und Rechtfertigung für die Kulturexistenz der Unterdrückten in einem. Mit dieser Feststellung ist freilich Schultes Interesse schon wieder erloschen, ganz als ob er sagen wollte, auch die Sozialisten sollten sich zu ihrer Schwäche bekennen und nicht etwa die Herrschaft erringen wollen. Dabei gäbe es hier noch Stoff zum Weiterlesen. Man könnte z.B. darauf aufmerksam werden, daß Nietzsche Rousseau angreift, wenn er gegen das »Mitleid« der Sklaven polemisiert. Dieser in der Geschichte sozialer Bewegungen bis heute einflußreiche Philosoph hatte behauptet, Mitleid sei der Stoff, der die Gesellschaft zusammenhalte. Auch Nietzsches Theorie der »Priester« geht mit dem Thema Schwäche in Einzelheiten. Die »Genealogie der Morak« sucht zu beschreiben, wie die »Priester« das psychische Elend der Arbeitssklaven fördern, um ihnen dann mit sozialen Aufputzmitteln und Tranquillizern auf eine Weise zu »helfen«, die sie nur immer abhängiger macht. Es liegt eigentlich nahe, dies als Ansatz einer Staatstheorie in kritischer Absicht aufzufassen. Deleuze z.B. hat es getan.

Michael Jäger (West-Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Langenscheidt-Redaktion (Hrsg.): Computergestützter Fremdsprachenunterricht. Ein Handbuch. Langenscheidt Verlag, West-Berlin 1985 (128 S., br., 19,80 DM) (zit. a)

Rüschhoff, Bernd: Fremdsprachenunterricht mit computergestützten Materialien. Didaktische Überlegungen und Beispiele. Hueber Verlag, München 1986 (118 S., br., 19,80 DM) (zit. b)

Ahmad, Khurshid, u.a.: Computers Language Learning and Language Teaching. Cambridge University Press, Cambridge 1985 (158 S., br., 4,95 £) (zit. c)

Verglichen mit dem Getöse, mit dem einst Sprachlabor und Programmierte Instruktion ihre Ankunft im Fremdsprachenunterricht ankündigten, und mit dem ihre Propagandisten neue Technologien als käuflich erwerbbar Lösungen von dessen Lehr- und Lernproblemen auf den Markt drücken wollten, geht es bei der Durchsetzung des ungleich mächtigeren Mikrocomputers und der entsprechenden Software erstaunlich seriös zu.

Von drei Einführungen zum Thema »Computer und Fremdsprachenunterricht« ist zu berichten, die alle zwei erfreuliche Eigenschaften aufweisen. Zum einen sind sie, verglichen etwa mit vielen der sogenannten Einführungen in die Linguistik, tatsächliche Einführungen, die den Leser »bei Null« abholen und ihn langsam mit leicht verständlicher Sprache an den Themenbereich heranführen. Zum anderen gelingt es ihnen, an die Stelle einer undifferenzierten Computerbegeisterung ein skeptisches Abwägen der Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes von Computern im Fremdsprachenunterricht zu geben: »Lehrer, die sich vom Computer sehr viel mehr als die Unterstützung sprachmecha-

nischer Abläufe erhoffen, vernachlässigen möglicherweise das beste kommunikative Gerät, das ihnen zur Verfügung steht: sich selbst und das Klassenzimmer. Computer sollte man für das einsetzen, was sie am besten können; wenn wir zuviel von ihnen erwarten, laufen wir Gefahr, mehr Probleme zu erzeugen als wir lösen.« (a, 17)

Das Buch der Langenscheidt-Redaktion — Langenscheidt vertreibt Software für den Fremdsprachenunterricht, und so fragt man sich natürlich als erstes, ob hier die Ideologie zum Verkaufsprogramm geliefert wird — bringt sieben Beiträge verschiedener Autoren und ein äußerst hilfreiches neunseitiges Glossar zur Erläuterung von Fachausdrücken. Immer wieder findet sich der Hinweis, der Computer allein sei wertlos, wenn er nicht didaktisch angemessen integriert wird: »Es darf nicht so weit kommen, daß die Technologie Bildungsziele und -methoden diktiert. Computergestützter Unterricht wird sich mit Sicherheit als Fehlschlag erweisen, wenn er nicht von jenen Leuten entworfen und angewandt wird, denen die zentralen Interessen des Fremdsprachenunterrichts am Herzen liegen: den Lehrern.« (a, 13) Wer Software für den Fremdsprachenunterricht herstellen will, braucht eine Doppelqualifikation oder gute Teamarbeit: »Bei der Herstellung und Bewertung von Lernprogrammen sind Wissen und Erfahrung eines Lehrers wichtiger als eventuelle Computerkenntnisse. Viele Programme genügen den Ansprüchen an gutes Lehrmaterial nicht, erscheinen trivial oder sind dem Lernen gar abträglich. Es sei hervorgehoben, daß gute Programme nur aus ernsthafter Reflexion über Methoden und Inhalte hervorgehen.« (a, 29)

Je nach Computerkenntnis der Lehrer gibt es grob drei Möglichkeiten, mit Computermaterialien umzugehen. Fertige Software-Pakete sind auch für relativ unerfahrene Lehrer kein Problem; genau wie anderes Lehrmaterial sind sie aber auch entsprechend starr. Autorensysteme bewegen sich unterhalb der Ebene des eigentlichen Programmierens, sie helfen bei der Erstellung von Materialien, aber eben nur innerhalb des vom Autorensystem gestellten Rahmens. Den größten Freiraum schließlich eröffnet das eigentliche Programmieren, es erfordert jedoch auch den größten Aufwand. Für das schwierige Verfahren der Auswahl der richtigen Software bieten die Autoren einen umfangreichen Kriterienkatalog (a, 60-63), geordnet nach Inhalt, Ansatz, Gestaltung, Kontrolle und »Drumherum«, bei dem erfreulicherweise auch ggf. arbeitssparende Fragen wie »Ist es sinnvoll, dies auf dem Computer zu machen« (a, 61) vorkommen.

Rüschhoff will mit seinem Buch »Interessierte und Skeptiker gleichermaßen« (b, 11) ansprechen. Zu Beginn diskutiert er kurz die Bedenken von Pädagogen gegen das neue Medium. Computergestützter Fremdsprachenunterricht dürfe auf keinen Fall auf programmierte Instruktion zurückfallen, notwendig sei eine Integration in die allgemeine didaktische Diskussion. Die Computer müßten entsprechend ihrer Vorteile — Flexibilität, Bezug zu bestimmten Übungstypen — eingesetzt und nicht zum Selbstzweck werden. Rüschhoff gibt zunächst eine dreiundzwanzigseitige Einführung in Technik und Leistungsfähigkeit von Mikrocomputern und diskutiert danach deren Verwendbarkeit als flexibles Unterrichtsmittel. Einsatzmöglichkeiten fürs Selbstlernen und für Unterricht in Gruppen werden beschrieben; neben die Beschreibung der Übungsformen, bei denen der Computereinsatz sinnvoll ist, hätten hier einige Hinweise auf Lernaktivitäten treten können, für deren Stützung der Computer (noch?) nicht geeignet ist. Von den drei hier besprochenen Büchern geht Rüschhoff am ausführlichsten auf Autorensysteme ein. Der Einsatz von computergestützten Programmen »darf nicht mehr Vorbereitungszeit von den Lehrer(inne)n abverlangen als die Zeit, die sie zur Aufbereitung anderer Materialien für den FU benötigen« (b, 88). Akzeptiert man diese Prämisse, dann sind die jenseits des eigentlichen Programmierens ansetzenden Autorensysteme das äußerste, was man einem Lehrer im Normalfall abverlangen kann. Sie sind »in ihrer einfachsten Form Textverarbeitungsroutinen, die es dem/der Lehrer(in) erlauben, den Computer in eine 'elektrische Schreibmaschine' zu verwandeln und damit vorgegebene Programmstrukturen mit eige-

nen, auf die Bedürfnisse einzelner Schüler(innen) oder Klassen abgestimmten Inhalten zu füllen« (b, 89).

Ist das Buch von Rüschoff die praktischste der drei hier besprochenen Einführungen, so ist »Computers, Language Learning and Language Teaching« ohne Zweifel die anspruchsvollste. Auch hier wird der Leser »bei Null« abgeholt, auch hier wird sorgfältig in Technik und Methodik eingeführt. Darüber hinaus wird jedoch ausführlich auf Geschichte, Umfeld, Entwicklung und Einordnung des computergestützten Fremdsprachenlernens eingegangen. Es handelt sich eher um eine, im guten Sinne, akademische Einführung. Nach einer kurzen Gegenüberstellung von Vor- und Nachteilen des Einsatzes von Computern im Fremdsprachenunterricht folgen fünfzehn Seiten bebilderte Einführung in »hardware and software«. Danach ein Überblick über die bisherige Entwicklung und eine Abgrenzung von Programmierter Instruktion, Computerlinguistik und Maschinellem Übersetzen. Auf eine eher oberflächliche Erörterung des Verhältnisses von Lernenden, Computer und natürlicher Sprache folgt die Vorstellung eines Computerprogramms, mit dem man die Adjektivendungen im Deutschen trainieren kann; die Vorstellung ist erfreulicherweise so ausführlich, daß man sich auch als Laie ein Bild vom Ablauf eines solchen Programms machen kann. Mühe gegeben haben sich die Autoren bei ihrem Überblick übers Programmieren und über Programmiersprachen, indem sie u.a. ein Miniprogramm in BASIC und PASCAL miteinander vergleichen. Gleichwohl wird es Leser mit Aversionen gegen das Programmieren geben. Sie können dieses Kapitel gefahrlos überspringen, ohne befürchten zu müssen, den Rest nicht mehr zu verstehen. Der Rest — das ist vor allem das Kapitel über die Einsatzmöglichkeiten des Computers im Fremdsprachenunterricht. »Completely free or uncontrolled exercises involving a synthesis of many different aspects of language are beyond the computer's scope.« (c, 104) Während komplexe kommunikative Aktivitäten schlecht mit der Beschaffenheit von Computern in Einklang zu bringen sind, sind eher strukturelle und eindeutige Antworten verlangende Übungsformen über ihn gut transportierbar. Multiple-choice Auswahlen bei Hör- und Leseverständnisübungen, das Einfüllen von Lücken bei Übungen im Bereich Flexion, Wortschatzarbeit, bestimmte Spiele oder auch die Überwachung von quantifizierbaren Lernleistungen sind Bereiche, in denen der Einsatz von Computern z.Zt. die größten Fortschritte macht. Abgeschlossen wird das Buch mit einer Sammlung von »useful addresses« von einschlägigen Verbänden, Projekten, Publikationsorganen und Software-Herstellern.

Die Vorsicht, mit der man sich diesmal der neuen Technologie nähert, gibt zu der Hoffnung Anlaß, daß diesmal eine sanfte Integration von Mikrocomputern in den Fremdsprachenunterricht möglich sein könnte, eine Integration, die sie in Verbindung bringt mit den neuesten Erkenntnissen zum Lernen und Lehren fremder Sprachen und die sie Lösungen für Teilbereiche finden läßt, die ohne unverträgliche Nebenwirkungen in den komplexen Lern- und Lehrprozeß eingehen können.

Dietmar Rösler (West-Berlin)

Safranski, Rüdiger: E.T.A. Hoffman. Das Leben eines skeptischen Phantasten. Carl Hanser Verlag, München, Wien 1984 (533 S., Ln., 54,- DM)

Safranskis Biographie hat nicht den Anspruch, neue Fakten aus dem Leben Hoffmanns zutage zu fördern, sondern folgt den von Hans von Müller und Friedrich Schnapp erforschten und edierten Quellen. Der Wert seiner Arbeit besteht vielmehr darin, daß die detaillierten, umfassenden Ergebnisse der biographischen Hoffmann-Forschung gesichtet und in die Form einer gut lesbaren Gesamtdarstellung gebracht werden, in der der historische, literatursoziologische und philosophische Hintergrund sehr anschaulich in Bezug zu Leben und Werk gesetzt wird.

In der Charakterisierung Hoffmanns betont Safranski das sich dem Eindeutigen Ent-

ziehende, das zwischen Idealismus und Spott Schwankende, das Spielerische und zeigt diese Merkmale auch in Hoffmanns schriftstellerischem Werk auf. Er folgt hier im Prinzip der Interpretation Hans Mayers, der Hoffmanns Werk sowohl im Phantastischen als auch im Realen ansiedelte. Safranski begründet den, wie er es nennt, ausweichenden Lebensstil Hoffmanns (vgl. 27) freudianisch: Mutter- und Vaterrolle seien in Hoffmanns Kindheit zu schwach besetzt gewesen, als daß er über eine starke persönliche Bindung Autorität habe verinnerlichen können. Den Normen der Familientradition fügte er sich, ohne sie recht ernst zu nehmen; aber er könne sich ihnen auch nicht ganz entziehen. Hoffmann wird den Familienerwartungen entsprechend Jurist, obwohl es ihn zur Kunst zieht. Er malt und zeichnet, dirigiert, komponiert, gibt Gesangsunterricht, schreibt bahnbrechende Musikkritiken und wird schließlich — nachdem er seine durch die napoleonischen Kriege unterbrochene Karriere als Jurist im preußischen Staatsdienst wieder aufgenommen hat — ein äußerst erfolgreicher Schriftsteller. Auf keine dieser Rollen sei Hoffmann jedoch festzuschreiben, und dieses Spielerische sei die Basis für den Erfolg des Dichters Hoffmann, der mit der Erzählung *Ritter Gluck* im Jahre 1809 begann. Daß Hoffmann so spät zur Literatur kam, erklärt Safranski damit, daß er erst die Erfahrung eines sozialen Todes (Verlust von Amt, Familie) habe machen müssen. Aus der existentiellen Krise heraus, in die ihn sein Versuch der freien künstlerischen Selbstverwirklichung gestürzt habe, aus der als beängstigend erlebten Freiheit, habe Hoffmann erst seine Kreativität entwickeln können. Die literarische Verarbeitung der »Problematik des künstlerischen Selbstzweifels« (151), die Hoffmanns Werk durchzieht, interpretiert Safranski differenziert in ihren verschiedenen Ausprägungen. Kunst und Leben sowie »Liebe — Imagination — Körper« (417) nennt er als Hoffmanns große Themen. Safranskis Erklärung für Hoffmanns »Paradigma einer großen Liebe, die stets unerfüllt bleiben muß« (90), ist wiederum freudianisch. Hoffmann habe seinen kleinen, dünnen Körper als »Schranke des Begehrens« (257) empfunden. Der Haß gegen den eigenen Körper ziehe den Haß gegen den Körper der Frau nach sich, und aus Kompensation erfolge die Verwerfung des Körperlichen überhaupt und die Idealisierung einer höheren Liebe, die sich im Medium der Kunst ausdrückt. Doch arbeitet Safranski auch an diesem Punkt Hoffmanns schillernde Uneindeutigkeit heraus: »Das Lob der 'Künstlerliebe' — das Paradigma der entkörperlichten Liebe — wird bei Hoffmann fast immer ironisch gebrochen angestimmt. Die Himmelfahrten des Gefühls bleiben bei ihm in einer nicht auflösbaren Spannung zu den Wünschen nach Verkörperung. Daß Hoffmann diese Spannung aufrechterhalten und aushalten konnte, hat ihn zu einem im Vergleich mit seinen Zeitgenossen einzigartigen Realisten des Seelenabgrunds werden lassen.« (261f.) Safranskis differenzierte Darstellung von Hoffmanns politischer Position in Beruf und Werk unterscheidet sich positiv von platten Versuchen, Hoffmann als sozialkritischen Schriftsteller zu vereinnahmen. Hoffmann habe sich die Politik zeit lebens vom Leibe halten wollen. Paradoxaerweise habe er während der Demagogenverfolgung politisch handeln müssen, um ein vom Zugriff der Politik freies Inneres des Menschen zu verteidigen, das allerdings auch nicht allein bestimmend für das Äußere sein solle.

Safranskis Werkinterpretationen sind in der Regel erhellend und anregend. Besonders die Entfaltung der Bedeutungsspirale des *Ritter Gluck* hat mir gefallen. Bei der Diskussion der literarischen Einflüsse auf Hoffmann findet sich jedoch eine auffällige Lücke: Shakespeare und Laurence Sterne werden nicht erwähnt, obwohl Hoffmann sich häufig auf beide Autoren bezieht und sein literarischer Humor von ihnen geprägt ist. In seiner Darstellung hat Safranski auf eine Auseinandersetzung mit anderen Interpretationen von Hoffmanns Leben und Werk verzichtet. Das macht seine Biographie leicht lesbar, gibt ihr aber zugleich den Anstrich des fraglos Richtigen. Manchen Titel habe ich in der Literaturliste vermißt, z.B. Strohschneider-Kohrs *Die romantische Ironie in Theorie und Gestaltung* und die psychoanalytischen Hoffmann-Interpretationen mit dem Instrumen-

tarium von Jung, Lacan und dem des poststrukturalistischen Feminismus. Fußnoten gibt es nicht in diesem Buch. Statt dessen befindet sich ein umständliches Belegsistem im Anhang, wo — kapitelweise gegliedert — nach der Wiederholung der Zitatanfänge ein bibliographischer Beleg in Kurzform folgt. Diese Kurzform muß dann in einer Literaturliste entschlüsselt werden, die in 13 Untergruppen eingeteilt ist! Kein Wunder, daß bei einem solch komplizierten Apparat Fehler unterlaufen. Darüber hinaus läßt die Zitiergenauigkeit zu wünschen übrig.

Safranskis Hoffmann könnte zur Kultfigur der Intellektuellen der 80er Jahre werden. Denn das, was Safranski neben seinen manifest freudianischen Deutungen herausarbeitet und positiv würdigt — gebrochene Identität, Persönlichkeit als Ensemble disparater Aspekte statt eines organischen Ganzen, die Distanz zu sich selbst, die mit Ekstase abwechselt, spielerische Leichtigkeit, das psychisch Abgründige — sind Aspekte eines Persönlichkeitsbildes, das durch den französischen Poststrukturalismus in der Bundesrepublik zu einem Faszinosum geworden ist.

Ricarda Schmidt (Manchester)

Hosfeld, Rolf: Die Welt als Füllhorn: Heine. Das neunzehnte Jahrhundert zwischen Romantik und Moderne. Oberbaumverlag, West-Berlin 1984

(224 S., 5 Abb., br., 29,80 DM)

Hosfeld versucht in fünf Kapiteln zu zeigen, daß Heine einen Wendepunkt in der Literatur darstellt. Der Wendepunkt («Peripetie der Krisenzeit») bedeute das Ende der »Göthischen Kunstperiode« und das Einläuten der Moderne. Datiert ist er mit dem Jahr 1830, dem Jahr der Julirevolution, die soviel Einfluß auf die Literaten und Poeten Deutschlands hatte. Heine, bislang in Deutschland als Verfasser des »Buches der Lieder« und der Reisebilder bekannt, jubelte über den »Sieg der Armen über die Reichen«. 1831 zog es ihn nach Paris, wo er Zeitungsartikel schrieb, die er später als »Französische Zustände« und »Lutetia« herausgab. Im ersten Kapitel seines Buches («Zeit-Dichtung») zeigt Hosfeld die veränderte Schreibart, eine politisierte Prosa, die Heine den Ruf als Sprachvergewaltiger einbrachte. Doch Hosfeld geht auf einen Aspekt der Heineliteratur ein, der prägend für das Gesamtwerk ist, nämlich die menippische Satire, sprich, die parodistischen Züge der Texte. Ein zweiter Gesichtspunkt der Analyse ist der politische Bezug der Sprache Heines und deren geistiger Ursprung. Inspiriert von den Ideen des Saint-Simonismus (d.i. ein utopischer Sozialismus) thematisiert Heine die »soziale Frage«. Angedeutet wird die »littérature engagée« schon in dem »William Ratcliff«, der einerseits Schicksalstragödie ist, gleichzeitig aber eine neue Soziologie verkündet, wo der Kampf zwischen Hungernden und Satten im Mittelpunkt steht.

Dieser klare politische Bezug wird aufgehoben, wenn sich Hosfeld der Lyrik Heines widmet. Anhand des »Lyrischen Intermezzos« wird der Unterschied Heines zu den deutschen Romantikern verdeutlicht: bei Heine finde man nicht die Gegensätzlichkeit und Dissonanz der Begriffe, sondern eine »De-Zentrierung« der Struktur. Vom russischen und französischen Strukturalismus beeindruckt, versucht Hosfeld, »strukturelle Eigenarten der Heineschen Poesie« (92) zu deuten und meint, diese Besonderheiten wären in der Welt des Karnevals bereits vorgebildet. Vor allem die Dialoge des »Don Quixote« habe Heine zum Vorbild seines »Lyrischen Intermezzos« genommen.

Hosfeld kommt zu folgendem Fazit: »Zwischen Romantik und der Moderne bietet Heine das Beispiel einer solchen asymmetrischen Sprachpraxis im 19. Jahrhundert, die gleichzeitig den Illusionen der bürgerlichen Welt und ihres inneren Zentrums, des Subjekts, entgeht.« (94)

Im IV. Kapitel behandelt der Autor die Reisebilder. Das Buch »Le Grand« wird beispielhaft analysiert und verglichen mit Sternes »Tristram Shandy«. Doch Hosfeld geht weiter und versucht zu zeigen, daß sich Heine hier mit Hegels Philosophie auseinandersetzt und ein eigenes Konzept, das eher Spinoza rezipiert, entwickelt. Ein interessanter

Aspekt ist der Vergleich des Buchs »Le Grand« mit der Musik. Hosfeld kommt zu dem Ergebnis, »daß es hier (auch intentional) um das gleiche Problem geht, wie bei der Sonatenform: nämlich um die Darstellung eines Spannungsablaufes von Gefühlen« (116).

Im V. Kapitel bespricht Hosfeld z.B. »Die Stadt Lucca« und sieht dieses »Reisebild« als Kritik der Hegelschen Philosophie, wobei die handelnden Personen verschiedene Standpunkte symbolisieren und gleichzeitig Goethes »Wahlverwandtschaften« parodieren.

Das Buch ist sehr kenntnisreich mit breit gefächerten Darlegungen aus Kunst, Literaturwissenschaft und Philosophie geschrieben. Es ist jedoch wegen der Verwendung zahlreicher ungewöhnlicher Fremdworte und der ausführlichen Diskussion philosophischer Systeme, besonders von Hegel und Spinoza, für den literaturwissenschaftlichen bzw. philosophischen Laien schwer verständlich, es schließt z.B. mit dem Hinweis, daß ein Bezugspunkt des Buches »in den unendlichen Determinationen der einzelnen endlichen Modi untereinander und in ihrem differentiellen Verhältnis zu einer dominanten Determinationsordnung Gottes oder der Natur liegt« (180).

Das Buch ist als Einstieg in die Heineforschung nicht brauchbar, trotz der aktuellen und umfassenden Bibliographie. Gewinnreich ist es vor allem für jene, die nicht die Mühe scheuen, mit Rolf Hosfeld in die Struktur der Sprache Heines einzudringen.

Joachim Jendretzki (West-Berlin)

Koenigs, Tom (Hrsg.): Mythos und Wirklichkeit. Materialien zum Werk von Gabriel Garcia Márquez. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1985 (314 S., br., 34,- DM)

»Alle Werke von Garcia Márquez tun nichts anderes, als durch die Tür der Geschichte zurückzuschauen.« (34) Derartige Bildhaftigkeit der Aussagen scheint charakteristisch für lateinamerikanische Literaturwissenschaft zu sein, nimmt man die 11 Essays des Buches, die allerdings (z.T. schon vor 20 Jahren und weitgehend in Zeitschriften erschienen) zu Dreiviertel von Schriftstellerkollegen des Kolumbianers verfaßt sind; sie werden durch sechs kurze Texte von Márquez selbst ergänzt, der vor allem in der Beurteilung der kolumbianischen Literatur (1959, 60) auch seine Qualitäten als Literaturkritiker unter Beweis stellt.

Ein gelungenes Konzept: neben zwei übergreifenden Aufsätzen, die das Gesamtwerk würdigen, jeweils zwei Untersuchungen zu den vier Schaffensperioden. Zunächst über die frühe Prosa, in der Márquez thematisch wie konzeptionell am Stoff seiner Kindheit experimentiert, ausprobiert, wie die mythische Welt Macondos literarisch zu bewältigen ist. Volkening würdigt schon 1963, lange vor seinem Welterfolg, die Stileigentümlichkeiten (deskriptive Nüchternheit, strikte Begrenzung auf das Eigentliche des Phänomens, fehlendes Pathos u.a., 81ff.). Dann zwei Beiträge über die Struktur der »100 Jahre Einsamkeit«, die einmal freigelegt und anschließend im bemerkenswerten Aufsatz des Mexikaners Fuentes in ihrer Übereinstimmung »mit der profunden Geschichtlichkeit Spanisch-Amerikas« (150) herausgearbeitet wird. Spannend auch die Lesarten des »Herbst des Patriarchen«, vor allem Canfields ausführliche psychoanalytische Interpretation, die im Roman einen »Text der Lust« (nach Barthes) ausmacht und sich mit verschiedenen Ansätzen der Tiergestaltigkeit der Figuren oder »dem Motiv der Exkremente« nähert, schließlich die Polyvalenz des Textes (nach Todorov die Vielfalt von Bezügen auf vorgehende Rede) nachweist.

Sehr dünn geraten die Auseinandersetzungen mit der letzterschienenen »Chronik eines angekündigten Todes«. Cobo Borda weist sich als intimer Kenner des Hauses Márquez aus und versucht Literaturkritik als Klatsch, und auch ein Briefwechsel Rossanda-Márquez dringt nicht tiefer. Überflüssig die Aufnahme eines Beitrags von Donoso, der (wie er eingesteht) überfordert ist, als Beteiligter den enormen Aufschwung der lateinamerikanischen Literatur analytisch zu fassen.

Die Werkübersicht wie eine Auswahl aus der Sekundärliteratur vervollständigen die »Materialien«.

Wenn der Herausgeber auch eine »Unausgewogenheit der Kritik« bedauert und sich dafür entschuldigt, daß die Essays fast eine »Hommage an García Márquez« darstellen, so ist doch gerade die Ausnahme, das Bemühen Cobo Bordas um Distanz, mißlungen. Seine Kritik am sozialistischen Engagement will die reine Literatur retten. Als Folge der zahllosen Interviews und Glossen zur Tagespolitik des Nobelpreisträgers sieht er, daß sich Márquez etikettiere, »so daß wir keinerlei Neuigkeiten zu erwarten haben« (57) — ohne wie in der Kunst zu überzeugen: seien doch Fragen wie »Was ist schlimmer: Castros Kuba oder Pinochets Chile« (33) nicht zu beantworten. Es fällt schwer, dem Kritiker, der die »unvermeidlich schmutzige Praxis« (29) der Politik derart vereinfacht, die Beurteilung einer je widersprüchlicheren desto wahrhaftigeren Literatur zuzugestehen (vgl. 29).

Andererseits ist der literaturtheoretische Versuch Rincóns, Márquez' Beitrag zur Weltliteratur zu beurkunden, trotz seiner Bewunderung der bestorientierende Text. Im Vergleich mit den europäischen und amerikanischen Romanen des 20. Jahrhunderts fixiert er das Neue, einen »magischen Realismus«, der die »mythifizierende Einbildungskraft der (lateinamerikanischen) Bevölkerung« (282) ästhetisch durch die »Karnevalisierung der Erzählfunktion« ins Recht setzt — »was einer anhaltenden Belebung der Natur Raum gibt« (283). Der Berichterstatter der »100 Jahre Einsamkeit« demontiert nicht rational, was offensichtlich in Aberglauben und Hexerei gründet, sondern beteiligt sich »an einem ironischen Spiel, das die Anerkennung einer Vielzahl von — auch vergänglichen — Welten bedeutet« (272). Verbunden mit der Verschmelzung entstehungsgeschichtlicher Mythen (Rincón verweist auf die Vielzahl biblischer Zitate) mit der neueren Geschichte Lateinamerikas und in der »Synthese von Roman und Epos unter dem Zeichen des Mythos« (280) sei ein Bezugspunkt »bei der Suche nach einem notwendigen Konzept der Weltliteratur« (ebd.) entstanden.

Wenn auch manche Thesen in den »Materialien« nicht ausreichend ausgeführt sind — es ist viel zu lernen; auch über die kulturellen Quellen, aus denen Márquez schöpft, über die Literatur Kolumbiens, die Kultur Lateinamerikas und sein Verdienst, sie zu retten »in dem Augenblick, in dem diese sich wandelt und die alte Haut abzuwerfen versucht« (51).

Christian Bommert (Bremen)

Treichel, Hans-Ulrich: Fragment ohne Ende. Eine Studie über Wolfgang Koeppen. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1984 (233 S., br., 54,- DM)

Wolfgang Koeppen wurde zuerst als Zeitkritiker berühmt. Dabei waren die ästhetischen Prämissen seiner drei Nachkriegsromane durchaus nicht von politischer Natur: Als Nachfolger der (heute schon »klassischen«) Moderne wollte Koeppen eine Form mythischer Welterfahrung auch aus dem Erleben des 20. Jahrhunderts gewinnen. Dies Konzept führte zu einer widersprüchlichen Textgestalt, auf die Kritiker in zwei Richtungen reagierten: Die einen sahen die Romane als präzise politische Kritik, die anderen fanden archetypische Grundmuster. Aufspaltung in Kritiker und Künstler: Koeppen schrieb diesen Prozeß vor, die Leser vollzogen ihn nach.

Analysiert hat den Prozeß nun Hans-Ulrich Treichel in seiner Studie »Fragment ohne Ende«. Standard-Fragen der Koeppen-Kritik will der Autor dabei vor allem »vergessen«, um so vorzudringen zu der Frage: »Wer spricht?«. Eine Modifikation der Fragestellung, die auch hier vom französischen Strukturalismus angeregt ist, unter dessen Blickwinkel die Subjekte auflösbar werden in Figuren, die nicht über die Sprache verfügen, sondern über die von der Sprache verfügt wird. Auch im literarisch gelungenen Text kommt nicht der Autor als Person zum Ausdruck, sondern objektivierte Figuren, die sich vom Autor lösen. Jeder Text wird so auch zum Zeichen eines Verlusts,

überholt den vergangenen, kann ihn aber nicht ungeschehen machen. Vor beidem, dem Vergehen der Bedeutungen wie dem Weiterleben der Formen fürchtet der Autor sich. Diesen Zwiespalt behandelt Treichel sehr eindringlich, aus ihm erklärt er die Wechsel zwischen Produktivität und Verstummen, wie sie in Koeppens Schreibbiographie auffallen. Koeppen, behauptet Treichel, habe nie lernen wollen oder können, daß sprachlicher Ausdruck Trennung und Verlust einschließt. Koeppens Scheitern im großen wie das Gelingen der Details erklärt Treichel aus dieser Disposition.

Die Arbeit ist aber mehr als ein Psychogramm, weil sich das Interesse an der Subjekt-konstitution des Autors umsetzt in Aufmerksamkeit für bisher Übersehenes: Eine interessantere Darstellung des SS-Generals Judejahn (aus »Tod in Rom«) wird man z.B. so leicht nicht finden. Treichel stellt ihn als Bündelung von Wünschen und Gelüsten dar, zeigt, wie im Zusammenschießen von Begierde und Begehren diese Figur zustandekommt. Das hat weder die Analyse zeitkritischer Elemente noch die Betrachtung archetypischer Grundmuster so hervorbringen können.

Und doch: Auch ein Judejahn, dessen Begehrenstruktur wir besser verstehen gelernt haben, bleibt ein SS-General. Geschichte, »Realität« geht auch und gerade durch die Subjektivität des Autors hindurch in die Literatur ein. Die Historizität literarischer Produkte läßt sich auch im Interesse an der Frage »Wer spricht?« nicht einfach »vergessen«. Treichel bemerkt das selbst und läßt als offenes Problem stehen, wie man auf die Frage »Von was ist die Rede?« zurückkommen kann. In seiner Antwort auf die Frage »Wer spricht?« liegt aber schon ein Ansatz zur Historisierung des Problems. Text mitsamt Autor erscheinen so betrachtet als Resultat einer Konstellation, die sich in ihrer Genese durchaus darstellen ließe; es wäre die Geschichte der sich nur aus sich selbst begründenden Neuzeit und des Leidens an ihr. Treichels Arbeit feiert das Passionsfest des modernen Künstlers schon nicht mehr mit. Sie betrachtet aus analytischer Distanz. Ob aus dieser Distanz allerdings eine Künstler-Subjektivität denkbar wird, die anders als im Leiden sich bewährt — das zu entscheiden, überschreitet den Rahmen der Literaturwissenschaft. Warum Koeppen aber so schreibt, wie er schreibt und nie anders, das ist in der interessanten Dissertation von Hans-Ulrich Treichel einleuchtend dargestellt.

Hermann Schlösser (Pisa/Italien)

Hoffmann, Raimund: Peter Weiss. Malerei — Zeichnungen — Collagen. Henschelverlag, Berlin/DDR 1984 (184 S., Ln., 78,- DM)

Auf die Bedeutung des Malens für die »Ästhetik des Widerstands« angesprochen, antwortete Weiss, daß zwischen der Genauigkeit der Figuren-Zeichnung in seinem bild-künstlerischen Schaffen und im Roman eine technische Affinität bestehe und das Schreiben ohne die Erfahrung des Malens undenkbar sei. Undenkbar ist auch, daß die großen Bildbeschreibungen in der »Ästhetik« ohne malerische Praxis möglich wären, sowohl *thematisch* in der Darstellung des Schreckens, der Unterdrückung und des Widerstands in Bildern von Picasso und Géricault als auch *technisch* im erzählerischen Verschmelzen und Überblenden von eigener Lebenserfahrung der antifaschistischen Widerstandskämpfer und den Kunstwerken, denen sie gemeinsam erörternd Bedeutungen geben. Eine solche Befragung der eigenen Bilder nach ihrem Widerstands- und Hoffnungspotential wäre für den frühen Weiss ein Mißverständnis von ihm als Künstler gewesen.

Zwischen dem »aufklärerischen« Romancier der »Ästhetik« und dem in den 20er und 30er Jahren beginnenden Maler Peter Weiss liegen Differenzen, die jede Deutung der künstlerischen und politischen Entwicklung berücksichtigen muß. Am deutlichsten markiert dies eine Aussage von 1936/37: »Aber ich fühle jetzt in mir das, was kein Mensch verstehen kann, der es nicht selbst erlebt, die Hingabe an eigene schöpferische Arbeit, für die ich mein Leben voll und ganz einsetze.«

Wie für Weiss aus diesem Gefühl Bilder entstehen konnten, versucht Hoffmann in seiner »Einführung« zu verstehen. Ich denke, daß Weiss nach ihrer Lektüre sich weiter unverstanden fühlen würde. Wie damals, als Kritiker nichts mit den befremdenden, düsteren Bildern über Caspar Hauser, Jahrmarkt und bedrohliche Maschinen eines verrückten Welttheaters anfangen konnten.

Die späte Entdeckung liegt darin begründet, daß erste Ausstellungen in den 60er Jahren kaum oder nur negativ beurteilt wurden, seine Erfolge als Dramatiker dominierten, und niemand ein Interesse hatte, das Frühwerk — jene »autistische Nabelschau« (Weiss) — zu deuten. Erst die Publikation der »Notizbücher« mit Weiss' differenziertere Auseinandersetzung mit frühen Arbeiten öffneten den Blick auch auf diese Phase.

Die wenigen wissenschaftlichen Sichtweisen rücken die autobiographische Bedeutung der Bilder in den Zusammenhang zur Emigration nach Schweden und die Anzeichen in den Bildern für die spätere literarische Produktion in den Vordergrund. Hoffmanns Deutung unterscheidet sich von dieser Akzentuierung kaum; jedoch — mal abgesehen von seiner laienhaften Psychologisierung — wirkt die »Martyrisierung« peinlich: Weiss habe einen »jahrelangen Kampf gegen den Widerstand der Eltern durchstehen« müssen, was ihm gelang, »weil er in Phasen des Einsamkeitsgefühls und der Hoffnungslosigkeit der Selbstaufgabe widersteht und den Glauben an seine künstlerische Befähigung nicht verliert.« Weiss war weder asketischer Märtyrer noch waren seine Eltern Tyrannen!

Statt auf unsicherem Terrain des autobiographischen Deutens zu wandeln, sollten dem Leser fundierter die »fremdartigen, in anderen Traditionen stehenden Ausgangspunkte« von Weiss entwickelt werden: z.B. die Bedeutung der (damaligen) Avantgarde (i.e. M. Ernsts Collage-Technik), der expressionistischen Kunst oder der Bedeutung des Traums für die Bildkomposition.

Ob darin die Ursache für das Fehlen der Bilder »Gefangene« (1946), »Die Zeit« (1946) und »Liebesakt« (1960) liegt, bleibt fraglich, wie auch das Fehlen der Illustrationen zur surrealistischen Erzählung »Das Duell« (1952). Deshalb ist Hoffmanns Projekt, »das bildkünstlerische Lebenswerk von Peter Weiss in einer geschlossenen Übersicht zu präsentieren«, gewiß nicht völlig realisiert, zumal späte Bilder von Weiss aus den 70er und 80er Jahren sowie seine Bühnenbildnerische Tätigkeit zusammen mit Gunnilla Palmstierna-Weiss unberücksichtigt bleiben.

Trotzdem bleibt hervorzuheben, daß Weiss' bildkünstlerisches Werk erstmals in (schönem) Großformat publiziert ist, neben frühen Briefdokumenten, einem Auszug aus dem Prosatext »Die Insek« und einer Rede von Levin Goldschmidt anlässlich einer Ausstellung in Zürich. Zu hoffen bleibt, daß das Frühwerk mehr ediert und studiert und Weiss' zitierte Klage inaktuell wird. Seine Bilder verdienen es.

Erhard Mindermann (West-Berlin)

Soziologie

Jaeggi, Urs: Versuch über den Verrat. Luchterhand Verlag, Darmstadt, Neuwied 1984 (334 S., br., 34,- DM)

Während der 60er und frühen 70er Jahre war — im Überschwang gesellschaftlichen Aufbruchs — eine gewisse Achtlosigkeit in der Form der Darstellung sozialwissenschaftlicher Sachverhalte eingetreten, ein »Inhaltsüberschuß« an Kritik und Reform. Die Adäquatheit der Form, die Bedeutung der Präsentation war nur für wenige Protagonisten zum Problem geworden. Urs Jaeggi war einer der wenigen, die die Bedeutung der Schrift auf ihre Wirkungsmöglichkeiten hin überprüften und im weiteren Sinn Kunst und Wissenschaft zu verbinden suchten. Lange Zeit schrieb Jaeggi Romane und soziologische Abhandlungen nebeneinander, aber spätestens seit »Brandeis« (1978) laufen die

Gattungen ineinander, zugleich einen Ausblick auf künftige Produktionsformen gebend. Nun ist Jaeggi bei einer »kleinen Form« angelangt. Reflektierende Abhandlungen reihen sich aneinander und zwingen uns, jedesmal zu überprüfen, ob das Thema, unter dem man »gerade« las, noch da ist. Mit Recht heißt das Buch »Versuch« und knüpft damit an eine im 19. Jahrhundert verlorengegangene, im Deutschen ohnedies kaum entwickelte diskursive Tradition an, die immer auch *gegen* die hermetischen Systeme stand. (Erste Auszüge sind in *Das Argument* 143, 18ff. erschienen.)

Der Verrat ist das Problem für Jaeggi, das sich an den für ihn, für uns wichtigen Themen ausfaltet. Vor allem über die Liebe, über die Möglichkeiten von Beziehungen und von Produktionen wird die Anstrengung vermittelt, sich mit dem Verrat des Intellektuellen in unserer Gesellschaft auseinanderzusetzen; nicht sich selbst zu finden, sondern zu suchen, ist ein Motiv. Dies ist keine Nabelschau eines in die Jahre gekommenen Intellektuellen, der das »Damals« verarbeitet. Und es ist auch kein Buch, wo sich der »Ringende« aphoristisch mitteilt und beim Leser den Minderwertigkeitskomplex auslöst, zu ähnlichen Sachverhalten weniger tief als der Autor gedacht zu haben. Vielmehr ist Jaeggis Versuch die Präsentation einer Verunsicherung. Wer bin ich, daß ich die Veränderung in Angriff nehmen kann, ohne Mitkämpfer, Betroffene und Erreichtes ständig und mich selbst nachhaltig zu verraten?

Der Verrat wird nie »eigentlich« definiert. Er bezeichnet die Verfassung eines Intellektuellen unter gesellschaftlichen und privaten Bedingungen: am deutlichsten noch präsentiert gegenüber von Wahrheit und dem Gegenstand, dem Verratenen (82, 86) und als Chance zur Veränderung, zur Illoyalität (240). Aber immer als Negation aus einer und für eine bestimmte Gruppe von Menschen, Intellektuellen, die sich ihrer Bürgerlichkeit entkleiden, mit dem Klassenverrat aber noch mehr verraten, z.B. auch immer ihre subjektive Basis. Zum Auftakt: »Nur Gelassenheit hat er noch nicht gelernt. Noch nicht? — Ich verrate nichts. Bleibe stumm. Gebe nichts preis. Verrate niemanden.« (7) Diese Selbstfiktion durchläuft nun im ganzen Buch eine Vielzahl von Brüchen und Zerstörungen: Die Rationalität des Verrats, er sei keiner (11); das Vorhandensein des einen als Bedingung für den Verrat des andern — dieses Motiv der Dreiecksbeziehung gehört zur eindringlichsten Thematisierung, nicht zufällig stets auf Max Frisch verweisend; in der Befassung mit dem eigenen Beruf, der verraten wird, aber nicht verraten werden muß: »Ist die Literarisierung, deren Muster ich folge, bösartig oder ironisch gemeint? Wir Soziologen denken notwendigerweise fiktional, in Großbildern und Großdeutungen.« (258) Verrat ist das Zeichen hinter der Wahrnehmung einer unheilen Welt, deren Symbole »Entgleisung«, »Angst«, »Selbstdistanzierung« sind. Werden diese Symbole realisiert, zeigt Jaeggi den Schritt von der Assoziation über Theorie zur Praxis: »Entgleisung« als Motiv für Ich-Sucht und Ich-Flucht. Mit Horkheimer und Adorno geht Jaeggi dem Bruch der Autonomie mit der Vernunft und gegen die gesellschaftliche Rationalität nach (27). Und nochmals wird die Entgleisung deutlich: »Soziologen kommen, vermute ich, als Entgleiste, als Geschädigte oder als Anarchisten zum Fach.« (242) Auch die Angst konkretisiert Jaeggi, am deutlichsten an der Geschlechterbeziehung; auch er der angstvolle intellektuelle Versager, der dies gerade im Erfolg reflektieren kann (z.B. 127). Vieles ist peinigend, fast nichts peinlich an einer ausgestellten Schonungslosigkeit, die den Leser zwingt, statt ihn durch Veharmlosung zu demütigen. Noch ein drittes, exemplarisches Verratsmotiv sei dargestellt: die Wissenschaft, genauer: die Soziologie. Ausgangspunkt ist die Einsamkeit (29), die Beschädigung, die Biographie. Erfolg gibt es in der Sphäre des Verratenseins und Verratenens: »Die Angst des Akademikers und Künstlers vor dem Ungeformten, das sie selbst nicht produziert haben« (199). Damit verdient die scientific community ihre Anlässe und Gegenstände. (Von hier aus, vom Ende des Buches, versteht man die Art, mit der Jaeggi »Fachkollegen« rezensiert, besser — besonders Luhmann.)

Die positive Utopie, an Bloch erinnernd und an Peter Weiss: »Literatur als Friedensforschung? Angst, die ins Gesicht springt und gegen die ein Sichwehren doch noch möglich ist. Schreiben, als befände man sich in der Folter, der andere, politisch Verfolgte und Unterdrückte wirklich ausgesetzt sind.« (221)

Über ähnliche Muster erfährt der Leser (ich denke wirklich: eher Leser als Leserin) viel über Jaeggis Anlässe der Selbstidentifikation: Kindheit, Gewalt, Nazis, Moderne, Lesbierinnen, Zyklik und Mode. Um sich in der Lektüre nicht in einer Beiläufigkeit zu verlieren, die der Verfasser nicht angelegt hat: »Die Kontingenz — weder notwendig noch zufällig — ist unsere Wirklichkeit« (243), und »das Chaos ist pralles Hiersein« (204): Beide Sätze sind Indikatoren — und doch nicht »so« gemeint. Sie werden aufgehoben vom Diskurs der Antithese zum Verrat, die selbst so viel Kontingenz, Chaos und Verrat enthält: der Liebe.

Es ist, neben vielem, ein Buch über die Liebe. Abgestützt durch die »großen« Zitate hierzu von Adorno und Proust, sich abgrenzend von Luhmanns überklugem Zynismus, mißtrauisch gegen die »Geschichte der Liebe«, beschreibt Jaeggi sein Liebesproblem als unseres: Alle Erscheinungen, Worte, Chiffren, Gerüche, Gefühle usw., deren Subsumtion unter den Begriff die Liebe gleich gar nicht entstehen läßt. Die Rezension kann hier nur sorgfältigstes Immer-wieder-Lesen empfehlen, ohne eine Passage herauszugreifen. Jaeggi vermag es, den notwendigen Trivialitäten, die halt zur Liebe gehören, alles Banale, jedes déjà-vu zu nehmen. *Amour fou*, sozio-ökonomische Liebe, Leidenschaft und die Zärtlichkeit vorhersehbarer Abschiede — er läßt nichts aus, um uns zu ent-täuschen. Um damit aber nicht dem Leser die Chance zur Ästhetisierung zu geben, ist eine meta-diskursive Ebene eingezogen worden: die harten Fragen nach dem, der *hier* liebt: dem Intellektuellen, der seinen Verrat auch noch im Privatesten reflektieren muß, ausgesetzt und nicht zu trösten ...

Jaeggi exponiert seine Verarbeitung von Text, von Zitat und Beleg (nicht, wie der Klappentext meint, »als läse er das alles zum ersten Mal«) in Form einer Anamnese, eines Wiedererinnerns vor dem Spiegel einer Autobiographie, die längst kollektive Biographie ist. Das Eingangsmotiv ist der Neuanfang (wo Jaeggi darüber moralisiert, was er sonst kaum tut, ist das Ergebnis nicht befriedigend, z.B. 13). Die Alltagserinnerung an das Abnorme (94) ist eine Voraussetzung für diesen Anfang. Eine andere aber ist das Nach-Denken dessen, was schon formuliert und postuliert ist. Und hier entwirft Jaeggi eine ideelle Bibliothek, weniger total als die in Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«, weil es sich ja um Jaeggis Textrepertoire und nicht um die Erziehung eines idealen Klassenkämpfers handelt. Namen: Sennett, Michaux, Max Frisch häufig, Klaus Heinrich, Peter Weiss mit methodischer Verwandtschaft, Sartre und Adorno, Christa Wolf genau und oft zitiert. Musil, Anders, Robert Walser, die Franzosen. Scharf abgegrenzt Heidegger und Luhmann. Und immer wieder Rousseau: sein antiszientistischer Diskurs ist ständig präsent (z.B. 38f.), ohne daß er einer antiintellektuellen Betroffenheit geopfert wird. Die konfliktreiche Auseinandersetzung mit dem »großen« Diskurs der Ratio wird an Luhmann (Liebe!), methodisch an Habermas ausgetragen. Wir können Jaeggi hier gut »folgen«.

Führt diese Reflexion einerseits zu den Produktionsbedingungen der Aufhebung von Verrat (s.o.), so gibt sie dem Liebesdiskurs noch eine besonders wichtige Note: Noch im »ich-liebe-dich« ist der Verrat eingeschlossen (140), den — vielleicht? — die nichtreflektierte Zuneigung nicht kennt. Kein Fragezeichen steht hinter: »Warum nicht verbrennen, kurz und intensiv« (142). Warum nicht? Weil es sonst um die Vermittlung, um die Veränderung, um den Humanismus des Ungesicherten geschehen wäre.

Viel Existentialismus und Zweifel am Fortschrittskonzept der Moderne unterlegt Jaeggi seinem unaufdringlich-standhaften Sozialismus. Anders als im »Brandeis« und in den »Grundrissen« (1981) trägt die reflektierte Biographie keine »Botschaft« mehr, son-

dem die gesteigerte Aufmerksamkeit eines Menschen, der sich mit der Diagnose nicht abfindet: »Es ist, als ob wir zur Strafe dafür, daß wir die Hoffnungen unserer Jugend verraten und uns in der Welt eingelebt haben, mit frühzeitigem Verfall geschlagen würden.« (23) Das Buch ist eine subtile, schwierig zu führende Waffe gegen diesen Verfall, und Anlaß, Jaeggis frühere Bücher wieder zu lesen. Michael Daxner (Osnabrück)

Käsler, Dirk: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung. Westdeutscher Verlag, Opladen 1984 (678 S., br., 84,- DM)

Käslers Studie besticht durch ihren Faktenreichtum und das weite Spektrum auf- und eingearbeiteter Literatur. Jedem Soziologie-Historiker wird diese Arbeit als Nachschlagewerk unentbehrlich werden. Auch Käslers Anliegen, mittels eines neuartigen Ansatzes Soziologiegeschichte zu rekonstruieren und so »das professionelle Selbstverständnis der heutigen Soziologie auf eine historisch fundierte Grundlage zu stellen« (1), kann als Bereicherung der Diskussion angesehen werden. Mit seiner zentralen »Kategorie Milieu« (29) will er den »Gefahren und Einseitigkeiten einer reinen Institutionalisierungsgeschichte ... oder einer reinen Ideengeschichte« (ebd.) entgegen. Statt dessen möchte Käsler die Existenz der »engen Beziehung zwischen dem jeweiligen Milieu und den jeweils dominanten, 'exemplarischen Problemen'« (27) nachweisen. Er sucht nach »milieubedingten Diskursgemeinschaften« (325) und behauptet, »daß bestimmte 'Themen' der jeweiligen soziologischen Beschäftigung durch das Herkunftsmilieu [Familie etc., Anm. d. Verf.] ganz wesentlich *mitbestimmt* wurden, die Art und Weise des theoretischen und methodologischen Zugangs jedoch durch die Milieus der sekundären, vor allem universitären, Sozialisation« (342f.). Der »Protest gegen den Vater« (340) oder die »Begegnung mit dem 'Lehrer'« (341) werden in dieser handlungstheoretisch orientierten Studie (die »den Lebenslauf als *eine* wichtige strukturelle Dimension des Wissenschaftssystems betrachtet« [331]) entscheidende Stationen soziologischer Identitätsbildung.

Neben solchen Fragestellungen spielt das Interesse an der Aufhellung einer dunklen historischen Situation für Käsler eine wichtige Rolle. Er hält nichts von Schuldzuweisungen, sondern möchte zur »Erforschung der Gründe« (103), warum es eine NS-Soziologie gegeben hat, beitragen, indem er die lange Vorgeschichte und die in ihr entwickelten intellektuellen Prädispositionen der deutschen Soziologie erhellt und so deren Verhalten 1933 erklärt.

Käsler schildert die spezifische Entwicklung der deutschen Soziologie als Konsequenz einer politischen, theoretischen und methodologischen Assimilation, die die deutschen Soziologen mit ihrem sozialen Aufstieg vollzogen. Die schwierige Aufgabe der frühen deutschen Soziologie bestand darin, »sich eine 'ökologische Nische' im bereits hochinstitutionalisierten Wissenschaftssystem ... zu sichern« (251). Dies gelang zwar, bedeutete jedoch meist einen fast vollständigen »'Bruch' mit dem Herkunftsmilieu« (355) (häufig: Besitzbürgertum) und eine Anpassung an die Geistesaristokratie. Das Streben dazuzugehören, hatte allerdings seinen Preis: Die »Erlangung der innerwissenschaftlichen Respektabilität und der allgemein gesellschaftlichen Akzeptanz« war verknüpft mit der »Entpolitisierung und 'Verwissenschaftlichung'« (442) der Soziologie, auch ihrer sozialistischen Variante. In kognitiver Hinsicht hatte dieser Prozeß »das Zurückweisen der 'Sozialen Frage' als konstitutives Forschungsproblem« (252) zur Folge. Eine solchermaßen der sozialen Realität entrückte Soziologie war unfähig, einen Beitrag zur Modernisierung Deutschlands zu leisten bzw. die Synchronisation der verschiedenen Modernisierungsprozesse zu bewerkstelligen (540, 287). Die Soziologie hat folglich versagt — sie stand dem Nationalsozialismus hilflos gegenüber (538, 541); weder in der Theorie, noch in der Praxis war sie in der Lage, die Demokratie zu verteidigen (288).

Käslers Ansatz, zwischen Ideen- und Institutionengeschichte einen Mittelweg zu finden,

ist zweifellos richtig und vielversprechend. Problematisch bleibt allerdings, daß das Konzept »Milieu« im Laufe der Arbeit immer mehr verschwimmt und durch »Generationen« und »kollektive Erfahrung« ergänzt und verwässert wird (446ff., 447ff.). Scheinen Milieus anfangs noch typische Muster (24, 325) zu sein, so degenerieren sie später immer mehr zu individuellen (477) Erfahrungen bzw. schlicht Lebensläufen. Der systematische Zusammenhang von Milieus (eine auf diachrone Prozesse verweisende Kategorie) und Generationen bzw. kollektiven Erfahrungen (eher synchron) bleibt unklar, ist auch im methodologischen Vorspann nicht expliziert. Kritisierenswert ist auch die Vernachlässigung der kognitiven Ebene: Strukturen soziologischen Wissens oder Mechanismen von Wissensproduktion werden kaum angeschnitten. Es überwiegen die Analysen soziologischer Selbstdarstellungen. Man lese exemplarisch die Ausführungen zu Horkheimer (399f.) und Sombart (422ff.); von soziologischer Theorie, Methodologie, Themenwahl etc. ist hier nicht die Rede. Problematisch erscheint mir ebenfalls die Verallgemeinerung des Schlußkapitels (532ff.), die Soziologie sei Indikator der Politischen Kultur (u.a. 544), welche nicht nur den Milieu-Ansatz Lügen straft, sondern zugleich eine Fraktion des Bürgertums auf unzulässige Weise mit dem gesamten Volk identifiziert. Noch ein technischer Kritikpunkt: Die häufigen Wiederholungen sind ein Ärgernis für den Leser, der sich die Mühe macht, das Buch von vorne bis hinten zu lesen; wer erst auf Seite 315 einsteigt, verpaßt nichts Wesentliches (und wenn, wird er sowieso darauf hin-[quer-]verwiesen).

Johannes Weyer (Bielefeld)

Neuloh, Otto, Norbert Bettinger, Roland Pardey und Hans-Alexander Graf von Schwerin: Sozialforschung aus gesellschaftlicher Verantwortung. Entstehungs- und Leistungsgeschichte der Sozialforschungsstelle Dortmund. Westdeutscher Verlag, Opladen 1983 (297 S., br., 32,- DM)

Die Geschichte der Sozialforschungsstelle Dortmund (SFSD) besteht aus einer stark überarbeiteten und ergänzten Fassung eines bisher nur an schwer zugänglicher Stelle publizierten Artikels von Neuloh (1978) und einer umfangreichen kommentierten Bibliographie der Arbeiten der SFSD 1946-1982. Gemeinsam mit der Publikation von Rolf Schellhase (1982) wird so die Geschichte der SFSD erstmals einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht — die Geschichte eines Instituts, das von der Soziologiegeschichte regelrecht vergessen worden war. Symptomatisch für diesen Umstand ist die Tatsache, daß auf dem 84er Soziologentag in Dortmund (jener »Wiege« der bundesdeutschen empirischen Sozialforschung) Otto Neuloh als Eröffnungsredner nicht vorgesehen war. Die Ignoranz der bundesdeutschen (akademisch orientierten) Soziologie gegenüber der SFSD (dies paradoxerweise, obwohl eine große Zahl ihrer führenden Vertreter in der SFSD ihre Ausbildung erhielt) macht die mit unbekanntem Interna und persönlichen Erinnerungen angereicherte Darstellung Neulohs interessant, erklärt zugleich aber auch dessen häufigen und überdeutlichen Hinweis auf die wichtige Funktion der SFSD wie auch seiner eigenen Person.

Verständlich ist auch, daß in einer repräsentativen Außendarstellung (anlässlich des 35-jährigen Bestehens der SFSD) vieles geglättet und beschönigt ist, Konflikte unter den Teppich gekehrt werden. Vom starken US-amerikanischen Engagement, eine Umorientierung der SFSD auf die empirische Sozialforschung mit sozialpartnerschaftlichen Zielen zu erreichen, ist bei Neuloh — im Gegensatz zu früheren Publikationen (Zehnjahresbericht 1956) — nichts zu lesen. Auch die Darstellung des Teamgeists (33ff.) erscheint angesichts der starken Fluktuation der Mitarbeiter, die meist nur mit Kurzzeitverträgen angestellt waren, etwas glorifizierend und nur die Perspektive der Top-Ten der SFSD illustrierend. (Zum Gegenlesen — man verzeihe mir die Schleichwerbung — empfehle ich die entsprechenden Passagen meiner eigenen Arbeit »Westdeutsche Soziologie 1945-1960«.)

All dies kann jedoch den Wert der Neulohschen Darstellung nicht schmälern. Man kann es ihm auch kaum verübeln, daß seine Ausführungen z.T. den Charakter eines Rechenschaftsberichtes haben, in dem er vor allem gegen die ab 1960 erfolgte Umstrukturierung und Auflösung der alten SFSD die Richtigkeit seines industriesoziologischen und praxisorientierten Konzepts herausstreicht, zu dem — wie er mit einer »gewissen Genugtuung« (65) feststellt — die neue SFSD wieder zurückgefunden hat. Sein Hauptanliegen in den Jahren 1946-1960 war es, die soziale Praxis vor Ort zu studieren und fern jeder Universität mitten im Revier ein modernes Forschungsinstitut zu betreiben, das autonom war und sich eine bis dahin nicht bekannte innere Verfassung geben konnte (Vertreter der Praxis im Beirat, Kollegialprinzip etc.). Dieses Konzept (dessen Etikettierung »Realsoziologie« Neuloh interessanterweise nicht mehr verwendet) war zweifellos innovativ und hat die west-/bundesdeutsche Sozialforschung erheblich befruchtet. Neulohs Versuch, die Sozialforschung als eigenständiges Programm zu etablieren und im engen Fahrwasser zwischen Soziologie einerseits, Markt- und Meinungsforschung andererseits hindurchzumanövrieren (67f., 76ff.), wurde 1960 jäh beendet, als Schelsky Leiter der SFSD wurde und deren Programmatik umkrepelte. Daß Neuloh diesen Bruch bis heute nicht verwunden hat, belegen viele Passagen, in denen er die 60er Zäsur als Beginn einer verfehlten Neuorientierung der SFSD charakterisiert (24, 29, 41 u.a.), vor allem aber Schelsky scharf attackiert. Schelsky erscheint als steter Verursacher von Konflikten, die die bundesdeutsche Soziologie lähmten (43, 82). So sieht er auch in der von Schelsky ab 1962 propagierten Abkehr von der Sozialforschung und dessen Rückzug in den Elfenbeinturm einen Grund für die gegenwärtige »Identitätskrise« (80) der Soziologie. (Der andere Grund seien deren Politisierung und Ideologisierung.) Für den »Diskontinuitätsverfall der empirischen Sozialforschung« macht Neuloh »Helmut Schelsky, aber auch Ralf Dahrendorf verantwortlich« (82). Nur die Rückkehr zu den in den 50er Jahren begründeten »Grundsätzen der Sozialforschung« (83) und eine Innovation ihrer Methoden könne der heutigen Soziologie die (von vielen Seiten bedrohte) Existenz sichern. Neulohs Position wie auch die inhaltliche Arbeit und politische Wirkung der SFSD unter seiner Leitung sind sicherlich an vielen Punkten zu kritisieren, was hier allerdings unterbleiben soll. Dennoch bildet die vorliegende Arbeit (auch wegen der Bibliographie) ein bemerkenswertes Dokument zur Geschichte der westdeutschen Nachkriegssoziologie.

Johannes Weyer (Bielefeld)

Bortz, Jürgen: Lehrbuch der empirischen Forschung. Für Sozialwissenschaftler. Springer-Verlag, West-Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo 1984 (525 S., Ln., 68,-DM) Das erste Kapitel bietet eine ausführliche Darstellung für Studenten der Anfangssemester ohne besondere Erfahrung mit empirischer Forschung oder mit Forschungsarbeit überhaupt über den Weg vom ersten Interesse an einem sozialwissenschaftlichen Problem über die Erarbeitung konkret handhabbarer, empirisch überprüfbarer Hypothesen und die genaue Untersuchungsplanung bis hin zum abschließenden Untersuchungsbericht. Wissenschaftliche Kriterien wie Relevanz, Untersuchbarkeit und Tragweite werden dabei ebenso wie Fragen der moralischen Verantwortbarkeit einer Untersuchung behandelt. In allen Kapiteln sind Tabellen zu finden, die dem Leser an Beispielen vorführen, wie mit dem jeweils beschriebenen Verfahren bzw. der Methode umgegangen werden kann oder muß. Die Beispiele dazu entstammen meist der Psychologie. Im zweiten Kapitel werden Methoden der empirischen Datenerhebung vorgestellt: Direkte und indirekte Rangordnungen, Paarvergleiche, Skalierungen multidimensionaler Art, klassische und probabilistische Testtheorie und Testverfahren. Es folgt eine längere Darstellung der Möglichkeiten und Risiken der verschiedenen Typen mündlicher und schriftlicher Befragung, der verschiedenen Beobachtungsverfahren, der nonreaktiven Verfahren usw. — Wissenschaftstheoretische Überlegungen zur Vorbereitung der Hypothesenbildung stellt

das dritte Kapitel an. Bei der Unentwickeltheit der meisten sozialwissenschaftlichen Theorien mißt der Verfasser beschreibenden und hypothesenerkundenden Untersuchungen große Bedeutung zu. Ein zu recht fettgedruckter Kernsatz nimmt auf den Streit über quantitative vs. qualitative, ideographische vs. nomothetische oder induktive vs. deduktive Methodik Bezug: »Empirische Untersuchungen sollten nicht nach der Art der verwendeten Untersuchungsmethoden, sondern nach ihrer Funktion und ihrem Stellenwert für den Wissenschaftsprozeß klassifiziert werden.« — Die folgenden drei Kapitel befassen sich mit dem statistischen Untersuchungs- und Ermittlungsinstrumentarium schließender und beschreibender Art: Stichproben, Populationsmittelwerte und -anteile, statistische Methoden der Hypothesenüberprüfung wie Chi-Quadrat-Teste, t-Teste, Varianzanalysen usw. usf. Die Darstellung ist für in der Regel nur wenig mit Mathematik vertrauten Sozialwissenschaftsstudenten nachvollzieh- und verstehbar. Aber um geduldiges Lesen und Fleiß wird niemand dabei herumkommen! Lutz Meyer (Frankfurt/M.)

Girtler, Roland: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Verlag Böhlau, Wien, Graz, Köln 1984 (179 S., br., 28,- DM)

Girtler, Roland: Der Strich. Erkundungen in Wien. Verlag Age d'homme — Karolinger (Junius Vertrieb), Wien 1985 (287 S., br., 40,- DM)

Eigentlich sind alle Leute nett, wenn man sie näher — und doch nicht zu nahe — kennenlernt. Eigentlich funktioniert jede Sozialwelt so, wie sie funktioniert, ganz gut — sonst würde sie ja nicht funktionieren. Eigentlich findet sich allüberall und fast immer irgendwie ein Äquilibrium von Geben und Nehmen, von Befehlen und Gehorchen, von Aufregung und Beruhigung. Man muß nur den »richtigen« Ausschnitt wählen und sein Erkenntnisinteresse entsprechend ausrichten: Selbstverständlich sind auch Polizisten Menschen mit menschlichen Problemen, selbstverständlich leben auch Großstadtvagabunden in einem ordentlich konstruierten Alltag, selbstverständlich profitieren nicht nur Zuhälter von Prostituierten, sondern auch Prostituierte von Zuhältern, selbstverständlich ... Dies alles, detailliert vorgeführt und üppig abgedehnt, sind beeindruckende Sammlungen famoser (weil subjektiv sinnhafter, nicht weil besonders origineller) Daten. Die wissenschaftliche Reflexion könnte sich damit der Theoriebildung zuwenden, ihre Sekundärkonstruktionen entwickeln, sich ihrem, im Text fixierten, Gegenstand verstehend-erklärend widmen. Hier aber, wo die Schreibtisch-Täterschaft beginnt, wo, um es in Analogie zum Journalismus auszudrücken (dessen sich unser Autor so oft zu Unrecht verdächtig sieht), die Reportage endet und die Redaktion beginnt, hier eben verläßt uns Roland Girtler, schon wieder unterwegs zu neuen »Abenteuern gleich um die Ecke«.

Ihn aufhalten, ihn diskursiv ins Studierzimmer zwingen zu wollen, gliche einem bürokratischen Kastrationsversuch — und hätte wohl auch durchweg kontraproduktive Konsequenzen: z.B. könnte es Girtler dazu verleiten, ein Methodenbuch zu schreiben. Das natürlich keines wäre — weil er sich für Methodenprobleme überhaupt nicht interessiert; für Methodologie interessiert er sich eigentlich auch nicht (auch wenn er Blumer zitiert und gelegentlich einen unverdauten Brocken Schütz hervorwürgt); und für Theorie interessiert er sich erst recht nicht (doch irgendwie scheint er eine funktionalistische Grundüberzeugung — fast noch Malinowskischer Prägung — mit dem induktiven Konzept von Glaser und Strauss zu amalgamieren). Wenn also nicht Methodik, nicht Methodologie und auch nicht Theorie, was dann treibt Roland Girtler um? Je nun, faszinierenderweise eben: Empirie. Und Empirie heißt ihm: Mit Menschen zusammenkommen, mit Menschen reden, mit Menschen handeln, Menschen begegnen, Menschen verstehen, Menschen anerkennen — so, wie sie eben sind. Das verkündet er nicht vom Katheder herab, das ruft er von der Straße herauf zu den Bibliotheken und Datenverarbeitungsanlagen. Da spricht einer aus Erfahrung, plastisch und lebensnah — im Grunde ein ganzes Buch hindurch, dem er verdreherweise den Titel »Methoden der qualitativen So-

zialforschung« gegeben hat. Über qualitative *Methoden* aber ist herzlich wenig zu erfahren. Jedenfalls verbreitet Girtler sowohl zur teilnehmenden Beobachtung als auch zum offenen Interview eher Schlichtes für eine wohl als reichlich unbedarft antizipierte Leserschaft, als ginge es in der »interpretativen« Methodendebatte nach wie vor um nichts anderes als darum, gegen einen ignoranten Quantifizierer-Feind anzupfeifen.

Unbestritten: Wer diese »Methoden«-Schrift empathisch absorbiert, dem ergießt sich ein Füllhorn von in allerlei Geschichten verpackten feldpraktischen first-hand-Informationen. Aber viele dieser »Anleitungen« wird auch nur fruchtbar anwenden können, wer selber »ein solcher« schon ist wie Girtler — oder eben wenn und weil er Roland Girtler ist (so, wie es eben einen Goffman brauchte, um Goffmansche Forschung zu betreiben). Darum also kurz und schmerzhaft: Hätte unser Autor doch einfach auf die Tünche mit akademischen Benennungs- und Verweisungsritualen vollends verzichtet, und hätte er seiner Theorie- und Methodologie-Aversion nicht auch noch durch Berufung auf gelegentlich gänzlich ungeeignete »Zeugen« die Würde des Normativen zu verleihen gesucht, dann müßten die Rezensenten hier nicht einerseits uninformierte Leser davor warnen, auf ein solches allzu simples Methodenverständnis zu setzen, und andererseits müßten sie hier auch nicht qualitative Sozialforschung paradoxerweise gegen einen ihrer fesselndsten Praktiker verteidigen. Dann nämlich hätte Roland Girtler vielleicht auch über sich selber wieder einmal einen »echten Girtler« geschrieben: einen ethnographischen Report eben — diesmal über die Leiden und Freuden ethnographischen Reportierens. Dann hätte er auch sich zugestehen können, was er den Mitmenschen, mit denen er umgeht, allemal zubilligt: Sie ihrem eigenen Sinn nach, und nicht von einem externen Deutungsschema her, zu verstehen.

Was dabei und daraus sich zu entfalten vermag, das präsentiert Roland Girtler wieder mit seinen »Erkundungen in Wien«, die ihn diesmal ins Prostitutions-Milieu geführt haben. Zwar wird, wer einigermaßen mit der wissenschaftlichen, biographischen und autobiographischen Literatur zum »Strich«-Phänomen vertraut ist, außer einigen Wiener Spezialausdrücken (wie »Goustierkatz« und »Burenhäutstrizzi«) nicht viel wirklich Neues zum Thema erfahren. Aber erstens ist »Der Strich« einfach unterhaltsam zu lesen, und zweitens rückt er dabei vielleicht doch bei einem breiteren und auch bei einem professionell deformierten Publikum das eine oder andere »romantische« Vorurteil zu recht. Z.B. über die »Ware«, die eine Hure tatsächlich verkauft, über die Dienstleistungen, die sie unter welchen Voraussetzungen wie erbringt, über ihr höchst komplexes Verhältnis zum Zuhälter, über die bürgerliche Gruselprojektion allgegenwärtiger »Gewalt« im Prostitutionsmilieu und über für selbiges typische Status- und Wertorientierungen. Manche der lebensprall vermittelten Informationen sind natürlich Wien-spezifisch (wie etwa das Preisgefüge), in vielen anderen aber stecken Ansätze zu einer allgemeinen »strukturellen« Deskription (wie etwa in den Typologien der Prostituierten, der Zuhälter, der Kunden, der Örtlichkeiten und der Praktiken). Aber das Originelle an Girtlers »Strich« sind ja nicht die Daten, die so verblüffend keineswegs sind, das Originelle ist die Art der Präsentation, die sich weder legitimatorisch noch therapeutisch, weder mystifizierend noch denunziatorisch gibt (und die sich nur nachlesen, nicht aber nacherzählen läßt). Allerdings: Girtler neigt zur funktionalen Harmonisierung: Er ignoriert nicht nur den Ideologie-Aspekt, der jeder sozialen Gruppierung zumindest latent eignet (und der wissenssoziologisch mitzurekonstruieren wäre); er abstrahiert auch — trotz aller Bekenntnisse zur »hautnahen« und humanen Forschung — weitgehend von existenziellen Irritationen zugunsten einer »organisations«-soziologischen (um nicht zu sagen: einer sozial-organisatorischen) Betrachtungsweise.

Dies erscheint uns als eine Konsequenz der von Girtler gepflegten Halb-Distanz (mit der wir diese Rezension ja schon eingeleitet haben): Zwar agiert er stets als »teilnehmender Beobachter«, nie aber wird er zum »beobachtenden Teilnehmer«. Vielmehr verharrt

er in der Attitüde des freundlichen, umgänglichen, interessierten, vertrauenerweckenden, kumpelhaften und doch stets selbstkontrollierten Feld-Gängers (der eben vieles doch nicht mit-macht). Dieses halb-distanzierte Mitspielen führt zu *anderen* Ergebnissen als sie *der* Forscher produziert, der mit vorab fixierten Beobachtungsplänen und Fragebögen der Wirklichkeit auf die Spur zu kommen sucht. Aber sie führt auch zu anderen Ergebnissen, als sie *der* Forscher erzielt, der sich *existenziell* einläßt auf sein Feld, das er als kleine soziale Lebens-Welt zu erleben, zu erfahren und zu verstehen sucht, der also z.B. im Prostitutions-Milieu wirklich auch sich bemüht, als Hure oder als Zuhälter zu *handeln*, der also auch nicht zurückschreckt vor einer *praktischen* Soziologie (in dem Verstande, in dem Günther Anders »praktische Philosophie« begreift).

Anne Honer (Bamberg) und Ronald Hitzler (Köln)

Erziehungswissenschaft

Keckeisen, Wolfgang: Pädagogik zwischen Kritik und Praxis. Studien zur Entwicklung und Aufgabe kritischer Erziehungswissenschaft. Beltz-Verlag, Weinheim, Basel 1984 (297 S., br., 45,- DM)

Keckeisens Studien setzen das Verhältnis von kritischer Theorie Frankfurter Provinienz und kritischer Erziehungswissenschaft sowohl historisch als auch systematisch als Problem. Um Problemanatz und Strategie der kritischen Theorie zu erfassen, werden die Anfänge der kritischen Theorie vergegenwärtigt als »Prozeß selbstreflexiver Aktualisierung gesellschaftstheoretischer Erkenntnis« (29). Die frühe kritische Theorie Horkheimers versuchte auf die Tatsache, daß die Krise des Kapitalismus Ende der zwanziger Jahre zugleich sich als Krise der Arbeiterbewegung darstellte, theoretisch zu reagieren, indem (unter Einbeziehung psychologischer Erklärungsmuster und empirischer Forschung) die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit revolutionären Bewußtseins selbst zum Gegenstand wurde (74). Horkheimers und Adornos »Dialektik der Aufklärung« wird als Verarbeitung der Möglichkeit des Faschismus zum Paradigma der späten kritischen Theorie (88). Wird so die kritische Theorie als reflexive Reaktion auf das Scheitern proletarischer Emanzipationsbestrebungen (bis hin zur Habermasschen Trennung von theoretischem Geltungsanspruch und sozial normativer Orientierung) vorgeführt (151), so hat das Auftreten der kritischen Pädagogik für Keckeisen einen entgegengesetzten Hintergrund: Es war die objektive Lage im Kontext einer politischen Protestbewegung und eines gleichzeitigen technokratischen Reformstrebens Ende der 60er Jahre, die Reaktion auf vorhandene Emanzipationsbestrebungen, die eine Selbstrevision der geisteswissenschaftlichen Pädagogik Göttinger Provinienz (Nohl/Weniger) zur kritischen Erziehungswissenschaft herbeiführte (97). Diese Selbstrevision (durch die Schüler) erfolgte — nach dem kurzen Zwischenspiel der »realistischen Wende« — vor allem mit Bezug auf Habermas, durch Adaption seiner Theorie der Erkenntnisinteressen und seines kommunikationstheoretischen Kompetenzmodells.

Damit ergaben sich — vor dem Hintergrund der älteren kritischen Theorie — schwerwiegende systematische Probleme, die zum einen den Anspruch einer (notwendig positiven) Orientierung der Praxis betreffen und zum anderen (damit zusammenhängend) das kritische Potential der Theorie selbst. Eine Kritik wird sich gerade vor dem gesellschaftstheoretischen Hintergrund der kritischen Theorie nicht nur auf die abstrakte Negation von Bildungszielen und deren prinzipientheoretische Reformulierung richten können, sondern wird sich ebenso auf den Zusammenhang von Bildungszielen und dem konkreten Zustand gesellschaftlicher Verhältnisse beziehen müssen. Keckeisen weist nach, daß die kritische Erziehungswissenschaft — auf Grund ihres Festhaltens an der positiven Option für eine mögliche Praxis — hier eigenartig zwiespältig bleibt: Mit dem

Rückzug auf anthropologische Universalien bleibt die kritische Revision der geisteswissenschaftlichen Pädagogik »auf halbem Wege zwischen dem Anspruch einer prinzipienwissenschaftlichen Grundlegung und einer konsequent geschichtsmaterialistischen Theorie« stecken (192). Regulative Prinzipien ersetzen die aktuelle Zeitdiagnose. Dem entspricht die weitgehende Abblendung des Spannungsverhältnisses zwischen Individuierung und Vergesellschaftung unter den von der kritischen Theorie diagnostizierten Verdinglichungsverhältnissen: Das Vertrauen auf die Durchsetzungsfähigkeit der Vernunft, dessen Destruktion den Einsatzpunkt der kritischen Theorie bildete, erlaubt die weitgehende Konzentration aufs Individuum.

Daß kritische Erziehungswissenschaft mit einer positiv-rationalistischen Option für Aufklärung als Bedingung der Emanzipation gerade die von der kritischen Theorie hervorgehobene Dialektik der Aufklärung ignoriert sowie sich der Reflexion ihrer eigenen Einbindung in reale gesellschaftliche Prozesse entzieht, weist Keckeisen am Beispiel kommunikationstheoretischer Optionen nach. Diese vernachlässigen nicht nur den Sachverhalt der Naturbeherrschung beim Kind (231f.) und damit die unterstellte Identität von Aufklärung und humaner Selbstverwirklichung (die gerade zu problematisieren wäre), sondern klammern zugleich idealistisch die Tatsache aus, daß Reflexion immer schon reale Aneignung voraussetzt, die als solche gesellschaftlich präformiert ist. Daß Reflexion alleine nicht ausreicht, sondern daß »bildende Erfahrungen« im Kontext der Dialektik der Aufklärung nötig sind — das hatte Adorno hervorgehoben (244).

Kritische Erziehungswissenschaft — so Keckeisens Fazit — kann nur dann ihrem selbstgestellten Problemhorizont gerecht werden, wenn sie zwischen dem geisteswissenschaftlich-pädagogischen Anspruch einer orientierenden Handlungswissenschaft und der theoretischen Kritik realer Verhältnisse trennt, wenn sie den von der kritischen Theorie konstatierten Bruch zwischen Theorie und Praxis für sich fruchtbar macht: Ansonsten tendiere der Anspruch auf Praxisorientierung dazu, die kritische Potenz der Theorie zu halbieren (258). Offen bleibt allerdings die wissenschaftssystematisch bedeutsame Frage, ob die vorgeschlagene Trennung von Kritik und Handlungsorientierung (als diejenige zweier unterschiedlicher Erkenntnispraxen, 280) eine Trennung ist, die quer durch die Erziehungswissenschaft verläuft, oder ob dies eine Unterscheidung von kritischer Gesellschaftstheorie (und der damit gegebenen Sozialisationstheorie) und pädagogischer Theorie ist, wobei die letztere auf die von der ersteren abgesteckten realen Praxismöglichkeiten verpflichtet bleibt.

Alfred Schäfer (Köln)

Kappner, Hans-Hartmut: Die Bildungstheorie Adornos als Theorie der Erfahrung von Kultur und Kunst. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1984 (354 S., br., 48,- DM)

Kappner rekonstruiert die Bildungstheorie Adornos unter der Fragestellung, inwiefern unter spätkapitalistischen Bedingungen und dem durch sie vermittelten Phänomen der Erfahrungsunfähigkeit der Subjekte (die das Scheitern von »Bildung« bezeichnet) dennoch an der Möglichkeit von Bildung festgehalten werden kann. Die Arbeit verfiert die These, daß eine Bildung qua Erfahrung heute nur noch in Form ästhetischer Erfahrung möglich ist (8). Dies bedeutet für den Aufbau der Argumentation die Notwendigkeit, sowohl den traditionellen Bildungsbegriff wie auch die Form seiner Destruktion zu rekonstruieren, um damit den Problemhorizont zu gewinnen, auf den das Konzept ästhetischer Erfahrung reagiert und an dem es seine Geltung zu beweisen hat.

Die Erfahrung, die Bildung meinte, war eine der Differenz von Bewußtsein und Tradition: die Erfahrung, daß Bewußtsein sich zur Tradition nur noch mittelbar als zu einem von ihm unterschiedenen Gegenüber verhält, dessen es zu seiner Konstitution bedarf, in dem es aber nicht aufgeht. Bildung als verwandelndes Aufbewahren der Tradition setzt dabei einerseits für Adorno eine »starke und substantielle Tradition« (28) voraus — als Voraussetzung, über sie hinausgehen zu können. Andererseits ist die reflek-

tierte Erfahrung der Differenz zu dieser Tradition — Kappner spricht hier in der Tradition Hegels von einer Erfahrung der Entfremdung (18f.) — die Voraussetzung einer vermittelten Autonomisierung des Subjekts (69).

Für die Verhinderung von Erfahrung und damit: für die Destruktion der Möglichkeit von Bildung lassen sich zumindest zwei Gründe anführen. Faßt man Bildung als Einheit von Sache und geistiger Erfahrung (146), so läßt sich zum ersten auf deren reale Dysfunktionalität für den kapitalistischen Produktionsprozeß bzw. bei Adorno: für das Tauschprinzip als Vergesellschaftungsprinzip hinweisen, für das zum einen die subjektive Selbstbeherrschung als Voraussetzung der Selbstbehauptung und zum anderen die Eliminierung der Qualität der Dinge vorauszusetzen sind (35). Der funktionalisierten Selbstwahrnehmung entspricht die Reduktion des sachlichen Gegenübers auf bloße Handhabbarkeit im Sinne einer instrumentellen Vernunft: Zwischen Subjekt und Sache tritt ein verselbständigter begrifflicher Apparat — als Medium der Selbstbehauptung, als Selbstverlust. Der zweite Grund: Die Differenz von Realität und Ideologie reagierte immer schon auf die problematisierende Erfahrung dieser Realität, wobei Ideologie zumindest partiell an die kulturelle Tradition anknüpfen mußte, in der die Idee des richtigen Lebens festgehalten wurde (105), sollte sie ihre Funktion erfüllen. Mit der Kulturindustrie ist für Adorno allerdings diese Differenz eingeebnet, sind die kulturellen Gehalte selbst dem Tauschwert unterworfen: Der Anspruch auf ein richtiges Leben wird zum markttauglichen Mittel, die Subjekte darum zu betrügen. Die Möglichkeit einer solchen Entwicklung sieht Adorno auch im Kulturbegriff selbst begründet, der die in der Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit liegende Verselbständigung letzterer bezeichnet — und damit die potentielle (und real gewordene) Ohnmacht der Kultur gegenüber der Realität (120).

Ist »wahre Kultur« für Adorno nach dem Zerfall der traditionellen Kultur nur noch als Kulturkritik möglich (106f.), so bedeutet das für die Bildungstheorie, daß sie die mit dem Zerfall substantieller Tradition gegebene Unmöglichkeit der Bildungserfahrung zu thematisieren hat. Soll Bildung möglich sein, so hat sie »sich in der 'Erfahrung ver hinderter Erfahrung' selbst noch als 'entfremdete Entfremdung' zu erfahren« (39f.). Damit ist der Problemhorizont bezeichnet, auf den für Kappner Adornos Bildungstheorie mit dem Konzept der ästhetischen Erfahrung reagiert. Diese wird sich allerdings an dem in dieser Perspektive gegebenen Paradox abarbeiten müssen, daß die Erfahrung von Erfahrungsunfähigkeit doch Erfahrungsfähigkeit voraussetzt.

Es ist die Leistung der Kunst, Entfremdung durch Ausdruck erfahrbar zu machen (71). Voraussetzung auf der Seite des erfahrenen Subjekts ist dabei die Fähigkeit, sich selbst dem Gegenstand zu überlassen (die Freiheit zum Objekt) und zugleich anhand des ästhetischen Gegenstandes auf den naturbeherrschenden Geist kritisch zu reflektieren (87). Vorausgesetzt ist damit eine Erfahrungsfähigkeit, die durch die Kunstwerke als Gegenstand postuliert zu sein scheint. Es bezeichnet nun allerdings das theoretische Niveau der Rekonstruktion Kappners, daß er sich mit einem solchen — unkritischen — Modell nicht begnügt: »Bildung, welche die Humanitätsgehalte der Kunst erfährt, erfährt Kunst zugleich in einer Kultur, welche eben diese Kunst zu einem Bildungsgut degradiert« (79). Dieser Widerspruch von Kultur und Kunst erst macht den Gegenstand der bildenden Erfahrung aus, die in ihrer Qualität damit aber über die ästhetische Erfahrung hinaus eine philosophische Interpretation voraussetzt (260). Reflektiert werden muß der im Warencharakter, den alle Kunst mit der Kulturindustrie annimmt, liegende Fetischismus der Kunst (225): Gerade indem das Kunstwerk als Ware keinen Gebrauchswert vortäuscht, drückt es die Wahrheit der Ware aus (239f.) und ermöglicht damit eine Kritik der Aufhebung der Differenz von Kultur und Kunst (231 Anm.). Auf eigentümliche Weise aufgelöst bleibt damit jedoch die oben konstatierte Paradoxie und somit die reale Möglichkeit von Bildung: Angegeben wird das, was Bildung heute ausmachen könnte, an welche

Voraussetzungen sie gebunden wäre, nicht aber, wie diese Voraussetzungen sich in einem Bildungsprozeß selbst konstituieren könnten. Dessen Gelingen und damit die Realität der Möglichkeit von Erfahrungsfähigkeit wird immer schon vorausgesetzt.

Kappners immanente Rekonstruktion der Bildungstheorie Adornos ist keine Einführung in das bildungstheoretische Denken Adornos, wohl aber ein problemadäquater Versuch, das von Adorno diagnostizierte Scheitern der Bildung in enger Anlehnung an dessen Texte für eine bildungstheoretische Diskussion fruchtbar zu machen, die diese Diagnose in ihrer Tragweite bisher nicht zur Kenntnis genommen hat.

Alfred Schäfer (Köln)

Schweitzer, Friedrich: Identität und Erziehung. Was kann der Identitätsbegriff für die Pädagogik leisten? Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1985 (145 S., br., 28,- DM)

Schweitzers Arbeit handelt von der spezifischen Aufnahme des Identitätsbegriffs in der Erziehungswissenschaft. Voraussetzung dafür ist zunächst, die Entfaltung und Ausprägung, die das Identitätskonzept in den Sozialwissenschaften erfahren hat, darzustellen und zu problematisieren. Schweitzer unternimmt diese Aufgabe, indem er die zentralen Ansätze von Erikson, G.H. Mead, Habermas sowie die Theorien der kognitiv-strukturellen Entwicklung referiert und auch teilweise kritisiert. *Pädagogisch* interessant wird die Arbeit durch die Folgerungen, die er aus seiner Darstellung zieht. Als Ergebnis seines Gangs durch diese Konzepte fordert er »eine *Präzisierung* der mit der Identitätsbildung verbundenen Probleme und eine *Beschränkung* im Gebrauch des Identitätsbegriffs, die seiner begrenzten Reichweite angemessen ist« (109). Eine Präzisierung der Probleme der Identitätsbildung hätte vor allem zu berücksichtigen, daß die vorgestellten Theorien allesamt einseitig konzipiert sind. In ihnen würden ausschließlich die Momente der Ablösung und Individuation berücksichtigt, die zumindest gleich bedeutsamen Aspekte der Bindung und Zugehörigkeit würden demgegenüber vernachlässigt. Erst eine »Neueinschätzung« des Identitätsbegriffs, wie sie in Ansätzen bei Gilligan und Kegan vorliegt, könne zu einer angemessenen Beschreibung der menschlichen Entwicklung führen.

Die Darstellung Schweitzers weist einige neuralgische Punkte auf: so bleibt rückzufragen, ob sie den genannten Theorien wirklich gerecht wird. Zwar beschreibt z.B. Erikson als zentrales Problem des Jugendalters den Konflikt von Identität und Identitätsdiffusion, aber das sich anschließende Problem des frühen Erwachsenenalters besteht doch in der Gegenüberstellung von Intimität und Isolierung; d.h., die Theorie endet nicht mit der Skizzierung der Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Aufmerksam gemacht wird man durch Schweitzers Überlegungen allerdings auf die verbreitete Tendenz, Sozialisierung und Identitätsentwicklung im Jugendalter enden zu lassen — also in einem Alter, das gerade durch Ablösungsprozesse von der Familie und der Schule charakterisiert ist. Auch auf Habermas trifft der genannte Vorwurf m.E. nicht zu. Für Habermas bedeutet »Vergesellschaftung zugleich Individuierung«. In dem Maße, in dem wir in die Gesellschaft »hineinwachsen« und uns wieder ablösen, bilden wir unsere Identität aus. D.h. aber doch nicht, daß wir die zuvor erfahrenen Momente der Bindung und Zugehörigkeit aufgeben. Strukturell wird zwar verlangt, daß wir uns wieder von der konkreten Einbettung in die Gesellschaft im Hinblick auf ein flexibles (post-konventionelles) Umgehen mit den impliziten Rechten und Pflichten lösen. Die Aspekte Bindung und Zugehörigkeit verlieren dadurch nichts von ihrer Bedeutung — sie scheinen in einem systemischen Kontext (Bindung an wen?) zum Problem zu werden, ohne daß dadurch Bindung auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene hinfällig wird.

Präzisierung bedeutet nach Schweitzer auch, auf weitere Beschränkungen hinzuweisen, die sich aus den diskutierten Konzepten ergeben. So erhebt er den Vorwurf der universalistischen Orientierung, des ahistorischen Gegenstandsverständnisses sowie der transzendentalen Ausrichtung der vorgestellten Ansätze. Damit verbunden ist immer die

Forderung nach Ergänzung des jeweils fehlenden Aspekts. Der Einwand der Ahistorizität überzeugt (besonders bei Mead und Habermas) nicht; bei der Frage nach Universalität bzw. Transzendentalität müßte stärker als geschehen untersucht werden, inwieweit es sich hier um Entscheidungen handelt, die bewußt in die Architektonik der Theorien eingebaut sind und erst in einem zweiten Schritt zu ergänzen wären. Bei der Frage nach der Relevanz des Identitätskonzepts für die Pädagogik scheint mir die einigen Vertretern der Pädagogik angesonnene Gleichsetzung von Identitätsbildung und Erziehung überzogen zu sein. Die Funktion des Identitätsbegriffs im Rahmen der Erziehungswissenschaft beurteilt Schweitzer so: Es »ergibt sich, daß die Pädagogik ebensowenig auf den Identitätsbegriff verzichten kann wie es ihr zugleich unmöglich ist, sich bei ihrer Theoriebildung von diesem Begriff leiten zu lassen« (110). Auch dieses Fazit wird man weiter diskutieren müssen. Der Preis des Übergangs vom philosophischen Bildungs- zum sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriff scheint nicht so hoch zu sein, wie Schweitzer uns glauben machen will. Sein Buch gibt einen guten Überblick, wirft wichtige Fragen auf, und wenn auch die Antworten anders als bei ihm ausfallen, reizt das zum Weiterdenken.

Detlef Garz (Osnabrück)

Buck, Günther: Rückwege aus der Entfremdung. Studien zur Entwicklung der deutschen humanistischen Bildungsphilosophie. F. Schöningh Verlag, Paderborn 1984 (272 S., br., 38,- DM)

Bucks Buch ist geschrieben mit der Absicht, den Bildungsbegriff »aus der verschütteten Tradition des ateleologischen identitätstheoretischen Bildungsbegriffs — des eigentlich neuzeitlichen Begriffs der Bildung! — neu zu begründen« (18). Der neuzeitliche Problemhorizont der Bildungstheorie ergibt sich dabei erst mit dem Verzicht auf eine organologische Bildungs metaphysik, der die Bestimmung des Menschen immer schon gesichert gegeben ist. Buck wendet sich daher auch gegen die These, daß Comenius als Begründer der neuzeitlichen Pädagogik anzusehen sei (34). Comenius als Verfechter einer durchgängigen objektiven Teleologie, die alle menschliche Objektivierung als »zielstrebige Bewegung der Darstellung der ewigen Urbilder und der Annäherung an sie« (34) auf faßt, versuchte angesichts des 30jährigen Krieges ewige Wahrheiten als festen Bezugspunkt zu restaurieren, während Hobbes aus dieser Realität gerade die umgekehrte Konsequenz des Verzichts auf letzte Wahrheiten, der Betonung der bloßen Selbsterhaltung als des einzig möglichen Minimaltelos zog (37).

Läßt sich mit dem Topos der Selbsterhaltung auch der Bezugspunkt bürgerlicher Aufklärung bezeichnen, mit dem zugleich das Problem einer von den autonomen Subjekten als vernünftig anzuerkennenden sozialen Ordnung gegeben war, so hat Rousseau mit der Kontingentsetzung des Verhältnisses von Subjektivität und sozialer Objektivität das Problem des Selbstverlustes, der Selbstdestruktivität der Aufklärung gestellt. Selbsterhaltung als Entfremdung resultierte für ihn aus der kooperativen Existenz der Menschen, die ihre Identität aus der Konkurrenzsituation mit anderen zu gewinnen hoffen (Rousseaus Kritik an Hobbes): Sie ist aber — und dies bezeichnet Rousseaus Skepsis gegenüber der Aufklärung, die letztlich in Pessimismus umschlägt — durch Reflexion nicht aufhebbar, da diese selbst immer schon Ausdruck einer nicht gegebenen Identität des Subjekts mit sich selbst ist. Eine erfüllte Identität des Subjekts besteht für Rousseau in der Übereinstimmung von subjektiven und objektiven Bedingungen (z.B. von Bedürfnissen und Fähigkeiten/Möglichkeiten ihrer Befriedigung) im Rahmen einer in ihrer Sachgesetzlichkeit anerkannten »natürlichen« Ordnung. Diese Identitätsvorstellung wird nicht als (metaphysische) Bestimmung des Menschen angegeben, sondern als bloße Möglichkeit: Perfektibilität bezeichnet die Offenheit des Menschen, seine Identität zu gewinnen, aber auch zu verlieren (108f.). Letzteres ist für Rousseau das Ergebnis der Geschichte. Der »Emile« bezeichnet dabei ein Gedankenexperiment, das die Frage beant-

worten will, inwieweit und aufgrund welcher Bedingungen unter den gegebenen gesellschaftlichen Voraussetzungen die Identität des Subjekts noch möglich ist. Das Ergebnis ist negativ: Der mit sich identische Mensch ist mit dem in die Gesellschaft einbezogenen Bürger nicht kompatibel.

Die Interpretation Rousseaus bildet für Buck den Hintergrund, vor dem sich die Bildungsphilosophie des Neuhumanismus zu bewähren hat. Bewährung bedeutet dabei den Umgang mit der paradoxen Ausgangslage, einerseits die Entfremdungstheorie ernstzunehmen, andererseits aber auch ihre Aufhebbarkeit durch Bildung angeben zu müssen. Die Schwierigkeiten eines solchen Anliegens weist Buck an Schillers Briefen »über die ästhetische Erziehung des Menschen« ebenso nach wie an Humboldts Bildungsphilosophie. Schiller interpretiert die Entfremdungsthese kantisch als Entzweiung der Vermögen von Sinnlichkeit und Verstand (170ff.) und bietet eine vermögens-psychologische Lösung an: die bildungsrelevante Vermittlung bei der im ästhetischen Genuß — eine Vermittlung, für deren Realisierbarkeit das Beispiel der Athener als Beweis dient, bei denen natürliche und politische, individuelle und allgemeine Existenz in Einheit gegeben gewesen seien (174). Es war Hegel, der darauf hinwies, daß in der (arbeitsteiligen Problematik der) Dialektik von Herr und Knecht der ästhetische Genuß selbst zum Ausdruck der Entfremdung gerät, daß die selbstentfremdete Existenz sozial als versagte Identität zu begreifen ist (183) — ein Gesichtspunkt, der bei Marx zum systematischen Ausgangspunkt des Begreifens bürgerlicher Gesellschaft wird. Die Entfremdungsproblematik ist damit als soziale, als auf das Verhältnis von Subjekt und Sozialität reflektierende, wieder eingeführt, zugleich aber auch als Gegenstand, der eine Grenze der Bildungstheorie zu signalisieren scheint. Bildung als individuierende Aneignung und Darstellung des Allgemeinen erscheint nur dann als unproblematisch, wenn man einerseits das »Allgemeine« entproblematisiert und korrespondierend dazu die individualisierende Aneignung auf die Einheit von Individualität, Totalität und Universalität festlegt: Letzteres und damit die Garantie der Möglichkeit eines erfolgreichen Bildungsprozesses geschieht bei Humboldt wiederum durch Rückgriff auf eine Metaphysik, auf die Unterstellung einer entlethial wirkenden Kraft auf Selbststeigerung im Subjekt (221).

Daß hier ein systematisch zentrales Problem liegt, zeigt sich auch an Bucks eigenem Bestimmungsversuch von Bildung als eines Prozesses »hermeneutischer Erfahrung«, als eines Prozesses »des sich immer neu herstellenden Allgemeinen durch die sich miteinander vermittelnden exemplarischen Besonderheiten und anfänglich kontingenten »Eigentümlichkeiten« der geschichtlichen Individualitäten« (253). Auch diese Bestimmung verweist auf die Grenze, die durch einen ernstgenommenen Entfremdungsbegriff markiert ist: Der sich situativ herstellende Identitätsgrund des Allgemeinen kann »falsch« sein, die exemplarische Besonderheit »gebrochen«. Ob und wie »Rückwege aus der Entfremdung« und damit Bildungstheorie als intendierte Aufhebung von Entfremdung vorstellbar sind — diese Frage bleibt auch nach der Lektüre des Buches offen. Gezeigt zu haben, daß hier das zentrale Begründungsproblem der Bildungsphilosophie liegt, darin besteht das Verdienst des Buches.

Alfred Schäfer (Köln)

Blanke, Ingrid: Erziehung und Sittlichkeit. Ideengeschichtliche Studien zu den Anfängen heutiger Pädagogik, Heil- und Sozialpädagogik in der späten deutschen Aufklärung. Agentur Dieck, Heinsberg 1984 (296 S., br., 48,- DM)

Daß die Autonomisierung des Subjekts, die Bestimmung der Welt aus der Perspektive seiner Selbstbehauptung, zugleich als Prozeß begriffen werden muß, der soziale Ordnungen und moralische Verbindlichkeiten destruiert — das wußte die Aufklärungsphilosophie: Theorien über die durch Selbstliebe naturwüchsig produzierte vernünftige Ordnung zeugen davon. Daß man dabei die individuierenden Kräfte kapitalistischer Marktordnung und die Selbstdestruktivität der Aufklärung in der Einheit von Natur und Ver-

nunft stillzulegen hoffte, bezeichnet die Grenze der historischen Aufklärungsphilosophie. Die Thematisierung von »Erziehung und Sittlichkeit« durch I. Blanke stellt den Versuch dar, diese Selbstdestruktivität von Aufklärung pädagogisch in den Griff zu bekommen. Die Fragwürdigkeit eines solchen Versuchs besteht darin, daß die Rationalitätsansprüche der Aufklärung — die den Hintergrund auch einer angemessenen Thematisierung ihrer Selbstdestruktivität bilden — unterlaufen werden.

Dies geschieht bei Blanke in zwei Schritten. In einem ersten Schritt wird zwischen Erziehungswissenschaft und Erziehungsphilosophie unterschieden, wobei der Rationalitätsanspruch der Erziehungsphilosophie (noch stärker als im Neopositivismus) dezisionistisch reduziert wird. Daß der Mensch zum Menschen erzogen werden soll, diese Formel der Aufklärung, ist für Blanke eine Leerformel, die von Gebildeten endlos diskutiert wird, in ihrer jeweiligen Ausdeutung aber nicht konsensfähig sein kann (29). Der Streit darüber, was man unter einem Menschen verstehen kann, ist wissenschaftlich nicht aufzulösen, sondern Gegenstand der Erziehungsphilosophie (ebd., Anm.). Es ist von hierher nur konsequent, wenn Blanke für ihr eigenes Programm (es sei an der Zeit, »an die Einheit von Freiheit, Selbstgesetzgebung und Selbstbegrenzung zu erinnern und die Einschränkung des pädagogisch Wesentlichen auf die Individuallage ins Gedächtnis zu rufen«, [39]) keinen theoretischen Begründungsversuch unternimmt.

Was aber bildet dann die Grundlage der Kritik von Aufklärung? Diese läßt sich in einem zweiten Argumentationsschritt einsehen, der die Relativierung des erziehungsphilosophischen Geltungsanspruchs zur Voraussetzung hat (deren Fragwürdigkeit hier nicht thematisiert werden soll): Blanke führt die Unterscheidung von Sittlichkeitsbewußtsein und gelebter Sittlichkeit ein (Kap. II). Diese muß allerdings für den Zweck eines antirationalistischen Plädoyers für eine unmittelbar gelebte Sittlichkeit so zugespitzt werden, daß zum einen der Rationalitätsanspruch von Ethik unterlaufen wird und zum anderen gelebte Sittlichkeit sich gerade durch Reflexionsverzicht qualifiziert. Die Durchführung dieser Argumentation erfolgt in der Auseinandersetzung mit Kant und Pestalozzi.

Reichte der Bezug auf die Selbstliebe und den ihr korrespondierenden Utilitarismus für die Aufklärungspädagogik hin, sich gegen religiöse Deutungsmuster und Legitimationsangebote durchzusetzen (52ff. u. 113ff.), so versuchte Kant einen objektiv-sittlichen Bezugspunkt in der Vernunft des Subjekts selbst festzumachen — jenseits der Einbezogenheit in sozial-situative und damit kontingente Bezüge. Autonom handelt das Subjekt, welches sich an die Selbstgesetzgebung seiner Vernunft als einer allgemeinen bindet. Das Sittengesetz definiert damit zugleich das, was Menschsein ausmacht. Eben dies ist aber für Blanke strittig: Zum Beleg dafür wird als hinreichend betrachtet, daß andere Moralauffassungen möglich sind (202f.), was Kant selbst ebenfalls sah. Nicht thematisiert wird dies unter Geltungsgesichtspunkten: Kants ganze Mühe zur Begründung einer vernünftigen Moral war vergeblich — wie jede Begründung einer ethischen Rationalität; sie wird allein dadurch relativiert, daß irgendjemand — mit welchem Recht auch immer — einen anderen Standpunkt bezieht. Bestimmt sich für Kant durch das Sittengesetz die Qualität des Menschseins, so mag dies zwar einsichtig sein, aber: »Menschen brauchen sich nicht so zu bestimmen« (203). Autonomie des Subjekts wird gleichbedeutend mit Beliebigkeit: Die Bedeutung der kantischen Ethik reduziert sich demnach darauf, gezeigt zu haben, daß diese Autonomie die Grenze von Verfügungsansprüchen bildet (217).

Das Lob der einfachen Sittlichkeit fällt vor dem Hintergrund der Dialektik der Aufklärung notwendig naiv aus. Konnte Pestalozzi — in Anbetracht seiner zeitkritischen Analysen — gegen die Selbstdestruktivität der Aufklärung auf die (im ländlichen Leben) noch vorhandene Einheit von Sittlichem und Religiösem bauen (239), so mag man darauf hinweisen, daß dies historisch eine noch mögliche Perspektive war, die allerdings unterschätzte, daß die Aufklärung gerade diese Einheit und damit die einer reflexionslosen

Sittlichkeit zerstören würde (267). Wenn man jedoch — wie Blanke dies tut — aus dieser historischen Perspektive systematische Konsequenzen für die Gegenwart ziehen zu müssen meint, so wird dies politisch naiv und theoretisch peinlich: Daß die Idee der Selbstveredelung (frei nach Kant) für ein reflektiertes Erzieherbewußtsein wichtig sein mag, wird zugestanden; was aber für die praktische Erziehung zähle, das sei die einfache Sittlichkeit (268), deren Grundlagen doch gerade durch die Aufklärung destruiert wurden. Wenn sittliche Erziehung sich »im Leben des Erziehers« vollzieht, »das sich in Liebe und Selbstverleugnung äußert« (243), so stellt eine solche Auffassung nicht etwa eine Beschreibung des »pädagogischen Unterlebens« in heil- und sozialpädagogischen Institutionen dar, sondern eine moralische Qualifizierung der einfachen Sittlichkeit von Pädagogen, die nicht als Qualifizierung ausgewiesen werden darf, sondern die — gerade weil nicht über das, was »richtig« oder »falsch« ist, reflektiert wird — einfach gegeben ist: »Und trotz dieses Defizits an wissenschaftlicher Theorie wird sittlich erzogen, und das ist wahrscheinlich gut so. Das sittliche Erziehen bewahrt seine Eigenart und Dignität, ohne daß seine wissenschaftliche Erfassung dazu unerläßlich wäre« (274). An der einfachen Sittlichkeit des sich aufopfernden Erziehers ist die Aufklärung spurlos vorbeigegangen — wie lange noch?

Alfred Schäfer (Köln)

Conze, Werner, und Jürgen Kocka (Hrsg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil I. Bildungssystem und Professionalisierung im internationalen Vergleich. Klett-Cotta Verlagsgemeinschaft, Stuttgart 1985 (588 S., Ln., 188,- DM)

Die notorische Theorieabstinenz bundesdeutscher Historiker wurde etwa Anfang der 70er Jahre von einem Kreis von Historikern aufgegeben, die an strukturellen Fragen interessiert waren. Ihr Forschungsinteresse richtet sich auf die Grundlagen der neuzeitlichen Zivilisationsprozesse, deren Rationalität spätestens seit Max Weber unter dem Aspekt der Herrschaft kritisch interpretierbar ist. Die von diesen Impulsen ausgelösten wissenschaftstheoretischen, -historischen und -soziologischen Debatten über die Rationalität der Wissenschaftsentwicklungen ließen weitgehend die Entstehungszusammenhänge und Formen der maßgeblichen Bildungsinstitutionen außer Betracht. Die Erfahrung dieser Defizite provozierte neue sozialgeschichtliche Fragestellungen und Forschungen. Wegweisend für diese Neuansätze sind nach wie vor die soziologischen Studien Max Webers und Talcott Parsons.

Die Herausgeber des vorliegenden Bandes leiten ihr Forschungsinteresse aus den Theorievorlagen dieser Autoren ab. Den strukturell-funktionalen Modernisierungstheorien sei das »Professionalisierungskonzept (als ein) zunächst zentraler Bestandteil« (19) eigen gewesen. Die Herausgeber und die zwanzig Autoren der Studien dieses Bandes waren zunächst mit dem Problem konfrontiert, einen Zugang für das in den »Anfängen stehende(n) Forschungsgebiet(es) der Bildungssozialgeschichte ... zu finden, der über nationale oder auch national zweiseitige Begrenzung hinausgeht, um Vergleichsmöglichkeiten zu gewinnen« (5). So fehlte zunächst ein Begriff von den und ein Klassifikationsmuster für die Gruppen, die Professionalisierungsprozessen unterlagen. Der Begriff »Bildungsbürgertum« — ein spezifisch deutscher Neologismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts — erwies sich nach begriffsgeschichtlichen Befunden als nicht verallgemeinerungsfähig. Um aber das Vorhaben, die Geschichte der Bildungsinstitutionen und der Bildungsträger im internationalen Vergleich darzustellen, nicht aufgeben zu müssen, wurde auf eine begriffliche Festlegung verzichtet. »Statt dessen sind zwei eng verbundene Umwege oder Zugänge gewählt worden: die Betrachtung der Bildungssysteme und der Vergleich von Berufsgruppen und akademischen Berufsbildungen (Professionalisierung).« (13) Die Begriffe »Profession« und »Professionalisierung« gehören der angloamerikanischen Tradition an. Die Autoren versuchen daher mit dem jeweils brauchbareren Begriff (Bildungsbürgertum oder Profession) nationalspezifische Entwicklungen zu

beschreiben. Die Herausgeber formulieren in der Einleitung eine Arbeitshypothese, um die Bildungsträger identifizieren zu können: »jener Teil des Bürgertums, dessen soziale Lebenslage und individuelle Lebenschance bestimmt sind durch den Besitz von Bildungspatenten« (11).

In sechs Studien werden die amerikanischen Bildungssysteme Preußens, Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten, Gesamtdeutschlands, Polens und Rußlands dargestellt bzw. miteinander verglichen. Der diesen Studien vorangestellte Aufsatz von Oexle stellt die »Alteuropäischen Voraussetzungen des Bildungsbürgertums« vor. In dreizehn Studien wird auf die spezifischen Professionalisierungsprozesse der sich ausdifferenzierenden Berufszweige (Rechtsanwälte, Ärzte, Philologen, Lehrer, Architekten, Ingenieure und Pfarrer) in Gesamtdeutschland, England, Schweiz, Frankreich, Vereinigte Staaten, Schweden und Rußland eingegangen. Die Ergebnisse zeigen heterogene Professionalisierungsprozesse. Die Befunde führen zu unterschiedlichen Bestimmungen des Professions-Begriffs. Selbst das Kriterium »Besitz von Bildungspatenten«, das der Identifizierung von Professionen dienen soll, wird von den Studien nicht allgemein bestätigt. So stellt Torstendahl in seiner Untersuchung der »Engineers in Sweden and Britain 1820-1914« fest: »Up to World War I professionalisation in Britain thus was mainly a process on success in a liberal economy, not a process based on knowledge and education« (551).

Die Schwierigkeiten, den Profession-Begriff allgemeingültig zu bestimmen, entstehen durch die unterschiedlichen Triebkräfte der Professionalisierungsprozesse, die national-spezifisch in Erscheinung treten. »Aus den Referaten über Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten und Ingenieure ergibt sich, wie unterschiedlich die Faktoren 'Wissenschaftsentwicklung', 'staatliche Intervention', 'Interessenpolitik oder Berufsverbände' und 'Erweiterung der Märkte für professionelle Dienstleistungen' zusammenwirken« (20). Leider bieten die meisten Aufsätze nur eine positivistische Datenerfassung von Studenten, Verbänden und deren Mitglieder, Zulassungsmodi und Bildungspatenten, während strukturelle Aussagen und systematische Interpretationsversuche selten riskiert werden. In einigen Aufsätzen wird mit den Faktoren »staatliche Intervention« und »Markt« operiert. Sämtliche Referate betonen die größere Rolle zentralstaatlicher Interventionen für die deutschen, schwedischen und französischen Professionalisierungsprozesse im Vergleich zu England und der Schweiz. Polen und Rußland (vor 1917) vermitteln jedes für sich einen im europäischen Vergleich aufschlußreichen Sonderfall. In England und Nordamerika wurden die Bildungsprozesse weitgehend von korporativen, kirchlichen, kommunalen und privatwirtschaftlichen Kräften getragen (vgl. 15f.).

Die Studien differenzieren den Professionalisierungsbegriff bzw. erweitern seinen Kriterienkanon. Die Befunde verweisen auf gesellschaftliche Strukturzusammenhänge, in denen die »entstehenden Bildungs- und Ausbildungssysteme ... sowohl als Indikatoren wie als Faktoren der technischen und politisch-sozialen Modernisierung anzusehen« (13) sind. Immerhin bestätigt sich dank dieser Studien eine von Dietrich Rüschemeyer 1980 geäußerte Vermutung über die Möglichkeiten der vergleichenden Geschichtsforschung, daß sie zur Überwindung der von ihm zu recht beklagten Unhistorizität soziologischer Modelle von Professionalisierungsprozessen beitragen könnten.

Frank Konersmann (Bielefeld)

Geschichte

Ennen, Edith: *Frauen im Mittelalter*. Verlag C.H. Beck, München 1984 (300 S., Ln., 39,50 DM)

Edith Ennen, emeritierte Professorin für mittelalterliche und Neuere Geschichte, bietet im vorliegenden Werk Frauen- und Adelsgeschichte des Mittelalters en detail. Das Inhaltsverzeichnis verheißt mit seinem umfassenden Angebot, endlich aus dem Vollen schöpfen zu können — zumindest was die Fragen des für Frauen bisher so wenig erforschten Zeitalters betrifft.

Die Periodisierung des Mittelalters erfolgt in die Phasen Frühes Mittelalter (500-1050), Hohes Mittelalter (1050-1250) und Spätes Mittelalter (1250-1500). Der zeitliche Rahmen ist so weit gesteckt, daß notwendigerweise, ohne daß die Darstellung darunter leidet, Zäsuren vorgenommen werden. Konsequenterweise hält sich die Verfasserin an den Grundsatz, »Belege nach ihrer Zeitstellung und räumlichen Bindung zu ordnen« (29). Gewinnbringend sind die Vergleiche deutscher, französischer und italienischer Verhältnisse, besonders für die Zeit des Spätmittelalters. Quellenauszüge werden oftmals unmittelbar in den Text eingeflochten. Diese Vorgehensweise soll dem »Laien« den direkten Nachvollzug ermöglichen. Die Einleitung »Das Mittelalter und wir« verhilft in der Tat jedem Nicht-Medievalisten zum raschen Einstieg in das Thema. Begriffserklärungen (Feudalismus), Erläuterung des Periodisierungsschemas und Problematisierung der Quellenlage zählen in diesem Abschnitt neben dem Aufzeigen allgemeiner Entwicklungslinien zu den positiven Aspekten.

Getreu der einleitenden Ermahnung, die Beurteilung der Frau im Mittelalter nicht aus dem »gegenwärtigen Blickwinkel« erfolgen zu lassen (11), fällt es Ennen nicht nur schwer, Ansätze aus der neueren Frauengeschichtsforschung aufzugreifen. Sie verfährt auch nicht gerade zimperlich mit den »drei ernstzunehmende(n)« Werken neuerer Zeit (30). Shulamith Shahar verwechsle die lateinischen Begriffe, widme sich nicht den von Ennen für bedeutsam gehaltenen Zeitabschnitten; aus Eileen Powers Nachlaß sei ein »hübsch illustriertes Büchlein zusammengetragen« worden, und die Arbeit von Régine Pernoud stelle eine »schöne Untersuchung« dar (30/31). Eine inhaltliche Auseinandersetzung findet nicht statt, wohl nicht zuletzt, weil ein Zünftiger sich nicht ins Handwerk pfuschen lassen will: das stand schon im Mittelalter unter Strafe! Polemik ist eigentlich nicht angebracht; dennoch fällt es schwer, aus den stark subjektiv gefärbten Quelleninterpretationen der Verfasserin den wissenschaftlichen Gehalt herauszufiltern und sich von den normativen Wertungen Ennens sachlich zu distanzieren.

In die triviale Welt gewisser Frauenjournale fühlt frau/man sich versetzt, wenn in dem Kapitel »Von den Frauen der Merowingerkönige zur Consorts regni der Ottonen und Salier« das Liebes- und Leidensleben der hochwohlgeborenen Frauen in epischer Breite dargelegt wird. »Hier begegnet uns im schweren und glanzvollen Leben der karolingischen Prinzessin Judith, Königin von England und Gräfin von Flandern, ein Frauenschicksal, das die Realität der fränkischen Spätzeit spiegelt, den Widerstreit zwischen den Normen und den harten Forderungen der Politik, aber auch den Sieg treuer Gattenliebe.« (59/60). Über besagte Judith zwei Seiten später: »Sie hatte ihr Lebensglück gefunden« (62). Nämlich, durch ihre reiche Mitgift und ihre königliche Abkunft konnte sie die »Stellung ihres Gatten« stärken (ebd.). Konsequente Folge ihres Glücks: »Sie schenkte Balduin zwei Söhne« (63). Oder »was mag Gisela empfunden haben?« als ihr Sohn erst der Ächtung verfiel und dann »einen ruhmlosen Tod« fand (69). Wie großherzig müssen Fürstinnen gewesen sein, denen die Kirchenreform schon immer »eine Herzenssache« war? Und was tat Berta? »Berta hat den jungen König geradezu verführt, und er ließ sich verführen zum Ärger seines Vaters« (73). Konstanze hatte es offensichtlich auch nicht leicht: »Zuletzt war sie nur noch Gift und Galle« (74). Heinrich der I.

heiratete schließlich »eine farblose Mathilde« (ebd.). Dies sind *keine* Quellenzitate. Wie bereits gesagt, es ist z.T. mühsam, die für eine weitere Forschungsarbeit notwendigen Textstellen herauszufinden und nicht in der mitunter recht unstrukturierten, hier zur Anekdote verkommenen Ereignisgeschichte zu versinken.

Die Wandlung rechtlicher Strukturen hat für Ennen eine große Bedeutung. Unbestreitbar hat der Wandel von der germanischen Ehe zur »Konsensehe«, die sich im 12. Jh. weitgehend durchsetzte, eine rechtliche Besserstellung der Frauen bewirkt. Versorgungs-, vermögens- und erbrechtlich hatte sich vieles zugunsten der Frauen verändert, wie dies materialreich belegt wird. Aber bedeutete die Konsensehe deshalb für die Frau »die Grundlegung ihrer persönlichen Gleichberechtigung mit dem Mann« (46)? Wohl nicht, denn wie Ennen selbst eingestehen muß, blieb die patriarchalische Familienstruktur erhalten (vgl. 100). Der fehlenden frauenspezifischen Fragestellung Ennens ist es m.E. anzulasten, daß die »Kehrseite« der Konsensehe zwar benannt, aber nicht als solche interpretiert wird. Die Frau wurde zu einer neuen Form der Lebensgemeinschaft gezwungen. Wählte sie nicht »freiwillig« die Ehe, blieb der Eintritt ins Kloster als Ausweg. Konsensehe oder Eintritt ins Kloster — beide Wege waren dem Klerus nicht unlieb, garantierte diese Scheinalternative doch in jedem Fall die Aufrechterhaltung der kirchlichen Macht.

Die Umorientierung auf neue »Frauenwerte«, wie etwa in der Marienverehrung des 12. und 13. Jh. kirchlicherseits, ging Hand in Hand mit dem Ausschluß von Frauen in einem wesentlichen gesellschaftlichen Bereich: der Bildungsmöglichkeit. Abgeschnitten von Schulbildung, akademischer Bildung und qualifizierter Berufsausbildung wurden die Handlungs- und Entscheidungsspielräume der Frauen seit dem 12. Jh. permanent reduziert. Da nützt es wenig, exemplarisch einige erfolgreiche Kauffrauen (146ff.) in verschiedenen Städten zu zitieren; oder das El Dorado für weibliche Arbeitskräfte im 14. und 15. Jh.: Köln. Die Masse der Frauen blieb aus den produktiven Bereichen der Zünfte ausgeschlossen, verrichtete Hilfstätigkeiten, war Kleinhändlerin, Marktfrau etc. Frauen in den Zünften werden besonders am Kölner Beispiel umfassend bei Ennen dargestellt. Tabellen und Schaubilder ergänzen den Text.

Den zusammenfassenden Schlußteil füllt Ennen mit Wiederholungen der vorangegangenen Kapitel. Als wichtigste Punkte lassen sich vermerken: »Das kirchliche Recht machte den Konsens der Brautleute zur einzigen Gültigkeitsvoraussetzung der Ehe« (232); die Ehe entwickelte sich zur »Genossenschaft«, in der der Mann die »eheliche Vormundschaft« behält (ebd.); für die Frauen aller Stände und Schichten »gilt bis heute die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung« (233). An der religiösen Bewegung nahmen die Frauen »leidenschaftlich Anteil« (237). Das mußte »tiefliegende Gründe« haben: »Die Frau lebt offensichtlich mehr aus der Emotionalität heraus als der Mann, und ihr religiöses Bedürfnis ist stark, stärker als ihr politisches Interesse« (ebd.). Dementsprechend war Freiheit für die Frau nicht persönliche Freiheit, sondern: »Die Frau erstrebte die Freiheit, außerhalb der Ehe in einer religiösen Gemeinschaft leben zu können. Männer wie Frauen wollten die Freiheit in der Bindung.« (243) Einige der mir kritikbedürftigen Punkte habe ich angesprochen. Bei aller Widersprüchlichkeit dieses Buches regt es doch zur Diskussion an. Um manche der von Mediävisten formulierten Thesen korrigieren zu können, ist allerdings noch viel Forschungsarbeit auf seiten der Frauengeschichtsforschung nötig. Umfassende Quellenpublikationen und Quellenanalysen werden dies in Zukunft vielleicht leisten können.

Dagmar Burgdorf (Bremen)

Duby, Georges: Ritter, Frau und Priester. Die Ehe im feudalen Frankreich. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985 (352 S., br., 58,- DM)

»Auf der Ehe basieren die Verwandtschaftsbeziehungen, auf ihr basiert die ganze Gesellschaft. (...) Wie kann man die feudale Gesellschaft verstehen, wenn man nicht eine kla-

re Einsicht in die Regeln gewinnt, nach denen der Ritter eine Frau nahm?» (25) Duby (Professor für Geschichte der mittelalterlichen Gesellschaften am Collège de France) geht es um den »Aufbau dauerhafter Strukturen, die erst heute, unter unseren Augen, zerbröckeln.« (331) Er untersucht an Hand einer Fülle von Beispielen aus den oberen Gesellschaftskreisen (den Königen, dem Adel und den Priestern) wie im 11. und 12. Jahrhundert in Nordfrankreich Ehen geschlossen wurden. Seine Quellen sind neben dem Neuen Testament zum großen Teil theologische Schriften, aber auch Urkunden. Literatur, Chroniken und Genealogien, die ausnahmslos von Männern verfaßt wurden, insbesondere von Männern der Kirche (Mönche und Priester), so daß die Sichtweise in den Quellen stets eine männliche und religiöse ist. Nach Duby gibt es keine Quellen über die Ehegebräuche der Armen. Für ihn steht die Ehe (im untersuchten Zeitraum) an der »Nahtstelle zwischen dem Materiellen und dem Spirituellen« (25). Demnach hätte die Ehe im Spannungsverhältnis zwischen zwei Ordnungen gestanden, der »weltlichen« und der »religiösen«. Gerade in dieser Zeit hätten die religiösen Vertreter Einfluß auf die Ehe (hin zu einer Sakrilegisierung) genommen.

Duby zeigt die Kämpfe zwischen den Vertretern der beiden Ordnungen als Interessenkonflikte auf. Die Könige und Adligen betrieben Politik über die Ehe. Sie wollten Familien miteinander verbinden, um Eigentum und Macht zu sichern. Zunächst in Konkubinen lebend, wurden die Frauen genommen und verstoßen, je nach politischer Lage. Dem Adel ging es um den Erhalt der Macht, so durften z.B. nicht alle Söhne heiraten (in der Regel nur der Älteste), damit die Familiendynastien in einer Größe erhalten blieben, die die Macht sicherte. Der Adel sei zunächst gegen eine Einmischung der Priester in ihre Ehepolitik gewesen. Das Interesse der Priester und Mönche hätte sich auf die Bibel gerichtet. Duby zeigt, an Hand des Neuen Testaments, daß es Paulus und Petrus darum ging, die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der Ehe zu institutionalisieren. Die Frau sollte dem Manne untertan sein. Der Mann sollte die Frau lieben, wofür sie ihm Ehrfurcht schuldete.

Durch die Ehe sollte die fleischliche Lust als nicht immer vermeidbare Sünde eingedämmt und kontrolliert werden. Die religiösen Vertreter plädierten für die Monogamie und gegen den Inzest. Letzterer war der häufigste Grund, warum eine (nach dem neuen Testament) eigentlich unauflösbare Ehe geschieden werden mußte. Der Grad der Verwandtschaft, der eine Ehe unzulässig machte, war umstritten, was dem Adel weiterhin die Möglichkeit geboten habe, »unliebsame« Gattinnen wieder loszuwerden.

Im 12. Jahrhundert habe sich die Fähigkeit des Lesens und Schreibens stark verbreitet. In Genealogien und Literatur sei eine Liebe dargestellt worden, die ihre Erfüllung in der Ehe fand. Stimmte diese Literatur zwar nicht mit der Realität überein, so kam ihr, nach Duby, eine Vorbildfunktion zu.

In dieser Zeit verlängerte der Adel die Zeitspanne zwischen Verlobung und Heirat. Erst wenn die Kammer des Hausvorstandes frei geworden war, habe der Sohn heiraten dürfen. Um die Mädchen in dieser Zeit keusch halten zu können, seien sie in Konventen kontrolliert und erzogen worden, so daß sie »klüger« gewesen wären als ihre späteren Ehemänner, die sich durch heldenhaftes Rittertum Ruhm und Ehre erwarben und anders als die Frauen sehr wohl sexuelle Erfahrungen hätten machen dürfen.

Duby interpretiert die bessere Bildung der Frauen als Macht, ohne diese näher zu beschreiben oder Belege anzuführen. Überhaupt sind bei ihm die Frauen mal die manövrierbar Unterdrückten und mal die Mächtigen, obwohl sie in den angeführten Quellen kaum als Agierende vorkommen. Wer etwas über die Interessenkonflikte zwischen Adel und Kirche im Mittelalter erfahren möchte und wie sich darin eine Zusammenlebensform etabliert hat, die heute noch (weitgehend unbestritten) Gültigkeit hat, dem sei dieses Buch empfohlen.

Duby kommt zu zwei Ergebnissen. Die Heiratskontrolle im feudalen Frankreich war

Bevölkerungspolitik. Je reicher der Adel durch Kultivierung von Land, durch das Eintreiben des Zehnten und durch Besteuerungen wurde, um so mehr Söhne durften heiraten, zunächst in Lehnsabhängigkeit vom ältesten Bruder. Dienten die Söhne der Sicherung des Erbes und der Macht, dienten die Töchter der Herstellung von Bündnissen. Beide Modelle der Ehe, das weltliche und das religiöse, hätten sich zum Ende des 12. Jahrhunderts miteinander verbunden. Priester und Fürsten hätten sich auf eine Ehe geeinigt, die die Ordnung der Gesellschaft (im Sinne beider) gewährleistete. »So etablierte sich ein sehr solides System. Freilich sollte man über den vielen Männern, die allein mit lauter Stimme ihre Taten und Träume vermelden, die Frauen nicht vergessen. Es wird viel von ihnen geredet. Was weiß man über sie?« (334)

Wer wissen möchte, welche weiteren Forschungsvorschläge Duby (seit Erscheinen seines Buches 1981 in Paris) diesbezüglich entwickelt hat, schlage nach in: *Das Argument* 150.
Barbara Ketelhut (Hamburg)

Power, Eileen: »Als Adam grub und Eva spann, wo war der Edelmann?« Das Leben der Frau im Mittelalter. Karin Kramer Verlag, West-Berlin 1984

(142 S., br., 18,- DM)

Das vorliegende Buch ist eine Zusammenstellung von Rundfunkbeiträgen der 1940 verstorbenen englischen Historikerin (die englische Ausgabe erschien postum 1975). Als aktuelle Ergänzung findet sich im Anhang der Übersetzung eine Bibliographie neuerer deutschsprachiger Arbeiten zum Thema.

Was Powers Buch von anderen Veröffentlichungen unterscheidet, ist der ihren Leser/innen bzw. Zuhörer/innen angemessene Stil. Erzählend gibt sie einen spannenden und knappen Einblick in die Lebenssituation der Frau in der mittelalterlichen Gesellschaft. Ihre Ausführungen stützen sich auf französische und englische Quellen, die auch in neueren Arbeiten als grundlegend herangezogen werden (z.B. die Paston-Briefe, das Buch des Menagier de Paris usw., siehe Verzeichnis im Anhang). Power beginnt mit der Darstellung der Widersprüchlichkeit des mittelalterlichen Frauenbildes, überliefert von Kirche und Adel. In Anlehnung an Paulus habe man in der Frau ein Werkzeug des Teufels, ein minderwertiges und bösariges Geschöpf gesehen, vor dem sich der Mann zu hüten habe. Mit dem Aufkommen des Marienkultes im 12./13. Jahrhundert habe sich daneben zunehmend eine Art »Gegendoktrin« verbreitet: das Frauenbild der verehrungswürdigen Mutter-Gottes-Figur. An dieses habe das Liebesideal des Rittertums, der Minnedienst angeknüpft: »Die Ausstrahlung des Marienkultes reichte aber am weitesten in der Verehrung der weltlichen Dame. Hier inspirierte er eine völlig von der früheren Kirche abweichende Haltung Frauen gegenüber.« (24) Mit dem Niedergang des Rittertums (Ende des 13. Jh.) sei dann auch wieder das Ansehen der Frau gesunken.

Power geht mit großen Schritten durch die verschiedenen Jahrhunderte und versucht, die Veränderungen des Frauenbildes in Wechselwirkung zur jeweiligen historischen Gesamtsituation, zum Einfluß der Kirche, des Adels etc. darzustellen. In den folgenden Kapiteln betrachtet sie die einzelnen Stände (Adel, Großbürgertum, Bauernstand) bzw. verschiedene Lebensbereiche (Arbeitswelt in Stadt und Land, Erziehung, Kloster) und durchforstet das vorhandene Quellenmaterial auf standesspezifische und geschlechterspezifische Unterschiede in Stellung und Rechten der Frau hin. »Bei der Betrachtung der für den Adel charakteristischen Frau und der für die wohlhabende Bürgerschicht charakteristischen Hausfrau mußte den weiblichen Tätigkeiten im Haus voll Rechnung getragen werden. (...) Der Schwerpunkt verschiebt sich etwas, wenn wir uns vom häuslichen Bereich dem Arbeitsmarkt zuwenden; vom Adel und dem Großbürgertum zur arbeitenden Frau in Stadt und Land. Während wir die soziale Leiter hinuntersteigen, können wir nicht feststellen, daß die Bedeutung der Rolle, die die Frau erfüllt, abnimmt. Im Gegenteil ist ihre Aktivität, wenn sie alleinstehend ist, ihre Wichtigkeit im Familienle-

ben, wenn sie verheiratet ist, um so größer, je bescheidener und dürftiger ihr Einkommen und ihr Besitz sind.« (65)

An einigen Beispielen werden Schwächen und Fehler, die neuere Forschungen aufdeckten (vgl. Ketsch), unkorrigiert übernommen. So geht Power bei der Beschreibung der Situation der Frau in der mittelalterlichen Stadt noch davon aus, daß es einen erheblichen zahlenmäßigen Frauenüberschuß gab, woraus der Zwang für die (unverheirateten) Frauen zur Erwerbstätigkeit resultierte. Die These des Frauenüberschusses geht auf die Arbeit von Karl Bücher (Die Frauenfrage im Mittelalter, Tübingen 1910) zurück, der sie lediglich am Beispiel der Stadt Nürnberg erarbeitete und dann verallgemeinerte.

Bei der Beschreibung der Berufsausübung durch Frauen stützen sich die Aussagen von Power auf Zunftordnungen, Bilder u.ä. Zwar seien Frauen mit Einschränkungen in fast allen Wirtschaftszweigen vertreten gewesen (vgl. 74), wie heute hätten sie jedoch für gleiche Tätigkeiten keineswegs gleiche Entlohnung erhalten wie die Männer. Anders als spätere feministische Arbeiten (etwa Anke Wolf-Graaf) kommt Power nicht zu der verherrlichenden Annahme, daß die mittelalterliche Frau im Erwerbsleben gleichberechtigter und unabhängiger gewesen sei als Frauen heute.

Als ungeklärte Forschungsfrage wirft Power die nach der Nichtorganisierung von Frauen in Zünften auf, selbst wenn es um von Frauen dominierte Wirtschaftszweige wie den der Textilindustrie, besonders der Seidenverarbeitung, ging. Zugleich zeigt sie, daß es regionale Unterschiede gab: in Frankreich waren Frauen zünftig organisiert, in England nicht (vgl. 80).

Über die weitaus größte Gruppe von Frauen, die Bäuerinnen und Häuslerinnen, berichten die Quellen am wenigsten. Power geht davon aus, daß die Mehrheit der einfachen Frauen weder lesen noch schreiben konnte und daß »deren einzige Bildung die Wandmalereien in der Gemeindegemeinde waren« (108). Extra erwähnt sie als wichtigen Wissensbereich von Frauen den der Hausmedizin. Hierin seien viele einfache Frauen in Quellen als sehr kundig nachgewiesen.

Für Nichthistorikerinnen, die sich ein Bild von der allgemeinen Lebenssituation der mittelalterlichen Frau machen wollen, ist das Buch zu empfehlen — fast als Bettlektüre. Für Wissenschaftlerinnen, die an Quellen selbst prüfen und neue Zugriffsweisen erarbeiten wollen, sind neuere Arbeiten sicher von größerem Nutzen.

Sünne Andresen (Hamburg)

Ketsch, Peter: Frauen im Mittelalter. Band 1: Frauenarbeit im Mittelalter. Quellen und Materialien. Hrsg. v. Anette Kuhn. Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf 1983 (365 S., br., 32,- DM)

Ketsch, Peter: Frauen im Mittelalter. Band 2: Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft. Quellen und Materialien. Hrsg. v. Anette Kuhn. Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel, Düsseldorf 1984 (436 S., br., 34,- DM)

Band 1 wartet mit neuen, interessanten Aspekten zur geschlechtsspezifischen Lebenserwartung von Frauen, ihrer sozialen Lage, ihrer Stellung innerhalb der Familie und zur geschlechtsspezifischen Entlohnung für die Zeit des Mittelalters auf. In der Einleitung verwirft Peter Ketsch den heutigen Arbeitsbegriff. Er bemüht sich statt dessen »alle produktiven und reproduktiven Tätigkeiten der Frauen, unabhängig davon, ob sie entlohnt wurden oder nicht« zu erfassen (10). Mit Hilfe neuer Quellenfunde wird die bisher in der Literatur kaum hinterfragte These vom Frauenüberschuß im Spätmittelalter und dem daraus resultierenden Zwang zur Erwerbstätigkeit widerlegt. Regionale Steuerlisten aus dem ausklingenden 15. Jahrhundert werden als »relativ zuverlässige Grundlage für die Berechnung der Erwachsenenbevölkerung« gewertet. Demnach bestand in den spätmittelalterlichen Städten ein nahezu gleichgewichtiges quantitatives Geschlechterverhältnis (vgl. 14-17). Eine von der Landbevölkerung abweichende Altersversorgung führte

in den Städten zu einem relativ hohen Anteil an Frauenhaushaltungen. Mit reichhaltigem statistischem Material wird belegt, daß die materielle Position der Frauen deutlich schlechter war als die der Männer. Frauen gehörten in der Regel nicht nur den unteren Vermögens- und Steuergruppen an, ihr Vermögen verfiel auch schneller.

Während Ketsch in der Frage der geschlechtsspezifischen Lebenserwartung von Frauen sich noch weitgehend an den von Kurt Wesoly 1980 aufgeworfenen Fragestellungen und Ergebnissen orientiert und seine Ausführungen zur Frauenarbeit auf dem Land bis auf die Quellenauszüge bereits — und z.T. wörtlich — in seinem 1982 in Band II »Frauen in der Geschichte« veröffentlichten Beitrag nachzulesen sind, trägt er in den Abschnitten zur Frauenarbeit in der Stadt und insbesondere in den mittelalterlichen Zünften doch wesentlich zur Revidierung des bisherigen Bildes von Frauenarbeit bei. Ebenso wie die Anzahl der Frauen zugeordneten Berufsbezeichnungen mit 200 stark überhöht sei, hält Ketsch eine absolute Gleichberechtigung und weitverbreitete Erwerbstätigkeit der Frauen im frühen wie im späten Mittelalter für eine »Fehleinschätzung« der bisherigen Forschung (113/114).

Sein wissenschaftliches Mißtrauen gilt den Interpretationen des Quellen- und Bildmaterials in der älteren Literatur und den unreflektiert übernommenen Ergebnissen in der neueren Literatur. Kurz gesagt: Frauen hatten in den mittelalterlichen Zünften eine weit aus geringere Bedeutung als bisher angenommen. Zwar hatte die Frau eines Handwerksmeisters durchaus das Recht, den Betrieb nach seinem Tod weiterzuführen; die Witwen waren aber nicht selbst in der Produktion beschäftigt, sondern sie führten nur die Geschäftsleitung fort. Dieses Fortführungsrecht war zeitlich befristet oder es enthielt die Auflage, einen männlichen Gesellen einzustellen. Ein von einer Frau geführter Handwerksbetrieb durfte keine Lehrlinge ausbilden. Das Privileg der Teilnahme an der Morgensprache und die Zugehörigkeit zur jeweiligen Bruderschaft kann nicht als Beweis für die eigenständige Berufstätigkeit der Handwerkerfrauen genommen werden (116). Wie schwierig es ist, verallgemeinerbare Aussagen zur Frauenarbeit in den Zünften abzugeben, verdeutlicht die Auswertung der Zunftordnungen verschiedener Städte. In einigen Zünften waren Mädchen zur Lehre zugelassen, in anderen nicht. Den Status einer Meisterin konnten Frauen lediglich als Garmacherinnen in Köln erreichen, wo seit 1397 eine ausschließlich aus Frauen bestehende Zunft existierte. Weil Frauen aber in ihrer juristischen Handlungsfähigkeit begrenzt waren, wurden sie nach außen durch männliche und nicht der Zunft angehörende Garnhändler vertreten (146). Eine weitere reine Frauenzunft ist unter den Kölner Seidenmacherinnen 1437 bekannt (150). In der Zunft der Wappensticker/-stickerinnen (Köln) waren Frauen den Männern gegenüber gleichberechtigt. Sie durften das Handwerk erlernen und ein Meisterinnenamt ausüben. Von diesen seltenen Fällen abgesehen, war die körperliche Arbeit von Frauen im Mittelalter auf die freien Künste oder auf Hilfstätigkeiten in den Zünften begrenzt. Das von Ketsch zusammengetragene Quellenmaterial zeigt die Bedingungen auf, unter denen Frauenarbeit in den Zünften des Mittelalters möglich war, wie die rd. 70 Seiten füllenden Zunftordnungen, Ratserlasse, Amtsbriefe etc. veranschaulichen.

Band 2 präsentiert Quellen und Materialien zum Frauenbild und zu Frauenrechten in Kirche und Gesellschaft des Mittelalters. Beginnend mit Materialien über die germanische Frau in der Vorvölkerwanderungszeit, sind die folgenden Kapitel u.a. dem Frauenbild der Kirche/Theologie, des Neuen Testaments, der Kirchenväter, der mittelalterlichen deutschen Literatur, der höfischen Literatur und der Märendichtung gewidmet. Quellen und Materialien zur rechtlichen Stellung der Frauen im Volksrecht, in Rechtsbüchern, in Stadtrechten und in den Weistümern bilden gemeinsam mit den Kapiteln zur Mädchenerziehung/Frauenbildung, Nonnen/Beginen und der Beteiligung von Frauen an der politischen Herrschaft den umfangreichsten Teil der Sammlung. Exemplarisch sollen hier die zwei Komplexe vorgestellt werden, die am ausführlichsten mit Quellen be-

legt sind. — Die unterschiedliche »Wertschätzung« der Geschlechter setzte nicht erst bei Kindern im erziehungsfähigen Alter ein (210). Kindestötung ist für das frühe Mittelalter nachgewiesen, sie traf aber überwiegend weibliche Neugeborene. Die Geburt eines Sohnes brachte der Gebärenden besondere Vergünstigungen ein. Versorgung und Pflege der Säuglinge waren je nach Geschlecht unterschiedlich. So wurden Jungen, wie aus einer Quelle des 9. Jahrhunderts zu entnehmen ist, zwei Jahre gestillt, Mädchen dagegen nur ein Jahr. Nachdem im Zuge der Christianisierung die Tötung von Neugeborenen verboten wurde, nahm die Zahl der ausgesetzten Kinder derartig zu, daß Findelhäuser eingerichtet werden mußten. Sowohl bei der Kindestötung als auch bei der Aussetzung waren vor allem Mädchen betroffen. Eine Vorbereitung auf die geschlechtsspezifischen Rollen setzte mit Vollendung des 7. Lebensjahres ein. Spielgeräte aus dieser Zeit sprechen aber dafür, daß die Sozialisation von Mädchen und Jungen auch vor dem 7. Lebensjahr nicht geschlechtsneutral war. Da es im Mittelalter keine schulische Ausbildung für Kinder gab, war die Erziehung — schichtenspezifisch unterschiedlich — nach den Tätigkeitsfeldern der Eltern ausgerichtet. Mädchen aus der Aristokratie wurden zur Erziehung in Stifte und Klosterschulen gegeben. Schwerpunkt der Erziehung war das Erlernen höfischer Riten und seit dem 12./13. Jahrhundert die Aneignung von Tugendlehren. Schamhaftigkeit, Enthaltbarkeit, Demut, Schweigsamkeit, Mäßigung und Unterordnung unter den Mann waren besonders erstrebenswerte Ziele. Mit der Entwicklung der Städte zu wirtschaftlichen Zentren wuchs die Notwendigkeit, der Masse von Kaufleuten, Händlern und Handwerkern elementare Kenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen zu vermitteln. Städtische Schulen übernahmen seit dem 13. Jahrhundert die Aufgabe, Jungen zu unterrichten.

Mädchen waren in den städtischen Schulen nicht zugelassen. Sie hatten eher die Möglichkeit die privaten Klipp- und Winkelschulen zu besuchen. Über die Qualität der den Mädchen vermittelten Bildung lassen sich Rückschlüsse aus dem sozialen Status der »Lehrerinnen« ziehen. Handwerkerfrauen und -witwen, Lehrerwitwen oder Frauen, die nebenher noch Handel und Gewerbe betrieben, unterrichteten — selbst ohne Vorbildung — Mädchen in entsprechendem Rollenverhalten. Die Quellenbasis ist sowohl für diesen Abschnitt als auch für den nächsten (Frauen in Klöstern) erfreulich breit angelegt.

Im Kapitel »Nonnen: Aspekte des Lebens von Frauen in Klöstern« greift Ketsch zurück bis zur Entstehung des ersten Frauenklosters 360 in Rom. Im 6. Jahrhundert wurden in Südfrankreich die ersten Nonnenklöster und im 7. Jahrhundert die ersten Doppelklöster gegründet. Die Doppelklöster bestanden aus Mönchs- und Nonnenklöstern, in denen die Äbtissin beide leitete. Hauptaufgabe der Nonnen war derzeit, wie bei den Mönchen, die Missionierung. Im deutschsprachigen Raum, vor allem in Sachsen, bestanden um 900 70 Nonnenklöster. Nach vorübergehender Stagnation des Frauenklosterwesens im 10. Jahrhundert, vermehrter Gründung von Mönchsklöstern in derselben Zeit und nach dem Abklingen des Reklusentums unter den Frauen (Frömmigkeitsbewegung) bildeten sich bis zum Beginn des 12. Jahrhunderts zahlreiche Doppelklöster bei Benediktinern, Augustinern und Prämonstratensern. Die Umwandlung in Doppelklöster geschah offensichtlich aus zweierlei Gründen. Zum einen richtete sich die Angliederung in reformatorischer Absicht gegen das freiere Kanoniker- und Kanonissentum, zum anderen war mit der Aufnahme der meist aus dem Adel stammenden Frauen ein nicht unerheblicher materieller Zugewinn verbunden. Als im 13. Jahrhundert die Zahl weniger bemittelter Frauen, die um Aufnahme baten, stieg, verschwanden die Doppelklöster mehr und mehr aus dem Klosterwesen. Bestehende Doppelklöster wurden aufgelöst, Neugründungen verboten. Begründet wurde diese Maßnahme damit, daß das Seelenheil der Mönche durch die »weiblichen Reize« bedroht war. Es sollen allein bei den Prämonstratensern 10000 Frauen in eigenständigen Klöstern aufgenommen worden sein. Auch der Zisterzienserorden erfreute sich unter den Frauen großer Beliebtheit. Im

13. Jahrhundert wurden durchschnittlich zwei Frauenklöster pro Jahr gegründet. Bereits 1228 beschloß der Orden aber, keine Frauenklöster mehr aufzunehmen und die seelsorgerische Versorgung den Nonnen zu verweigern. Da die älteren Orden an den tradierten Aufnahmebedingungen festhielten (adlige Herkunft oder hohe Mitgift), schlossen sich viele Frauen den Dominikanern an. Dieser Orden bestand um 1300 aus 80 Frauenklöstern im Gegensatz zu nur 49 Männerklöstern. Unter den Frauen, die die Aufnahmebedingungen der Orden nicht erfüllten oder nicht erfüllen wollten entwickelten sich neue, freie Frauengemeinschaften: Die Beginen. Im 14. Jahrhundert, nachdem der Höhepunkt des Frauenklosterwesens und der religiösen Frauenbewegung überschritten war, entwickelten sich die Klöster zu »reinen Versorgungsanstalten der unverheirateten bzw. verwitweten Frauen des Adels und des gehobenen Bürgertums« (271).

Der Rückzug hinter die schützenden Klostermauern erfolgte jedoch nicht immer freiwillig, sondern entsprach eher den patriarchalischen Interessen innerhalb der Familien. Für die Heirat mußte eine weithaus höhere Mitgift gezahlt werden, als beim Eintritt in das Kloster. Auch vermögensrechtlich war ein Abschieben von Mädchen nicht unwichtig: Nonnen waren nicht erbberechtigt. Sicherlich boten die Klöster nicht nur das Aufangbecken für »unerwünschte« Adelstöchter. Da Nonnen ein hohes gesellschaftliches Ansehen genossen, ledigen Frauen dagegen diese »Ehre« nicht zuteil wurde, bestand die Alternative für Frauen aus höheren Schichten im Heiraten oder dem Rückzug ins Klosterleben. In Ermangelung »standesgemäßer« Betätigungsfelder erhielten die Klöster dann die Funktion einer Versorgungsanstalt. Von der kulturellen, wissenschaftlichen und bildungspolitischen Bedeutung der Nonnenklöster des frühen und Hochmittelalters war im 14./15. Jahrhundert nicht mehr viel übriggeblieben. Der Sittenverfall in den Nonnenklöstern mag ein Grund gewesen sein. Gewichtiger war dagegen, daß die Klosterschulen seit dem 12. Jahrhundert als Bildungsstätten für Mädchen zugunsten der Domschulen an Bedeutung verloren und daß die wissenschaftliche Ausbildung zur Aufgabe der Universitäten wurde, zu denen allerdings den Frauen der Zugang versperrt blieb.

Beide Bände werden für die künftige Frauengeschichtsforschung des Mittelalters von großer Bedeutung sein. Der Reiz dieser Sammlung besteht nicht nur in der Publikation einer Masse von Quellen, sondern auch darin, daß Ketsch 1. Frauen- und Männergeschichte in Relation zueinander setzt und 2. gezielt Fragestellungen der neueren Frauengeschichtsforschung aufgreift.

Dagmar Burgdorf (Bremen)

Soziale Bewegungen und Politik

Guggenberger, Bernd, und Claus Offe (Hrsg.): An den Grenzen der Mehrheitsdemokratie. Politik und Soziologie der Mehrheitsregel. Westdeutscher Verlag, Opladen 1984 (326 S., br., 34,- DM)

Preuß, Ulrich K.: Politische Verantwortung und Bürgerloyalität. Von den Grenzen der Verfassung und des Gehorsams in der Demokratie. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1984 (295 S., br., 28,- DM)

Die Ökologiebewegung und die Friedensbewegung haben die Möglichkeit irreversibler, künftige Generationen in ihren Lebenschancen gefährdender oder beeinträchtigender politischer Entscheidungen ins Blickfeld gehoben. Sie haben damit unter linken Politikwissenschaftlern eine Diskussion über Grenzen der Mehrheitsregel und der Gehorsamsverpflichtung gegenüber Mehrheitsentscheidungen ausgelöst, die in der Aufsatzsammlung von Guggenberger/Offe und in der Schrift von Preuß vorgeführt wird. Man könnte von einem neuen linken Normativismus sprechen, vielleicht auch von einem unverhofften Sprung einer bisher gesellschaftsanalytischen linken Politikwissenschaft auf das

eher von Konservativen besetzte Terrain der Frage nach der guten Ordnung des Gemeinwesens.

In dem Moment, da aktuelle Mehrheiten Entscheidungen fällen, die wegen ihrer ökologischen Folgen von künftigen, anderen, Mehrheiten nicht mehr aufgehoben, sondern deren Folgen nur noch erlitten werden können, gerät eine grundlegende Voraussetzung dafür, daß die Mehrheit von der Minderheit in einer Demokratie Gehorsam fordern darf, in Zweifel. Denn es gibt keine überzeugende Begründung für einen höheren Wahrheits- oder Richtigkeitsanspruch der Mehrheit. Die Mehrheitsregel ist ein Optimierungsverfahren für Beteiligung auf der Basis der Gleichheit der Mitglieder eines Kollektivs, das unter dem Druck steht oder den Willen hat, gemeinsam zu handeln. Das Mehrheitsprinzip funktioniert als Optimierungsregel aber nur, wenn der Minderheit der Gehorsam gegenüber der von ihr für falsch gehaltenen Entscheidung im Interesse der Wahrung des kollektiven Zusammenhalts sinnvoller erscheint als die Sezession. Eine Voraussetzung dafür ist die Reversibilität der Mehrheiten und der Mehrheitsentscheidungen. Andere Voraussetzungen, die in der Demokratie- und Verfassungstheorie seit langem erörtert worden sind, kommen hinzu. In beiden Publikationen werden diese Voraussetzungen, ausgehend von aktuellen Irreversibilitätsproblemen, normativ entfaltet und auf die politische Situation der Bundesrepublik bezogen.

Guggenberger/Offe dokumentieren zunächst zwei klassische deutsche Texte, die Relativierungen des Mehrheitsprinzips aus der historisch-organischen Verbandstheorie (v. Gierke 1913) bzw. aus dem Dualismus von Individualität und Gesellschaft (Simmel 1908) herleiten. Es folgen jüngere Beiträge aus Italien und Deutschland über das Verhältnis des Mehrheitsprinzips zu anderen Verfassungsprinzipien (Varain 1964, Gusy 1981, Sartori 1975, Bobbio 1981 und Abromeit 1984). Bemerkenswert ist die Gegenüberstellung von Sartori und Bobbio: Sartori begründet spieltheoretisch ein Lob der Gremien, die auf die Anwendung der Mehrheitsregel verzichten, während institutionalisierte Versammlungen, Wahlen und Referenden wegen der Unfähigkeit der votierenden Akteure zu permanenter Interaktion mit großer Wahrscheinlichkeit Null-Summen-Ergebnisse hervorbrächten. Bobbio dagegen besteht auf dem Begriff der Demokratie als Mehrheitsherrschaft, zieht aber einen deutlichen Trennungsstrich zur — auch in nicht-demokratischen Systemen angewendeten — Mehrheitsregel. Bobbio prüft deren Grenzen und Aporien in einer auf Gleichheit und Mehrheitsherrschaft beruhenden Verfassungsordnung, wobei als erste Grenze das im Nachkriegsdeutschland unter dem Schlagwort »wehrhafte Demokratie« abgehandelte Problem anfällt, ob an Mehrheitsentscheidungen auch diejenigen beteiligt werden dürfen, die das Mehrheitsprinzip abschaffen wollen. Zu dieser Existenzfrage der westdeutschen Linken abstrakt-normativ Stellung nehmen und dabei auf einem bisher von der Totalitarismustheorie beherrschten Feld agieren zu müssen, ist eine der Schwierigkeiten, die sich auch Offe/Guggenberger und Preuß einhandeln.

Den größten Umfang im Sammelband von Guggenberger/Offe nehmen aktuelle, von der Ökologie- und Friedensbewegung angeregte Beiträge ein, die folglich vor allem von der inhaltlichen Unumkehrbarkeit heute möglicher oder gefällter Mehrheitsentscheidungen ihren Ausgangspunkt nehmen. Preuß' in beiden hier besprochenen Publikationen enthaltener Aufsatz »Die Zukunft: Müllhalde der Gegenwart?« gibt das Hauptthema an. Die neun Beiträge dieses Teils (Offe, zweimal Guggenberger, Fetscher, Preuß, Spaemann, Rucht, Sternstein und Müller-Plantenberg, alle zwischen 1981 und 1984 entstanden) fragen sämtlich normativ nach den Geltungsbedingungen des Mehrheitsprinzips, wobei der Ausgangspunkt »Irreversibilität von Entscheidungen« von den meisten in Richtung auf Funktionsbedingungen des politischen Systems verallgemeinert wird, von anderen, vor allem Spaemann und z.T. Preuß, auch in Richtung auf umfassende moralphilosophische Sichtweisen. Eine auf die Analyse gesellschaftlich-politischer Verhältnis-

se gestützte Kritik an der normativen Relativierung der Mehrheitsregel leistet nur Müller-Plantenberg.

Die Hauptlinien der auf das politische System bezogenen Argumentation sind am besten in Offes Beiträgen zusammengefaßt. Er fragt nach den Bedingungen der Legitimitätsstiftung durch Mehrheitsentscheidungen in der gegenwärtigen Situation der Bundesrepublik und nimmt folgende dieser Bedingungen als sozialwissenschaftlich ungesichert an: a) die Unterscheidung von »privater« und »öffentlicher« Sphäre: Nur in letzterer könne die Anwendung der Mehrheitsregel legitim sein; zugleich aber gebe es einen sich vergrößernden Bereich, dessen Charakter als »öffentlich« oder »privat« umstritten sei. b) Mehrheitsentscheidungen können nur als legitim gelten, wenn sie im Rahmen einer rechtlich und faktisch gesicherten Verfassungsstruktur, die nicht zur Disposition der Mehrheit steht, gefällt werden. Auch diese Bedingung ist soziologisch kaum gegeben: Eliten können sich gegen Bedrohung durch potentiell oppositionelle Mehrheiten wirksam abschotten; zudem ist die Entscheidungskompetenz unter den Stimmbürgern äußerst ungleich verteilt. c) Das Irreversibilitätsargument, erweitert um die Überlegung, daß gerade die immer wieder kurzfristig-punktuell sich bildenden Mehrheiten »dazu neigen, die Zukunft zu diskontieren« (Offe 165), d.h., Langfristfolgen ihrer Entscheidungen auszublenden. d) Das »one-man-one-vote«-Prinzip läßt Intensitätsunterschiede des politischen Willens unberücksichtigt (so schon Robert A. Dahl 1956), was der Legitimitätsstiftung um so abträglicher ist, je mehr der moderne Interventionsstaat eine Ungleichverteilung der Betroffenheit der Bürger von seinen Bereichspolitikern herstellt. e) Zugleich nimmt die Nicht-Kongruenz zwischen von Mehrheitsentscheidungen Betroffenen und an diesen Entscheidungen Beteiligten zu. Entscheidungen des Nationalstaates berühren oft auch Bürger anderer Staaten, oft auch nur oder besonders einen sozial oder geographisch eingegrenzten Teil seiner Bürger. (Bei Atomkraftwerken in der Nähe von Staatsgrenzen trifft beides zusammen.) f) Die Geltungsbedingung des nationalen Konsenses, der überstimmten Minderheiten Unterwerfung unter die Mehrheit statt Sezession sinnvoll erscheinen läßt, ist — zumal in der Bundesrepublik — nicht zweifelsfrei erfüllt. g) Die Abhängigkeit westlich-demokratischer Regierungen von »Handlungen oder Unterlassungen der Eigentümer und Funktionäre des Kapitals« (Offe, 171) setzt die Geltungsbedingung, nach der, wenn schon, dann *alle* öffentlichen Angelegenheiten der Mehrheitsentscheidung zu unterwerfen seien, außer Kraft. Diese Geltungsbedingung wird außerdem durch Mangel an nationaler Souveränität und durch den Einbau korporativistischer Strukturen in das politische System unterminiert.

Offes Katalog enthält alte, in klassischen Demokratietheorien schon immer erörterte Probleme, wie neue Fragen, vor allem die der Unumkehrbarkeit und der Inkongruenz von Entscheidenden und Betroffenen im Interventionsstaat. Offe argumentiert gleichermaßen normativ und funktionalistisch: Ausgangspunkt ist die Frage nach den notwendigen Voraussetzungen für das Funktionieren einer westlich-parlamentarischen Demokratie und nach dem empirischen Vorhandensein dieser Voraussetzungen, in die Antworten gehen explizit oder implizit eigene normative Annahmen darüber ein, was die Bürger dieser Demokratien sich zumuten (lassen) sollen oder dürfen. Offe stellt sich damit in eine durchaus ehrenwerte und erkenntnisträchtige Tradition institutionenbezogener Politikwissenschaft, wie sie etwa in den 50er und 60er Jahren von Fraenkel oder Eschenburg vertreten wurde. Probleme der linken und sozialistischen Staats- und Politikdiskussion, etwa die Fragen nach Widerspruchspotentialen und ihren Entwicklungsbedingungen, nach materialer Gerechtigkeit von Staatshandeln oder nach Konzepten von Klassenherrschaft, tauchen entweder als unerledigt gelassene Vorfragen oder überhaupt nicht auf.

Normativ versucht Offe sich mehrfach dezidiert von der konservativen »politisch-philosophischen Zurückweisung der Mehrheitsregel«, die Freiheit gegen Gleichheit und Qualität gegen Quantität ausspielt, abzugrenzen. Dies ist ihm, wie Urs Müller-Planten-

berg in seinem Beitrag zeigt, jedenfalls gegenüber modernen neoliberal-neokonservativen Politiktheorien wie der amerikanischen »Public-Choice«-Schule nicht vollständig gelungen: Auch sie stellt den Geltungsbereich des Mehrheitsprinzips, wenn auch noch radikaler, in Frage — zugunsten eines scheinbar freiheitlich und egalitär konzipierten Marktprinzips; sie schlägt sogar Verfahren zur Messung unterschiedlicher Intensitäten politischen Willens (Maßeinheit: Höhe der für eine Entscheidung investierten Geldsumme) vor.

Offe verkennt, so Müller-Plantenbergs Haupteinwand, daß das Mehrheitsprinzip eine Waffe der sozio-ökonomisch Schwachen ist und daß die Relativierung dieses Prinzips, solange keine demokratische Alternative gefunden wird, der ideologisch und real schon bestehenden Alternative »Markt«, also dem Sozialdarwinismus, in die Hände arbeitet. Freilich sind mit diesem Einwand die Argumente Offes, Guggenbergers und anderer über die empirische Schwächung der legitimierenden Kraft des Mehrheitsprinzips nicht widerlegt. Müller-Plantenbergs Lösung, zwischen Mehrheitsregel und — allein demokratischem — Mehrheitsprinzip zu unterscheiden, dergestalt, daß alle Offe-Guggenbergerschen Geltungsbedingungen zum Bestandteil des Mehrheitsprinzips erklärt werden, so daß die Gefährdungen dieser Bedingungen von Demokraten nur »mit dem Ruf nach mehr Demokratie« (Müller-Plantenberg, 308) zu beantworten seien, überzeugt mich nicht, weil hier tendenziell der Normativismus noch auf die Spitze getrieben wird: Vom als richtig erkannten Prinzip her wäre die Realität, und sei sie auch noch so bockig und kompliziert, zu verändern. Mehrheitsprinzip beinhaltet nach Müller-Plantenberg folglich auch, daß keine Mehrheit das Mehrheitsprinzip abschaffen darf. Und damit ist auch hier wieder die Problemebene der »wehrhaften Demokratie« erreicht, die von Bobbio deutlich formuliert, von Offe nur am Rande gestreift und vor allem von Ulrich K. Preuß, einem der stärksten und phantasievollsten Kritiker innerstaatlicher Feinderklärungen in den 70er Jahren, nicht umgangen werden kann, wenn er sich anschickt, Berechtigung und Grenzen des staatlichen Gehorsamverlangens gegenüber den Bürgern zu analysieren.

Preuß hat in seiner Schrift drei Aufsätze aus den Jahren 1977 bis 1981 mit zwei neuen Beiträgen über »Grenzen des bürgerlichen Gehorsams« und »Politische Verantwortung« zusammengefügt. Sein zentraler Gegenstand ist nicht das Mehrheitsprinzip, sondern das Verhältnis von Verfassung und Ethik. Ihm geht es von vornherein um normative Analyse, die in das Dilemma mündet, »einerseits ethische Blindheit der Verfassung angesichts neuer gesellschaftlicher Herausforderungen beklagen zu müssen, andererseits ihre Ethisierung nicht wünschen zu können« (Preuß, 23). Preuß zielt nicht auf Verfassungsreform, sondern auf Bewußtsein: Das Grundgesetz gilt ihm als eine »ihre Aufgabe der Rationalisierung der politischen Macht nicht schlecht« (22) erfüllende Verfassung; worauf es angesichts von Massenvernichtungswaffen, Atomenergie und chemischer Verseuchung ankäme, wäre eine Abkehr vom »machiavellistischen Begriff von Politik«, also einem Politikbegriff, der die individuelle Sittlichkeit und die auf die öffentliche Ordnung bezogene Rationalität scharf voneinander trennt.

Verfassung konnte seit Beginn des bürgerlichen Zeitalters als wertneutrale Ordnung aufgefaßt werden, die gerade nicht letzte ethische Werte ausdrückt und eben dadurch gesellschaftlichen (im wesentlichen: kapitalistischen) Fortschritt ermöglichte. Das Paradox, daß Verfassung gleichwohl Gewaltmonopol und Gehorsam der ihrer Gewalt Unterworfenen beansprucht, ist nach Preuß solange nicht nur erträglich, sondern im Interesse auch der politisch verändernden Kräfte verteidigungswert, wie diese Verfassung oppositionellen Kräften Handlungsmöglichkeiten sichert, die sie unter einer ihnen feindlichen »ethisierten« Staatsreligion nicht hätten, solange also der Verfassungsstaat gerade wegen seiner Fähigkeit, konfligierende Interessen zuzulassen und zu berücksichtigen, den Interessen aller an einem prozedural gesicherten inneren Frieden gerecht wird. Der Kampf ge-

gen die Überhöhung der Verfassung zur Staatsreligion durch die Substantialisierung ihrer »Werte« und gegen die Ausgrenzung legal handelnder »Illoyaler« ist also das eine Hauptanliegen von Preuß, vor allem seiner Aufsätze aus den 70er Jahren.

Inzwischen aber sind materielle und in ihrem Gefolge ethische Probleme aufgetreten — dies sind exakt dieselben, die bei Guggenberger/Offe zur Relativierung der Mehrheitsregel führen, vor allem: inhaltliche Irreversibilität von Entscheidungen —, für die die ethische Neutralität der Verfassungsordnung keine Lösung bietet. Wenn die gut funktionierende Verfassung es nicht verhindern kann, daß die Zukunft zur Müllhalde gemacht wird, dann ist eine Gehorsamsverpflichtung der Minderheit gegenüber der prozeduralen Legitimität von institutionell gefällten Mehrheitsentscheidungen nicht mehr zu begründen.

Preuß' Verdienst ist es, sich angesichts dieser Situation gerade nicht populistischen oder alternativen Wegwerf-Mentalitäten hinsichtlich institutionalisierter, verfassungsmäßiger Verfahrensregeln hinzugeben, sondern diese Regeln zu verteidigen und einer historisch und verfassungstheoretisch wenig informierten Protestbewegung einige Wahrheiten, z. B. über die Unzivilisiertheit des Mythos der Unmittelbarkeit, ins Stammbuch zu schreiben. Dem steht aber das Problem gegenüber, daß der als politische Organisationsform von Preuß verteidigte moderne Verfassungsstaat neuerdings nicht mehr in der Lage ist, den Staatsapparat und die Apparate der Kapitale daran zu hindern, den Überschub dessen, was der Apparat tun könnte, über das, was er verfassungsmäßig und entsprechend den Wünschen der Staatsbürger tun darf, einigermaßen zuverlässig zu steuern oder abzubauen. Preuß' Ausweg aus dem Dilemma besteht in einer ethischen und verfassungsrechtlichen Rechtfertigung des zivilen Ungehorsams, sofern er gewaltfrei und punktbezogen ist, also die Verfassungsordnung selber nicht in Frage stellt.

Das Problem der »wehrhaften Demokratie« läßt Preuß theoretisch ungelöst: Nach seinen eigenen Prämissen, insbesondere auf der Basis seiner Verteidigung des demokratischen Verfassungsstaates und des Gebots der Reversibilität von Mehrheiten, erscheint es logisch, daß die Verfassungsordnung sich gegen legal agierende Gruppen schützt, die nach ihrer Machterlangung das demokratische Mehrheitsprinzip außer Kraft setzen wollen. Gleichwohl bleibt Preuß bei seiner Kritik an der Überhöhung der Verfassung zu einer Wertordnung und an der daraus folgenden Ausgrenzung legaler Opposition als illoyal. Er begründet diese Position mit einer Güterabwägung: Die Gefahren eines »konsequent institutionalisierten Legalitätssystems« seien geringer als die Risiken, »die aus der Einführung eines mit der Legalität konkurrierenden Legitimitätstypus resultieren« (233).

Insgesamt überrascht bei Offe und Preuß als theoretischen Wegbereitern und -begleitern der Studentenbewegung und der neuen sozialen Bewegungen die Deutlichkeit eines Paradigmenwechsels zu einem neuen Normativismus, der den bürgerlichen Verfassungsstaat zum normativen Ausgangspunkt macht und ihn kaum noch historisch, gesellschaftstheoretisch oder im Rahmen einer Kritik der politischen Ökonomie relativiert. Die linke Kritik am »Ökonomismus« scheint hier in die Gegenbewegung eines »Politizismus« zu münden, die ihre kritische Identität gegenüber der aristotelischen und der funktionalistischen Tradition normativer Politiktheorie wohl erst wird suchen müssen. Vieles von Preuß' Kritik an der Rousseau folgenden identitären Demokratietheorie ist von Fraenkel in den 50er und frühen 60er Jahren schon präziser und ausführlicher dargelegt worden. Fraenkels Linie war konsequent: Pluralismus und Parlamentarismus, Wertordnung der Verfassung und ihre Offenheit gegenüber sozialstaatlicher Reform sind als absolute Strukturprinzipien des Gemeinwesens zu verteidigen, demgegenüber spielt die Frage, ob es sich um eine Klassen- oder eine pluralitäre Interessengesellschaft handelt, eine untergeordnete Rolle.

Die Kritik der Linken an der Politikwissenschaft der 50er und 60er Jahre richtete sich genau gegen diese Prioritätensetzung und klagte den Vorrang von Gesellschaftsanalyse,

insbesondere der marxistischen, gegenüber der Verabsolutierung von Normen, Strukturprinzipien und entsprechenden Verfassungsinstitutionen ein. Dies tat übrigens schon der kürzlich mit einem Kongreß in Berlin posthum geehrte Linkssozialdemokrat Otto Kirchheimer gegen den Linkssozialdemokraten Ernst Fraenkel 1933 in der Parteizeitschrift »Gesellschaft«. Gegen Fraenkels 1932 geäußerte und 1949 im Grundgesetz realisierte Idee des konstruktiven Mißtrauensvotums brachte Kirchheimer damals vor, es könne für Sozialisten gegenüber einer Verfassung, »in der jede Gewichtsverschiebung innerhalb der Staatsorgane eine Verlagerung der Herrschaft von einer sozialen Schicht zur anderen bedeuten kann, ... ein allgemeines Interesse am Funktionieren schlechthin nicht geben« (Otto Kirchheimer: Verfassungsreform und Sozialdemokratie, in: Die Gesellschaft, X [1933]; nachgedruckt in: O. Kirchheimer: Funktionen des Staats und der Verfassung. Zehn Analysen, Frankfurt 1972, 79ff., hier: 83).

Die Kritik der Linken am Normativismus und Institutionalismus der traditionellen Politologie fand seit Mitte der 60er Jahre Ausdruck in klassen- und kapitalismusanalytischen Politiktheorien von Agnolis »Involutions«-Analyse bis zu Blanke/Jürgens/Kastendieks die Staatsableitungsdebatte vorerst beendender Schrift (um nur die westdeutschen Beiträge zu nennen). Ein Paradigmenwechsel zu einem neuen und linken Normativismus, wenn er denn bewußt gemeint ist, hätte noch vieles an Vorgängern und Gegen-Vorgängern aufzuarbeiten. Sonst bliebe er beklagenswert geschichtslos im Raum stehen.

Bodo Zeuner (West-Berlin)

Perels, Joachim (Hrsg.): Recht, Demokratie und Kapitalismus. Aktualität und Probleme der Theorie Franz L. Neumanns. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1984 (228 S., br., 68,- DM)

Franz Neumanns Geschick, unbekannt zu sein, spiegelt schon die Liste der Autoren dieser Erinnerungsschrift. Nur 3 der 10 Autoren sind Juristen (2 davon Vertreter der aus Sicht des Faches randständigen Disziplin Arbeitsrecht an neuen Universitäten), beim Rest handelt es sich zumeist um Politologen mit verfassungsrechtlichem Schwerpunkt. Franz Neumann teilt somit Hermann Hellers Rezeptiongeschichte, wenngleich er eher noch stärker abgedrängt worden ist (zu Heller vgl. *Das Argument* 150, 306-309). Kein Vergleich zur Wirkungsgeschichte Carl Schmitts! Von Schmitt, den er kritisiert, hat Franz Neumann gelernt (28); 1931/32 hat er Schmitts verfassungstheoretische Seminare besucht, nachdem Neumann 1923 in Frankfurt bei Max Ernst Mayer zum Dr. jur. promoviert worden ist und danach von 1923 bis 1927 als Assistent von Hugo Sinzheimer in Frankfurt gearbeitet hat.

Ab 1927 unterhält Neumann in Berlin zusammen mit Ernst Fraenkel eine Anwaltspraxis, 1928 wird er Syndikus der Baugewerkschaft, 1932 auch der SPD. Von 1928 bis 1933 lehrt er Arbeitsrecht an der Berliner Hochschule für Politik, wo er mit Carl Schmitt, Hermann Heller und Otto Kirchheimer zusammentrifft. Als einer der ersten Deutschen (212) wird Neumann Anfang Mai 1933 ausgebürgert. 1937 stößt er, engagiert als Jurist und Verwalter (119ff.), in den USA zum Institut für Sozialforschung (IfS), dessen Mitarbeitern er seit den Frankfurter Tagen bekannt gewesen ist. Nicht zur Freude Horkheimers, Pollocks und Weils beteiligt sich Neumann auch an der intellektuellen Arbeit des Instituts (s. 111ff., 121ff.); in der »Zeitschrift für Sozialforschung« erscheint 1937 sein Aufsatz »Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft«. 1941 beendet Neumann (nachdem er 1940 das Institut verlassen mußte) die Arbeit an seiner monumentalen NS-Analyse; 1942 erscheint »Behemoth. The Structure and Practice of National Socialism« (zur AufLAGengeschichte s. 218). »Behemoth« ist eine gleichermaßen empirische wie theoretische Analyse, die nicht in der Schriftenreihe des IfS erscheint und von der Institutselite kritisiert wird.

Jürgen Seifert hält Neumann für »einen der wichtigsten Denker über das Verhältnis

von Politik und Recht«, Neumann sei »die zentrale Gegenfigur zu Carl Schmitt« (11). Damit ist ein ideologiekritisches und analytisches Programm zur Darstellung der Arbeiten Franz Neumanns und zur Rezeption dessen kritischer politischer Theorie umschrieben (10f.). Je drei Arbeiten beschäftigen sich mit der Beziehung von Neumann und der Weimarer Arbeiterbewegung (i. s. direkt G. Schäfer und W. Luthardt sowie U. Mückenberger über Neumanns Gewerkschaftstheorie) und mit der aktuellen Bedeutung der Rechtstheorie Neumanns (Hase/Ruete, Blanke, Söllner); Perels »Notizen zur Verdrängung sozialistischer Rechtstheorie« behandeln die Nichtrezeption Neumanns in der Partnerschaftsideologie Adolf Arndts, des bundesrepublikanischen Kronjuristen der SPD, und verbinden so die beiden genannten Schwerpunkte. Sonderaspekten gewidmet sind die Beiträge von Erd (Neumann und das IFS), Gottschalch (»Angst und Herrschaft. Sozialpsychologische Aspekte im Spätwerk von Franz L. Neumann«) und V. Neumann (»Kompromiß oder Entscheidung? Zur Rezeption der Theorie Carl Schmitts in den Weimarer Arbeiten von Franz L. Neumann«).

Gert Schäfer — der verdienstvolle Mitübersetzer und Herausgeber des »Behemoth« — charakterisiert Neumanns Rechtsauffassung als »'materialistisch' und doch nicht 'rechtsnihilistisch'« (44, s. 174ff.). Ein Motiv Neumanns ist die Konzeption des Staates »als ungeschmälerter Staatsmacht im zukünftigen Interesse der Arbeiterklasse« (28). Diese Position eines sozialstaatlichen Interventismus (68ff., 83ff.) führt zur Verbindung mit Heller und zur kritischen Rezeption Carl Schmitts, aber auch zur Kritik durch Kirchheimer (65ff., 163ff.). Für Neumann ist die Verbindung von Souveränität und Herrschaft des Gesetzes bestimmend. Zwar werden Gesetz und Gewalt als »unzertrennliche Pole« aller bürgerlichen politischen und Rechtstheorien charakterisiert (55), dennoch beinhaltet Recht (gegenüber staatlicher Politik) ein »Minimum an Schutz« (55) und das allgemeine Gesetz eine »Garantie persönlicher und politischer Freiheit« (57). Dieses Vertrauen in staatliches Recht und in institutionalisierte Rechtssprechung unterscheidet Neumann bis 1933, worauf V. Neumann hinweist (76f.), von Carl Schmitt und O. Kirchheimer (s. Seifert, 11, und Luthardt, 94). Dieses Vertrauen ist aber zugleich so klar soziales Transformationskonzept, daß es nach 1945 nicht wieder handlungswirksam rezipiert wird (vgl. Perels' Beitrag und 177ff.), daß es — wie die Beiträge von Hase/Ruete, Blanke und Söllner zeigen — als Bestandteil einer kritischen Rechtswissenschaft (204) dazu taugt, rechtsstaatliche Regression (Söllner) bzw. Rationalitätsverfall (Hase/Ruete) wahrzunehmen sowie Rechtstheorie und das Konzept von Rechtspolitik weiterzuentwickeln (Blanke). Folgerichtig kulminieren die Beiträge darin, von Franz Neumann zu lernen, so wie er selbst in der »intellektuellen Emigration« gelernt hat. Als inspirierend gelten Neumanns Verbindung von Rechtssystematik und politischer Pragmatik (77f.), seine Analyse von Entwicklungstendenzen des Rechts (161), sein sozialpsychologischer »Ansatz für die Erforschung populistischer Bewegungen« (134) und — übergreifend — seine Behandlung der Bezüge von kapitalistischer Ökonomie, Rationalität und Gesetz sowie von Staat und Recht (dazu Schäfer, bes. 32-42).

Lernen läßt sich in der Tat von Neumann. Nach dem Zweiten Weltkrieg geht es ihm um eine »lebensfähige Demokratie« in Westdeutschland, und in diesem Sinn hält er in seinem 1950 veröffentlichten Aufsatz »Deutsche Demokratie« »substantielle gesellschaftliche und politische Veränderungen« für »unerlässlich« (Wirtschaft, Staat, Demokratie: 369). Konkreter kritisiert er u. a. den Autoritarismus und die Rechtstechnologie der Bürokratie, Sozialdemokratie und mitbestimmungsfixierte Gesellschaften, er hegt die Befürchtung, daß das demokratische Parteiensystem keinen »Enthusiasmus« hervorruft, insbesondere nicht in der Jugend. Auch die politische Chancengleichheit der konkurrierenden Parteien und Klassen hält Neumann für prekär.

Zu letzterem sei aus einem (bislang unveröffentlichten) Brief vom 7. September 1932 an Carl Schmitt zitiert. Nach Erhalt eines Widmungsexemplares von »Legalität und Le-

gitimität« (1932) bedankt sich Neumann mit einem dreiseitigen Brief (den der Rezensent 1968 von Carl Schmitt in Kopie erhalten hat) und teilt mit: »Auch ich stehe auf dem Standpunkt, daß die parlamentarische Demokratie nur so lange funktionieren kann, wie die Durchführung des Prinzips der gleichen Chance möglich ist. Stellt sich heraus, daß dieser Grundsatz zur Gewinnung innerpolitischer Macht versagt, dann muß notwendig auch der parlamentarische Gesetzgebungsstaat handlungsunfähig werden. (...) Stellt man sich ... auf den Standpunkt, daß der grundlegende politische Gegensatz in Deutschland der ökonomische Gegensatz ist, daß die entscheidende Freund/Feind-Gruppierung in Deutschland die Gruppierung Arbeit und Eigentum ist, so leuchtet ein, daß bei einer solchen politischen Gegensätzlichkeit parlamentarisch nicht mehr regiert werden kann. Denn entweder müssen, um den Grundsatz der gleichen Chance aufrecht zu erhalten, diese beiden großen gegensätzlichen Gruppen einen Kompromiß eingehen. (...) Schließen sie aber keinen Kompromiß, so kann das Prinzip der gleichen Chance keinesfalls bedeuten, daß ein Tag sozialistisch, ein anderer Tag kapitalistisch regiert wird. Mit anderen Worten — will man nicht die eine, scheinbar zwischen den Klassen stehende Staatsgewalt durch irgendwelche verfassungsrechtlichen Einkleidungen (Ständestaat, Oberhaus, Wahlrechtsänderung) stabilisieren, so bleibt für die beiden kämpfenden Gruppen nur das Streben nach politischer Alleinherrschaft übrig, mit dem festen Willen, auch bei Änderung der parlamentarischen Situation diese ihre Herrschaft nicht abzugeben. Das aber bedeutet das Ende des parlamentarischen Systems.« — In einem solchen Sinn ist Franz Neumann, wie Seifert richtig meint (11), als politischer Jurist aktuell und als rechts- wie als staatswissenschaftlich orientierter Politikwissenschaftler anregend. In der Tat ist Franz Leopold Neumann Carl Schmitts Gegenspieler (vgl. *Das Argument* 75, 368-370), wobei es jedoch gänzlich falsch wäre, Carl Schmitt mit dem Faschismus an der Macht zu identifizieren.

Eike Hennig (Kassel)

Benoist, Alain de: *Democratie: Le Problème (Das Problem Demokratie)*. Verlag Le Labyrinthe, Paris 1985 (86 S., br., 45 FF)

Für Alain de Benoist gibt es keine Regierungsform, die schon an sich einer anderen vorzuziehen wäre (21). Er entwickelt eine Anzahl von Argumenten, deren ganze Stoßkraft sich gegen die liberalen Demokratien der westlichen Welt richtet. Er weist kritisch auf aktuelle Strukturdefekte der »freiheitlichen« Demokratien hin: die Allmacht der Experten und Technokraten (26), die Korruption und Finanzskandale fordernde, zentrale Rolle der finanziellen Mittel im politischen Leben (z.B. Parteienfinanzierung, 64), die Standardisierung der öffentlichen Meinung durch die Massenmedien (65) und — was für das politische System Frankreichs von besonderer Bedeutung ist — die Personalisierung der Politik, die programmatische Inhalte zunehmend in den Hintergrund treten läßt (66). Darüber hinaus werden der liberaldemokratischen Regierungsform noch weitere, prinzipielle Einwände entgegengehalten: oligarchische Parteistrukturen (59) und Mandatsträger, die sich, einmal gewählt, sofort von ihrer Basis entfernen (61), haben eine politische Apathie zur Folge (68), die in ein erhebliches Legitimitätsdefizit ausschlägt. Auch theoriehistorisch problematisiert der Autor die liberalen westlichen Demokratien. Mit J.L. Talmons Totalitarismus-Studie zeigt er, daß »sich Demokratien liberalen und totalitären Typs erst mit der französischen Revolution von ihrem gemeinsamen Stamm getrennt haben« (24). Die Erkenntnis, daß »kein demokratischer Prozeß eine absolute Garantie gegen Autokratie und Despotismus beinhaltet« (ebd.), wird durch historische Konkretisierungen abgesichert, dabei allerdings die Weimarer Republik und das präfaschistische Italien ausgespart.

Der Autor kommt zu der Feststellung, daß der Begriff »Demokratie« sowohl von dem des Parlamentarismus (73) als auch von dem des Liberalismus (83) getrennt werden kann. So überrascht es nicht, wenn die liberalen Demokratien als »formale Demokra-

tien« bezeichnet werden (57), deren tragendes Formprinzip »Repräsentation« einen großen Bedeutungsverlust erfahren hat (59). Aber Vorsicht! Wer glaubt, daß Benoist, von Marx' Kritik am Hegelschen Staatsrecht inspiriert, ein emanzipatorisch-soziales Demokratiemodell zu formulieren versucht, begeht einen gewaltigen Irrtum. Der marxistische Anspruch auf die Bezeichnung »formelle Demokratie« wird von ihm zwar erwähnt, aber zugleich begriffshistorisch relativiert, wenn er ihre pejorative Verwendung auf Georges Sorel und Arthur Möller van den Brucks zurückführt (57).

Die Existenz sehr widersprüchlicher Demokratiebegriffe (77) erklärt sich für de Benoist dadurch, daß nicht jeder, »der beansprucht, Demokrat zu sein, auch zwangsläufig ein Demokrat ist (7). Um dieses Etikettenchaos zu überwinden und die »wirkliche Demokratie« (12) begrifflich zu bestimmen, gilt es sich denen zuzuwenden, die die Demokratie eingeführt haben: den Griechen der Antike (12 u. 83). Davon ausgehend entwickelt er mit einem »historischen Ansatz« (83) eine aus der politischen Philosophie Platons und Aristoteles deduzierte und auf die Bedingungen des 20. Jahrhunderts adaptierte »organische Demokratie«, die sowohl Liberal- als auch Volksdemokratien gegenübersteht. Ihr Grundelement ist die »Citoyenneté«, die durch die Geburt erlangte »Zugehörigkeit zu einem Volk (d.h. zu einer Kultur, einer Geschichte, einem Schicksal) und zu einer politischen Einheit, in welcher sich das Volk eine Form gibt« (81). »Die Bürger besitzen gleiche politische Rechte nur durch diese Zugehörigkeit zur gleichen nationalen Volksgemeinschaft (*communauté nationale et populaire*)« (ebd.). Der Schlüsselbegriff seiner Theorie ist weder die allgemeine Wahl noch die Repräsentation, sondern die Partizipation, d.h., »das Empfinden, Mitglied einer Gemeinschaft, Teil eines Ganzen zu sein« (79). Daher ist das Maximum an Demokratie nicht durch ein Maximum an Freiheit und Gleichheit zu erreichen, »sondern durch ein Maximum an Partizipation« (85). Die »organische Demokratie« bedeutet »Harmonisierung der Gegensätze« (81), sie verhält sich nicht gegensätzlich zu Autorität, Selektion und Elite (84). In ihr findet der Pluralismus seine Grenze im Gemeinwohl (85). De Benoist sieht für den Willensbildungsprozeß in städtischen und überschaubaren regionalen Bereichen »Demokratie an der Basis« (»*Democratie à la base*«, nicht »*Democratie de base*«) vor, auf nationaler Ebene hingegen das »plebiszitäre Referendum« (79), d.h., »die wechselseitige Identifikation des Volkes mit den Entscheidenden« (ebd.). Dafür zitiert er Sieyès: »Alles Vertrauen kommt von unten, alle Autorität von oben.« (Ebd.)

Profunde Kenntnisse der Weimarer Staatsrechtlehre sind nicht notwendig, um zu erkennen, daß mit de Benoists Buch ihr dunkelstes Kapitel eine aktualisierte Neuauflage fand. Obwohl nur zweimal direkt zitiert, sind die Parallelen zu Carl Schmitts plebiszitärer Führerdemokratie in Begrifflichkeit, Argumentationsstruktur und Intention frappierend. Carl Schmitt dient hier als Argumentationslieferant, um von rechts eine neue Begriffsbestimmung im politisch-theoretischen Diskurs Frankreichs herzuleiten. »*Democratie: Le Problème*« ist ein typisches Beispiel für die Strategie der Nouvelle Droite, das traditionelle Theoriedefizit der französischen Rechten mit Hilfe der Denker des radikalen Konservatismus aufzufüllen. Für Frankreichs aktuelle politische Entwicklung geht von diesem theoretischen Versuch die Gefahr aus, daß eine ideologische Brücke zwischen den Überbauten der intellektualistischen Nouvelle Droite und der populistischen extremen Rechten Le Pens konstruiert worden ist. Denn der »nationale Gemeinschaftswert«, den de Benoist so sehr betont, sucht ökonomische Interessenkollisionen oder soziokulturelle Gegensätzlichkeiten zu verdecken und bietet fremdländischen Minderheiten keinen Platz. Damit ist eine Konvergenz zu den rassistisch-xenophoben Zielsetzungen der Front nationale gefunden. Carl Schmitts Demokratietheorie sah vor, das nicht zur nationalen Einheit Gehörige, das »Heterogene« nötigenfalls auszuschneiden und zu vernichten.

Manfred Baldus (z.Zt. Paris)

Verfasser/innen

A: = Arbeitsgebiete; V: = Veröffentlichungen; M: = Mitgliedschaften

Anders, Günther; siehe *Argument* 155

Andresen, Sünne; siehe *Argument* 156

Barrett, Michèle, Dr., 1949; Dozentin für Soziologie an der City University, London; Mitherausgeberin von *Feminist Review* und *Socialist Review*. V: *Virginia Woolf: Women and Writing* (Hrsg., 1980); *The Antisocial Family* (zus. m. Mary McIntosh, 1982); *Das unterstellte Geschlecht* (1983). A: Feminismus, Ideologietheorie.

Bauer, Gerhard, 1935; Dr.phil., Prof. f. Deutsche Philologie an der FU Berlin. V: *Zur Poetik des Dialogs* (1969); *Borchert, Die Hundebäume* (Hrsg. 1980); *Oskar Maria Graf in seinen Briefen* (Mithrsg., 1984). A: Aufklärung, Antifa, Exilliteratur, Biographik.

Bensussan, Gérard, ist Deutschlehrer in Paris und Mithrsg. des *Dictionnaire Critique du Marxisme* (1986). *Bommert, Christian*, 1957; Studium von Deutsch und Sport an der Univ. Bremen, Doktorand. A: Peter Weiss »Ästhetik des Widerstands«.

Braun, Volker, Schriftsteller, Mitarbeiter am Berliner Ensemble. V: *Unvollendete Geschichte* (1977), *Großer Frieden*, Schauspiel (1979), *Training des aufrechten Gangs*, Gedichte (1980), *Geschichten von Hinze und Kunze* (1983).

Burgdorf, Dagmar, 1948; Dr.rer.pol., Lehrbeauftragte an der Univ. Bremen. V: *Blauer Dunst und rote Fahnen* (1984); *Wohn- und Lebensverhältnisse von Sozialhilfeempfängern* (1985).

Connell, Bob, 1944; Prof. f. Soziologie, School of Behavioural Sciences, Macquarie Univ., North Ryde (Australien). V: *Making the Difference: Schools, Families and Social Division* (Koautor, 1982); *Which Way is Up? Essays on Class, Sex and Culture* (1983); *Hard and heavy phenomena: the sociology of masculinity since 1900* (Koautor, 1985).

Cunneen, Chris. V: *State, Capitalism and Youth* (1983).

Daxner, Michael, 1947; Prof. f. Hochschuldidaktik an der Univ. Osnabrück. V: *Andere Ansichten der Natur* (Mithrsg., 1982); *Hochschulen auf dem rechten Weg* (Mitautor, 1986). A: Wissenschaftspolitik, Hochschulsoziologie, Philosophie. M: GEW.

Egner, Hanno, 1956; Doktorand am Institut f. England- und Amerikastudien der Univ. Frankfurt/M. A: Südafrikanische Literatur. M: Frankfurter Afrika-Arbeitskreis.

Garz, Detelef, 1949; Assistent f. Allg. Päd. an der Univ. Osnabrück. V: *Strukturgenese und Moral* (1984). A: Allg. Pädagogik, Sozialisationsforschung, Anthropologie.

Haberditzl, Sibylle, 1923; Schuldienst 1947-85 mit Deutsch, Latein, Geschichte, Politische Weltkunde. Redakteurin des *Argument*. M: GEW.

Hennig, Eike, 1943; Dr.phil., Prof. für Politikwissenschaft an der Gesamthochschule Kassel. V.: *Bürgerliche Gesellschaft und Faschismus in Deutschland* (1982); *Hessen unterm Hakenkreuz* (Hrsg., 1983). A: Faschismusanalyse, Neonazismus/Extremismus.

Herrgott, Gerhard, 1952; Dipl.-Math., studiert Klavier an der Hochschule der Künste Berlin.

Hitzler, Ronald, 1950; M.A. (Soziologie), Wiss. Mitarbeiter. A: Kultur- und Wissenssoziologie, Grundlagenforschung. M: DGS Sektion Kultursoziologie.

Honer, Anne, 1951; M.A. Soziologie/Pol., Wiss. Mitarbeiterin. A: Kultursoziologie, qualitative Methoden, Ethnographie. M: DGS Sektion Kultursoziologie, Sportsoziologie.

Jäger, Michael, 1946; Dr.phil. V: *Über Macht und Parteien*, in: *Marxismus und Theorie der Parteien*, AS 91 (1983); *Die Methode der wissenschaftlichen Revolution*, AS 137 (1985). A: Parteien, Neokorporatismus, Wissenschaftstheorie. M: GEW, DVPW.

Jendretzki, Joachim, 1959; Doktorand (Germanistik) an der FU Berlin.

Johannes, Rolf, 1961; M.A. (Philosophie), Zivildienstleistender. V: *Krise und Kritik* (Hrsg., 1983). A: Philosophie (französischer Materialismus).

Ketelhut, Barbara; siehe *Argument* 156

Klinger, Gerwin, 1955; Studium der Philosophie an der FU Berlin. A: Philosophie im Faschismus. M: ÖTV.

Konersmann, Ralf, 1955; Studienref. und Doktorand. A: Philosophie der Subjektivität, deutsche Romantik. M: GEW.

Labica, Georges, 1930; Philosophieprofessor an der Univ. Paris X, Leiter der Forschungseinheit pol., ök. und soziale Philosophie am CNRS. V: *Le statut marxiste de la philosophie* (1976); *Le marxisme-léninisme / Eléments pour une critique* (1984); *Dictionnaire critique du marxisme* (Hrsg., 1986). A: Marxist. Theorie.

Meyer, Lutz, 1953; Dr.phil., Projektmitarbeiter der VW-Stiftung (Politikwiss.). V: *Ziele, Bedingungen und Konfliktbereitschaft der iranischen Erdölpolitik 1970-80* (1980); *Papiertechnologie und Dritte Welt* (Mitautor, 1983). A: Dritte Welt, Vorderer Orient, Weltwirtschaft.

Middleton, Peter, 1950; Dozent für Englisch, Univ. of Southampton. V: *Wittgenstein und Männlichkeit* (1986).

- Mindermann, Erhard*, 1957; Doktorand (über Peter Weiss), Stud. Hilfskraft an der FU Berlin, freier Journalist. A: Literaturtheorie, Nachkriegsliteratur, Postmoderne.
- Novak, Michael*, 1956; Studium der Philosophie an der FU Berlin.
- Pietilä, Veikko*; siehe *Argument* 155
- Schäfer, Alfred*, 1951; Dr.päd., Jugendbildungsreferent und Lehrbeauftragter. V: *Zur gesellschaftlichen Formbestimmtheit schulischer Sozialisation* (1978); *Disziplin als pädagogisches Problem* (1981); *Systemtheorie und Pädagogik* (1983). A: Allgemeine Pädagogik/Metatheorie der Erziehung, Sozialisationstheorie.
- Schlösser, Hermann*, 1953; Dr.phil., Lektor für Deutsch an der Univ. Pisa. V: Diss. über *Reiseberichte von Wolfgang Koeppen, Rolf Dieter Brinkmann und Hubert Fichte* (1986).
- Schmidt, Ricarda*, 1953; Dr.phil., z.Zt. arbeitslos. V: *Westdeutsche Frauenliteratur in den 70er Jahren* (1982). A: deutsche und angloamerikanische Frauenliteratur; E.T.A. Hoffmann.
- Schulze, Frank*, 1957; Studium der Geschichtswissenschaft, Doktorand am Institut für England- und Amerikastudien an der Univ. Frankfurt/M. A: Geschichte der neuen englischsprachigen Literaturen. M: Frankfurter Afrika-Arbeitskreis.
- Schweppenhäuser, Gerhard*, 1960; Studium der Philosophie, Germanistik u. Pädagogik, Wiss. Hilfskraft an der Univ. Hamburg. V: *Epik des Zerfalls* (in: *Kürbiskern* 1/85); *Die revidierte Kritische Theorie* (in: *Leviathan* 4/85). A: Philosophie, Literaturwissenschaft.
- Sigrist, Christian*, 1935; Dr.phil., Prof. f. Soziologie an der Univ. Münster. V: *Indien* (1976); *Regulierte Anarchie. Untersuchung zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segment. Ges. Afrikas* (1979); *Gesellschaften ohne Staat* (Mithrsg., 1978). A: Entwicklungssoziologie, polit. Soziologie, Anthropologie.
- Weingarten, Michael*; siehe *Argument* 155
- Weyer, Johannes*; siehe *Argument* 156
- Zeuner, Bodo*; Dipl.-Pol., Dr.phil., Prof. f. Polit. Wiss. an der FU Berlin. V: *Innerparteiliche Demokratie* (1969); Aufsätze zur Parlamentarisierung der Grünen/Alternativen. A: Innenpolitik der BRD, Gewerkschaften, neue soziale Bewegungen.



Immanuel Wallerstein **Der historische Kapitalismus**

Wallerstein entwickelt hier seinen Begriff des Kapitalismus als historisches Weltssystem, erklärt die Mechanismen der Weltwirtschaft und ihren institutionellen Rahmen: Staaten, Klassen, Völker und die ideologischen Mechanismen — Rassismus, Sexismus, Universalismus. Er erläutert die historische Entstehung von systemfeindlichen Bewegungen und die Schranken, an die sie stoßen. »Das Buch macht deutlich, daß Wallerstein eine Herausforderung gerade für die 'linke' Sozialwissenschaft darstellt.«
Karl Georg Zinn

110 Seiten, Frz. Brosch., 18,- DM

DÜSSELDORFER DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

5 '86

L. Börne: Das Leben und die Wissenschaft

R. de la Vega: Hegel und die »Dritte Welt«. Anmerkungen zu einer fatalen Geschichtsphilosophie

Th. Neumann: Die Wiederentdeckung der Nation — Zeitschriftenschau

A. Neustuss: Die Ideologien und das Ideologische — Zur Eingrenzung eines unermesslichen Problems (Zweiter Teil)

W. Paul: »Vom Geist der Wirtschaft«. Wie er von Walter Rathenau bis Edzard Reuter weht

C. Knobloch: Hase und Igel in der Soziologie: Niklas Luhmann

P. Maiwald: Notizbuch 10

A. Raethel: Über Mütterarbeit. Ein erneuter Versuch, den Reproduktionsprozeß ins Zentrum zu rücken

geplant für

6/7 '86

S. v. Ingersleben: Eliten, Avantgarden und die Eco-Nomie der Zeit

A. Hüfner: Ludwig Börne

P. Maiwald: Gespräch mit Günter Kunert

R. Marwedel: Nachtflug: Disco als Lebensform

M. Ben: August, ik liebe dir. Margaretha von Trotta: Rosa Luxemburg

3. Jg. 1986

Redaktion: Michael Ben. Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann — Erscheint monatlich 10 mal im Jahr (außer Juli/Aug.), Einzelheft 15,- DM, im Abo 12,- DM + Versandkosten. Redaktions- und Bestelladresse: Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/361 33 60

Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

5 '86

Magazin

J. Esser: Berliner Skandal: Der Test muß sein — Volksbegehren

S. Baier: Datengesetz für Polizei in Hessen

M. Damian: Giftmüll in Hessen

H. Özak: Von »Ganz unten« nach oben?

W. Schoppe: Schröders Verwandlung

Ch. Eckart: Historische Veränderungen der Existenzsicherung von Frauen durch Ehe und Erwerbstätigkeit

M. Ibrahim-Knoke: »Ohne uns würde sich da nichts tun!« Politik für Frauen ...

M. Mies: Wie der Ongole-Bulle enden? Männer und Reproduktionstechniken

E. Köhler: Dissidenz und Nationalismus

Automobile

G. Armanski: Autokultur

H. Holzapfel: Schneller, höher, weiter. Räume schrumpfen zu Punkten

A. Kugler: O'Lord, won't you buy me a Mercedes Benz. Arbeiter und Auto

KIWI: Mannheimer Auto-Gramm. Die Carl Benz-Stadt

Debatte

Th. Ebermann/M. Böttcher: Gewaltmonopol und Rechtsstaat. Eine Polemik gegen Joscha Schmierer

K. Croissant u.a.: Zur Verknüpfung von Friedens- und Menschenrechtsfrage

Kultur

B. Sellach: Wo die Frauenbewegung steht

K. Hauser: Feminismus und grüne Parteipolitik. Über die »quotierte Hälfte in den grün alternativen Parteien«

4. Jg. 1986

Redaktion: M. Ackermann, G. Heinemann, M. Ibrahim-Knoke, J. Schulerer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt 11. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach 11 11 62, 6000 Frankfurt 11

L'80

37 '86

Lesekultur

H. Zimmermann/J.-D. Kogel: Leselust — Lesewut

O. Lorenz: Lesekultur. Ein kritisches Plädoyer

P. Süskind: Anmesie in litteris

Ch. Graf v. Krockow: Die Verschwörung zum Vorlesen

R. Flügge: Fund- und Fallgruben, oder: Lesen als Widerstand?

B. Meyer-Wehlack: Das Lesekind

U. Prell: Entdeckerräume

Thema Medien

R. Schattenfroh: Einige Überlegungen zum Fernsehkonsum

U. Gerhard: Hat das Hörspiel als Radio-kunst noch eine Chance?

Lyrik

M. Wolkow: Lenin fliegt

A. Röhler: Aber der Frühling ist wirklich o.k.

Prosa

L. Rathenow: Einsteins Hirn 3

F. Werner: Ein Abkommen zur gegenseitigen Erleichterung

Gespräch

M. Riedel/P. Zudeick: Orpheus in der Zwischenwelt, oder: Ernst Bloch in Leipzig

Dokument

G. Grass: West-östliches Höllengelächter. Rede auf dem PEN-Kongress vom 12.-18. 1.86 in New York

Herausgeber: Heinrich Böll f. Günter Grass, Tomas Kosta, Carola Stern, Johano Strasser, Heinrich Vormweg. Redaktion: Johano Strasser, Franziska Sperr. — L'80 erscheint viermal jährlich. Einzelband DM 15,—, Jahresabo DM 50,— (zzgl. Versand). — L'80 Verlags-GmbH, Hansestraße 63a, 5000 Köln 90

positionen

62 '86

Th. Heilmann: »Auswege aus dem industriellen Wachstumsdilemma« — ein Literaturbericht

Bereitschaft zum Aufbruch. Ein Gespräch zum Forderungskatalog der POCH-Frauen

R. Fischer: Betrachtungen zur laufenden Diskussion

Diskussion Stadtentwicklung

POCH-Zürich: Manifest über die Stadt und was sich daran ändern soll

P. Mattmann: Sollen wir wirklich metropolitan denken?

S. de Beauvoir: Die Entstehung der »Temps Modernes«

60/61 '85

U. Mäder: Von der Freizeit zur Freiheit?

A. Schmid: POCH und GSoA — Für eine starke Armeefeindlichkeit

R. Fischer: Immanenz oder Transzendenz: ist das die Frage? Notizen zur Brauchbarkeit Beauvoirscher Kategorien für die Frauenbewegung

R. Nemitz: Der neue Spiritualismus. Kritische Anmerkungen zu Fritjof Capra und Konsorten

U. und R. Gerber: Brief aus Moçambique
13. Jg. 1986

Herausgegeben von einem Redaktionskollektiv der Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH) — 6 Nummern pro Jahr — Einzelheft Fr. 3,50, Doppelheft Fr. 5,— — Abo: Schweiz Fr. 18,—, Ausland Fr. 21,— — Redaktion positionen, 8026 Zürich, Postfach 539

psychologie heute

5 '86

Titel

A. Hüper: Die andere Frau

Politik & Psyche

J. Strasser: Sicherheit als destruktives Ideal

M. Mitscherlich: Die Mühsal der Trauer

Essay

E. Ostermann: Ali Wallraff: Stellvertreter, Heilsbringer und Märtyrer

Drogen

W. Heckmann: Wie man vom »Schnee« wieder herunter kommt

Praxis

F. Wöllr: Die hilfreiche Stimme am Telefon

4 '86

Titel

U. Rosenfeld/D. Pfeiffer: »Ich lach' mich tot«. Zur Sprache des Lachens

U. Nuber: Lachen — »Das beförderte Lebensgeschäft im Körper«

Vertrauen

J.K. Rempel/J.G. Holmes: Trauen Sie Ihrem Partner? Und wenn ja — wie weit?

Hypnotherapie

B. Peter: Hypnose — Vom Schaubudenzauber zur seriösen Therapie

Depression

L. Reiter: Der stille Schrei nach Liebe

Sexualtherapie

A. Gers/R. Pern/M. Heilemann: Frauen therapieren Vergewaltiger

13. Jg. 1986

Redaktion: Heiko Ernst (verantwortl.), Mario Damin, Monica Moebius, Ursula Nuber; Redaktionsassistentin: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 5,80 DM, Jahresabo 58 DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

rote blätter

5 '86

Künstler gegen Apartheid

Ihr Engagement, Gespräche mit Little Steven und Peter Maffay, und politische Hintergründe

Beilage

Festival der Jugend: Das Programm

Internationales

Libyen

BRD

Wackersdorf-Report

DGB-Befragung

Frauen

Gewalt an der Hochschule

Kultur

Billy Bragg

Bismarck heute

Urlaubsträume

4 '86

Titel

Demokratieabbau

Arbeiterkämpfe

BRD

Ernst Thälmann

Frauen

MSB-Frauenkonferenz

Internationales

Welt ohne Waffen

KPdSU-Parteitag

Frankreich nach den Wahlen

Kultur

Rosa-Luxemburg-Film

16. Jg. 1986

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer (verantwortlich), E. Eckhardt, L. Janssen, V. Kissel, M. Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich. — Einzelheft 2,- DM, Jahresabo 19,50 DM — Redaktionsanschrift: rote blätter, MSB Spartakus, Postfach 2006, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag: Weltkreis-Verlags-GmbH, Braunschweiger Straße 20, 4600 Dortmund.

TEXT+KRITIK

89-90 '86

Wolfgang Hildesheimer

W. Jens: Wolfgang Hildesheimer: ein bildender Künstler

W. Hildesheimer: Die letzten Zettel

P.H. Neumann: Hildesheimers Ziel und Ende. Über »Marbot« und die Folgerichtigkeit des Gesamtwerks

G. Blumberger: Der Rest ist Schweigen. Hildesheimers Literatur des Absurden

F. Loquai: Auf der Suche nach Weite. Zur Prosa Wolfgang Hildesheimers

O. van Weerdenburg: Hildesheimers Mozartbuch

A. von Bormann: Der Skandal einer perfekten Biographie

W. Hildesheimer/H. Kesting: »Mozart« und »Marbot« — Spiegelbücher? Ein Gespräch

Ch.F. Lorenz: Das fragende Theater des Wolfgang Hildesheimer

M. Lauffs: Reden ist Gold

H. Puknus: Das Scheitern der Welt. Hildesheimers Hörspiele der siebziger Jahre

V. Jehle: Vita Wolfgang Hildesheimer

V. Jehle: Bibliographie

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Laurien, O. Lorenz. — Erscheint jährlich in 4 Hefen. — Abopreis 34,— DM zzgl. Versandkosten — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

81 '86

Zeitfragen, Kommentare

J. Spurk: Die Wahlen in Frankreich

R. Albrecht: Arbeitslose Akademiker

G. Weigand: Vom Unfehlbarkeitswahn rechtsstaatlicher Justiz

F. Werkentin: Maschinenlesbare Personalpapiere

A.A. Guha: Gorbatschows Abrüstungsvorschläge

Wozu eigentlich noch Bildung?

W. Pfaffenberger: Die Bildungskrise der achtziger Jahre

Arbeitskreis »Erziehung zur Erziehung«: Numerus Clausus in bayerischen Grundschulen

P. Büchner: Sozialisationshilfe statt Bildung und Erziehung?

U. Rabe-Kleberg: Wissen — aber keine Macht! Oder: Was hat die Bildungsreform den Frauen gebracht?

M. Wittmeier: Gedenkstätten der Gegenwart als Lernorte der NS-Geschichte

G.J. Friesenhahn: Interkulturelle Pädagogik

A. Bernhard: Bildung zwischen Widerstand und Utopie. Aspekte einer Repolitisierung der Bildung

R. Narr: Die Spontaneität nicht austreiben lassen

Kritik

J. Glötzner: Die Rolle der Frau in Mathematikbüchern

J. Glötzner: Lehrplanmäßige Ausländerfeindlichkeit

25. Jg. 1986

Herausgegeben vom Vorgänge e.V. in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint in der Regel zweimonatlich. Einzelheft 12,- DM (Doppelheft 18,- DM); Jahresabo 52,- DM zzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Bräuhäusstr. 2, 8000 München 2

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

18 '86

*Im Osten nichts Neues? Über den realen
Sozialismus in der DDR*

T. Kunstreich: Proletarische Gesellschaft
— »Prometheus in Fesseln?«

A. Bust-Bartels: Stärken und Grenzen des
realsozialistischen Sozialstaats

B. Rose: Nicht gesellschaftsfähig? Ge-
schichte einer Fraueninitiative

H. Eißfeldt: Rundum gelungen — Besich-
tigung eines volkseigenen Betriebs

U. Brucks/W.B. Wahl: Arbeit und Ar-
beitswissenschaften in der DDR

W. Plum: Preussen realisieren Sozialismus
— Kurze Reiseeindrücke

Forum

N. Diemer: Replik auf Alfred Cassebaums
»Überlegungen zur Krise des Gesundheits-
wesens«

W. Manke: Umzingelt von der Postmo-
derne?

B. Rauschenbach: Bei ungleicher Quali-
fikation ... Plädoyer für die Erhöhung des
Frauenanteils an den Hochschulen

W. Zimmermann: Momentaufnahmen aus
dem Leben eines »gescheiterten« Referen-
dars

A. Bernhard: Ökologie und Bildung. Zur
Kritik der Grundlagen einer speziellen
»Ökopädagogik«

6. Jg. 1986

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: N. Die-
mer, D. Marzi, E. Schmid, F. Schütte, Ch. Schön, J.
Gottschalk-Scheibenpflug, Ch-B Kimmich, Th. Kim-
mich, T. Kunstreich, F. Düchting, R. Laux, F. Manke,
B. Rose, K. Dehnbestel, H. Narr, H. Dorn, M. Trinkl,
K. Blanc, D. Hail, C. Wittacke, W. Völker, G. Pabst,
M. Hentschel, A. Wagner, A. Schaarschuch. — Jahr-
lich 3-4 Hefte. — Einzelheft zwischen 9 und 15 DM
incl. Versand. Jahresabo 39 DM. — Redaktion Wider-
sprüche: Postfach 10 20 62, 6050 Offenbach. — Ver-
trieb: Verlag 2000, Postfach 10 20 62, 6050 Offenbach

Zeitschrift für Soziologie

2 '86

Theorie

G. Stauth/B.S. Turner: Nietzsche in We-
ber oder die Geburt des modernen Genius'
im professionellen Menschen

H.-G. Vester: Transformation von Sinn.
Ansätze zu einem Mehrebenenmodell

Schichtung

M. Clar: Soziale Mobilität und Freundschaftswahlen. Ein Vergleich beider Prozesse in ihren Auswirkungen auf die soziale Lage der Person

Bildung und Geschlecht

J. Handl: Führt die Angleichung der Bil-
dungschancen zum Abbau geschlechtsspe-
zifischer beruflicher Segregation? Eine
einfache Frage, aber kontroverse Antworten

Soziologie der Soziologie

W. Fach/U. Weigel: Die Lücke als Lei-
stung. Über das lautlose »Ende der Ar-
beitsteilung«

Nachruf

H. Strasser: Werner Stark — Gelehrter
und Katholik: 1909-1985

15. Jg. 1985

Hrsg.: Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld. -
Herausgebergremium: B. Badura, H.-D. Evers, Th.
Luckmann, K.U. Mayer, W. Rammert. — Redaktion:
W. Rammert. - Erscheinungsweise: Vierteljährlich. -
Einzelheft 28,80 DM, Jahresabo 90,- DM, Studenten-
abo 49,80 DM. Ferdinand Enke Verlag Stuttgart, Post-
fach 1304, 7000 Stuttgart 1

FRAUEN BILDER

... gegen HERRschendes Frauenbild



Die besten unter 600 Fotos eines Frauen-Fotowettbewerbs enthält der Band, um Texte ergänzt und in sechs Gruppen gegliedert: Klischees und Wirklichkeit — Reservoirarmee — Mutterglück? — VerGEWALTigung — Außen vor — Power ...



Fraudaseln

Haare, Brust, Hintern, rote Lippen
Alles das ist Weiblichkeit

Mal viel Bein, viel Brust oder ganz naiv
Das ist Weiblichkeit in der Mode
Mal Sexbombe, 'mal Dummdchen, 'mal Domina
Das ist Weiblichkeit im Film.
Mal hübsche Karrieristin, fließige Sekretärin, Hausfrau
Das ist Weiblichkeit in der Werbung

Aufopfernde Mutter, Kindsmörderin oder Verführerin
Das ist Weiblichkeit in der Kirche
Heimchen, billige Arbeitskraft, Schmuck der Republik
Das ist Weiblichkeit in der Politik

Aber was ist wirklich Weiblichkeit?

Nicht das Warten auf den Märchenprinzen
Nicht das Reduziert-werden-wollen auf Körper
Nicht das Unterordnen unter alle Interessen
Nicht der Spielball aller männlichen Wünsche

Nein, Schwestern
Aufbegehren, Wehren, Fordern
Kämpfen für gleiche Rechte, Chancen, Wünsche
Kämpfen gegen all unsere Fesseln
Kämpfen für unseren Kopf, Bauch und Körper

Das alles ist heute unsere Weiblichkeit
Sabine Pöggel

«Die Auswahl der 100 besten Fotos zeigt die gesamte Vielfalt des Lebens! von Frauen in unserer Gesellschaft.» (aus dem Vorwort von Lisa Reichel-Koß und Jürgen Egert)



Format: 210 x 280 mm

80 Seiten — 19,80 DM

Bestellungsanschrift: spw-Vertrieb, Tegeler Str. 6 in 1000 Berlin (West) 65, Tel. 030 / 461 70

FRAUEN BILDER ist zugleich Katalog der gleichnamigen Wanderausstellung. Die dazugehörige Postkartenserie mit 16 Motiven und/oder zwölfblättrige Plakatmappe (DIN A 2) können beim Juso-Landesverband Berlin, Mühlenstr. 163 in 1000 Berlin 65 zum Preis von je 10,-DM Versand bestellt werden.

Westfälisches Dampfboot

Erscheint im Juni 1986:

Hans-Günter Thien / Hanns Wienold (Hrsg.),

Herrschaft, Krise, Überleben – Gesellschaft der Bundesrepublik in den achtziger Jahren

Die seit 10 Jahren andauernde ökonomische Krise ist allgegenwärtig und ungreifbar zugleich. Die krisenhafte Reproduktion der gesellschaftlichen Strukturen schlägt sich zwar in harten Fakten nieder (Arbeitslosen-Statistiken), aber zugleich ist sie zur Normalität geworden. Mit diesem Sammelband wird den Auswirkungen dieses Sachverhalts ebenso nachgegangen wie seinen Ursachen. Dabei werden etwa behandelt: Veränderungen des politisch-ökonomischen Herrschaftszusammenhangs, Krise des Sozialstaats, Strategien und Praxis der Gewerkschaften, Veränderungen betrieblicher Strukturen, politische Hegemonie der Bourgeoisie, Verarmungsprozesse, Krisenbetroffenheit von Frauen, die Lage von Arbeitsmigranten, Regionale Disparitäten und Wohnungsversorgung, betriebliche Gegenwehr.

Zu den Autoren zählen u.a.: Kurt Hübner, Lothar Lappe, Christof Watkinson (Berlin, Prokla-Redaktion), Hartmut Häubermann (Bremen), Walter Siebel (Oldenburg), Sabine Gensior (Berlin), Roland Reichwein (Münster).

ISBN 3-924 550-19-0

ca. 408 S.

ca. 30. – DM

Überarbeitete und erweiterte Neuauflage!

F. Buer / A. Cramer / E. Dittrich / R. Reichwein / H.-G. Thien

Zur Gesellschaftsstruktur der BRD. Beiträge zur Einführung in ihre Kritik

Aus dem Inhalt: Klassenstruktur – Staat-Gewerkschaften – Soziale Ungleichheit – Familie – Schule – Jugend – Sozialarbeit »... eine interessante, in mancher Hinsicht den sonstigen sozialwissenschaftlich orientierten »Sozialkunden der Bundesrepublik« überlegene Alternative.« (U. Kadritzke, Das Argument); »... ein lesenswerter Versuch, sich aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen zu stellen.«

(Sozialismus)

ISBN 3-924 550-13-1

439 S.

29. – DM

Gabriele Theling

»Vielleicht wäre ich als Verkäuferin glücklicher geworden« Arbeitertöchter und Hochschule

Nicht erst seit der »Wende« wird die Situation von Studentinnen und Studenten aus der Arbeiterschaft schwieriger – die Konfrontation mit der herrschenden Wissenschaft in ihrer universitären Form prägt ihre Lage insgesamt. Als Betroffene geht Gaby Theling den Konfliktlinien nach, die durch das Aufeinandertreffen verschiedener Lebensformen gesetzt sind. Anhand ausführlicher Interviews entwirft sie ein detailliertes Bild des studentischen Lebens von Arbeitertöchtern, ihrer Auseinandersetzung mit der institutionalisierten Wissenschaft und ihren Problemen, den Bezug zum Herkunftsmilieu aufrechtzuerhalten. Trotz der Reformen im Bildungssystem hat sich die Fremdheit zwischen der Bildungsinstitution, die die Eliten für die bürgerliche Herrschaft produziert, und der Arbeiterklasse nicht verringert. Besonders Frauen aus der Arbeiterschaft müssen ihren Versuch, sich das versprochene Wissen und die erhoffte Bildung anzueignen, mit Leid bezahlen.

ISBN 3-924 550-18-2

125 S.

15. – DM

Weitere Verlagstitel:

Heinz Hülsmann, Die Maske. Essays zur technologischen Formation

128 S., 17.70 DM

Hanns Wienold, Gesellschaftlicher Reichtum und die Armut der Statistik. Einführung in die Sozialstatistik I 2. überarb. Auflage

192 S., 15. – DM

Thomas Fatheuer, Eigentore – Soziologie und Fußball

115 S., 15.90 DM

Lutz Raphael, Partei und Gewerkschaft. Die Gewerkschaftsstrategien der kommunistischen Parteien Italiens und Frankreichs seit 1970

327 S., 31.60 DM

Bitte Verlagsprospekt anfordern!

Verlag Westfälisches Dampfboot, c/o G. Thien, Breul 11a, 4400 Münster · Auslieferung:

Bundesrep.: Prolit-Buchvertrieb, Siemensstr. 18a, Postf. 11 1008, 6300 Gießen 11, Berlin: Rotation, Mehringdamm 51, 1 Berlin 61

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Langenscheidt-Redaktion (Hrsg.): Computergestützter Fremdsprachenunterricht (D. Rösler)</i>	428
<i>Rüschhoff, Bernd: Fremdsprachenunterricht mit computergestützten Materialien (D. Rösler)</i>	428
<i>Ahmad, Khurshid, u.a.: Computers, Language Learning and Language Teaching (D. Rösler)</i>	428
<i>Safranski, Rüdiger: E.T.A. Hoffmann. Das Leben eines skeptischen Phantasten (R. Schmidt)</i>	430
<i>Hosfeld, Rolf: Die Welt als Füllhorn: Heine (J. Jendretzki)</i>	432
<i>Koenigs, Tom (Hrsg.): Mythos und Wirklichkeit. Materialien zum Werk von Gabriel Garcia Márquez (Ch. Bommert)</i>	433
<i>Treichel, Hans-Ulrich: Fragment ohne Ende. Eine Studie über Wolfgang Koeppen (H. Schlösser)</i>	434
<i>Hoffmann, Raimund: Peter Weiss. Malerei — Zeichnungen — Collagen (E. Minder-mann)</i>	435

Soziologie

<i>Jaeggi, Urs: Versuch über den Verrat (M. Daxner)</i>	436
<i>Käsler, Dirk: Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus (J. Weyer)</i>	439
<i>Neuloh, Otto, u.a.: Sozialforschung aus gesellschaftlicher Verantwortung. Entstehungs- und Leistungsgeschichte der Sozialforschungsstelle Dortmund (J. Weyer)</i>	440
<i>Bortz, Jürgen: Lehrbuch der empirischen Forschung (L. Meyer)</i>	441
<i>Girtler, Roland: Methoden der qualitativen Sozialforschung (A. Honer/R. Hitzler)</i>	442
<i>Girtler, Roland: Der Strich. Erkundungen in Wien (A. Honer/R. Hitzler)</i>	442

Erziehungswissenschaft

<i>Keckeisen, Wolfgang: Pädagogik zwischen Kritik und Praxis (A. Schäfer)</i>	444
<i>Kappner, Hans-Hartmut: Die Bildungstheorie Adornos als Theorie der Erfahrung von Kultur und Kunst (A. Schäfer)</i>	445
<i>Schweitzer, Friedrich: Identität und Erziehung (D. Garz)</i>	447
<i>Buck, Günther: Rückwege aus der Entfremdung. Studien zur Entwicklung der deutschen Humanistischen Bildungsphilosophie (A. Schäfer)</i>	448
<i>Blanke, Ingrid: Erziehung und Sittlichkeit. Ideengeschichtliche Studien zu den Anfängen heutiger Pädagogik, Heil- und Sozialpädagogik in der späten deutschen Aufklärung (A. Schäfer)</i>	449
<i>Conze, Werner, und Jürgen Kocka: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert (F. Koners-mann)</i>	451

Geschichte

<i>Ennen, Edith: Frauen im Mittelalter (D. Burgdorf)</i>	453
<i>Duby, Georges: Ritter, Frau und Priester. Die Ehe im feudalen Frankreich (B. Ketelhut)</i>	454
<i>Power, Eileen: »Als Adam grub und Eva spann, wo war der Edelmann?« Das Leben der Frau im Mittelalter (S. Andresen)</i>	456
<i>Ketsch, Peter: Frauen im Mittelalter. Band 1: Frauenarbeit im Mittelalter. Band 2: Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft (D. Burgdorf)</i>	457

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Guggenberger, Bernd, und Claus Offe (Hrsg.): An den Grenzen der Mehrheitsdemokratie (B. Zeuner)</i>	460
<i>Preuß, Ulrich K.: Politische Verantwortung und Bürgerloyalität (B. Zeuner)</i>	460
<i>Perels, Joachim (Hrsg.): Recht, Demokratie und Kapitalismus. Aktualität und Probleme der Theorie Franz L. Neumanns (E. Hennig)</i>	465
<i>Benoist, Alain de: Democratie: Le problème (M. Balduş)</i>	467